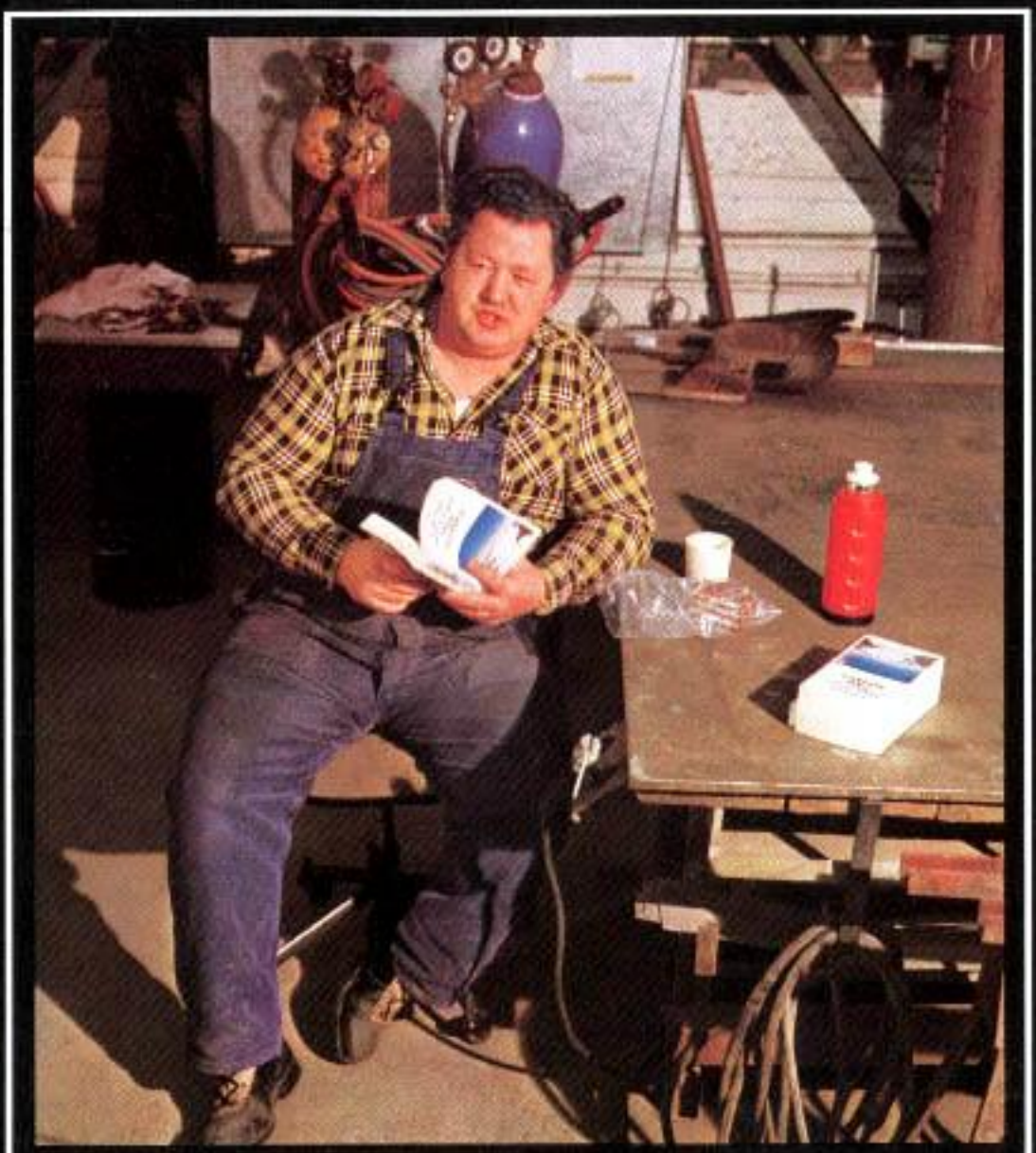
Frühjahr 78 6 Mark

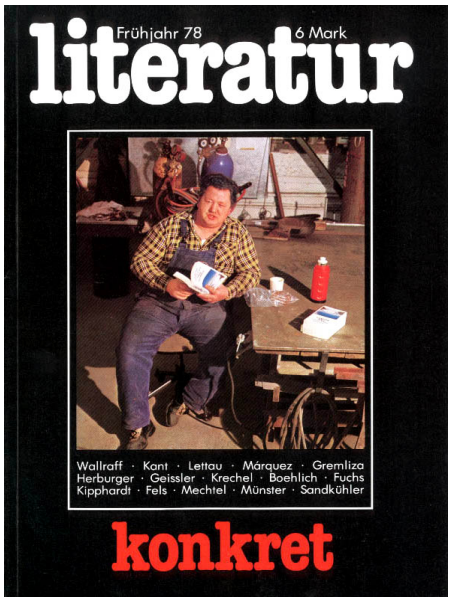
literatur



Wallraff · Kant · Lettau · Márquez · Gremliza
Herburger · Geissler · Krechel · Boehlich · Fuchs
Kipphardt · Fels · Mechtel · Münster · Sandkühler

konkret

in Literatur konkret Frühjahr 1978



Utopie als Aufforderung von Karl Pawek
Editorial

Verlage Verleger Verlegtes

Die Maske fällt: Es wi'rd der Putsch geprobt von Gerd Fuchs
Über die Literarisierung der Politik - Politisierung der Literatur

Schulbücher für Untertanen von Hermann Spix
Ein Unterricht ohne beamtete Lauscher, Zensur und Angst läßt sich im Modell Deutschland fast nur mehr als Idylle denken.

'Rundumrecherchen' von Hein Boon
Infolge der Einschüchterungsstrategie des Springerkonzerns darf Wallraff nichts mehr sagen. Unter anderem darf Wallraff nicht mehr sagen, daß er Günter Wallraff ist. Hier berichtet daher (und wird künftig häufiger an seiner statt sprechen) Hein Boon, ein holländischer Freund Wallraffs, der ihn in den letzten Monaten ständig begleitet hat. Literatur Konkret bat also Hein Boon, an einzelnen Beispielen die Strategie des Springer-Verlages darzustellen. Mittels einer Prozeßlawine versuchte Springer, Wallraffs Bild-Reportage zu entöffentlichen, d. h. durch entsprechende Gerichtsurteile eine weitere Verbreitung zu hintertreiben. Geld allein reicht für ein solches Verfahren nicht aus, man braucht auch Zeugen bzw. kann solche nicht brauchen.

Anklagebüros in den Vororten von Günter Wallraff
Günter Wallraff über die Fortführung seiner Arbeit

Ein unerhörter Todesschrei von Hartmut Gründler
Die lästige Selbstverbrennung des Atomgegners Hartmut Gründler

Musik, Musik, to hell with it! von Günter Herburger

Beschreibung einiger Zimmer in einem langsam umfallenden Haus von Reinhard Lettau

Umgang mit Paradiesen von Heinar Kipphardt
Heinar Kipphardt veröffentlicht neue Gedichte und erzählt, wie sie entstanden sind

Der Dichter als Journalist: Gabriel Márquez von Gabriel García Márquez
Gabriel Carcia Márquez zählt in der BRD zu den meistgelesenen Autoren Südamerikas. Nach Hundert Jahre Einsamkeit (1970) und Der Oberst (1976) erscheint in diesem Frühjahr wiederum bei Kiepenheuer & Witsch sein Roman Der Herbst des Patriarchen: Für bundesrepublikanische Rezensenten ein neuer Anlaß zum Leiern über »ein ungemein erregendes Wortgespinst, eine metaphorische Schmährede in assoziativen Sätzen von teilweise atemberaubender Länge ...«

Besuch verbeten! von Claus-Ulrich Bielefeld
Über einen geheimnisumwitterten Revolutionär, Journalisten und Bestsellerautor berichtet Claus-Ulrich Bielefeld

Die Feindschaft der Neuen Frauen von Birgit Pausch
Birgit Pausch antwortet in einem fiktiven Brief ihren feministischen Kritikerinnen

Die siebte Seite des über den Tisch rollenden Würfels von Christian Geissler

Rezension

DIE SPEISUNG DER OBERN ZEHNTAUSEND von Oskar Cöster

Warum weckt Walser diese Wut? von Ursula Krechel
Rezension

Gedichte mit dem Kopf geboxt von Ludwig Fels
Rezension

Wortkargheit als literarische Gewalt von Hermann Kant
Rezension

Geschichte eines doppelten Scheiterns von Michael Zeller
Rezension

Poetischer Text, lyrischer Wildwuchs von Jochen Kelter
Eine Betrachtung zum Lyrik-Boom und zur westdeutschen Poesie der letzten Jahre

BRECHTS ERBEN von Johannes Bobrowski

Wird Brecht durch Suhrkamp erst schön? von Manfred Béhn

Thomas Mann – Leiden an Deutschland? von Walter Boehlich
Rezension

Die Summe täglicher Erfahrungen nicht nur in der DDR von Angelika Mechtel
Rezension

Die Fußballspieler als Repräsentanten der Arbeiterklasse von Hermann L. Gremliza
Rezensionen

Die unwirkliche Wirklichkeit unwirklich werden lassen von Lottemie Doormann
Rezension

Mord an Christus und Reich von Pawel Klinger
Rezension

Medienliteratur 78: »... geistiger Tod täglich aus tausend Röhren ...« von Karl Pawek
Rezensionon

Kopfstand – Philosophie von Hans-Jörg Sandkühler

Mimosen im Gewerkschaftsgarten von Ingrid Zwerenz
Ingrid Zwerenz, Mitglied der Tarifkommission Verlage, berichtet über dichtende Gewerkschafter.

Die schlaue Krake von Christoph Rodig
Reinhard Mohn - wie fortschrittlich ein Reaktionär sein kann, beschreibt Christoph Rodig

Sobota: »Ich bin ein Chauvinist, Madame« von Hartmut Schulze
Hartmut Schulze beobachtete die Präsentation eines Zuhälters, der zur Nutte wurde

Wie Vorbeter des Bürgertums von Friedrich Knilli

Friedrich Knilli untersucht die Literatursendungen des Deutschen Fernsehens

Anti-Maulkorb von Rudi Bergmann

»Verlust heißt Kartoffelsalat« von Horst Tomayer

Horst Tomayer bittet den Autor eines Ratgeber Erfolg-Buches um ganz persönliche Hilfe

Kommentierte Bibliografie

Literatur-Konkret Frühjahr 1978, S. 4

Karl Pawek

Utopie als Aufforderung

Editorial

Als wir den Titel dieses Heftes fotografierten, saß in einer Ecke der Werkstatt ein Schweißer und las während der Frühstückspause Novellen. Seine Kleidung entsprach jedoch nicht den Anforderungen eines Farbtitels, wir mußten daher die Aufnahme stellen. Somit ist unser Titelbild realistisch und utopisch zugleich, indem es das zugegeben Außergewöhnliche zur wünschenswerten Normalität erhöht.

Noch sind Arbeiter im Umgang mit Literatur ähnlich hilflos wie der Redakteur eines Literaturmagazins im Gebrauch von Werkzeugen. Noch lesen kaum Arbeiter Literatur und erst recht nicht konkrete, noch enthält diese Zeitschrift keinen einzigen Beitrag eines Handarbeiters. Dennoch wurde Literatur Konkret ignoriert von den Kulturverwaltern in den Medien, und das ist nicht einmal verwunderlich.

Seit dem Erscheinen unserer ersten Ausgabe hat z. B. DIE ZEIT folgende neue Literaturzeitschriften ihren Lesern angekündigt: 'Aqua Regia', 'Siope', 'Cimarron', 'Literatur für Leser', 'Sprache und Datenverarbeitung'. Die Druckauflage all dieser Zeitschriften zusammengerechnet beträgt nur einen Bruchteil der verkauften Auflage von Literatur Konkret. Sollte ein unzureichendes Niveau unserer Zeitschrift die Damen und Herren in den öffentlichen und privaten Anstalten veranlaßt haben, rücksichtsvoll zu schweigen? Sollten sie aus Pietät darauf verzichtet haben, ein linkes Magazin zu kritisieren? Wohl kaum.

Ihr Schweigen hat andere Ursachen. Wahrscheinlich sind es die gleichen, die ungezählte begeisterte Briefe und Anrufe von Lesern auslösten. Ich vermute, es ist die unscheinbare Radikalität dieser Zeitschrift, die sie so schwer berechenbar, klassifizierbar macht für jene, die für das Berechnen, Klassifizieren zuständig sind in den Redaktionen.

Wir haben mit Literatur Konkret die Spielregeln verletzt, indem wir nicht nur über Kunst, Geist, Gefühle sprachen, sondern auch Geld und Umsatzzahlen und Mechanismen des Betriebes erwähnten. Derartiges berührt manchen unangenehm, läßt Solidarität in der Abwehr entstehen auch bei denen, die Fremdwörter sehr wohl, nur eben dieses nicht kennen.

Doch ihre Herrschaft über den Literaturbetrieb ist nicht unüberwindbar dort, wo sie unzeitgemäß geworden ist und die Bedürfnisse vieler Menschen nicht mehr befriedigt. Kulturgenuß als Selbstzweck, die Faszination des Mitredenkönnens, die Heimeligkeit des Erbaulichen, das alles interessiert nicht mehr sonderlich jene, die mittels Kultur verändern statt verdrängen wollen. Der Wert künftiger Literaturen wird sich allein daran messen, wie weit sie zur verändernden Bewältigung der Wirklichkeit beitragen. Dieses wesentliche Kriterium unserer Literaturkritik haben wir nicht verheimlicht.

Volksfrontscheiße nannte das ein bekannter linker Verleger. Ganz abgesehen davon, daß wir, um mit Walter Jens zu reden, lieber »in der Front des Volkes als im Arsch der Reaktion« tätig sind, bedeutet diese Haltung nicht einen Triumph der Ratgeberliteratur, der dümmlichen Vordergründigkeit. Die Wirklichkeit ist komplex, ebenso muß es ihre Beschreibung, Analyse, Verarbeitung sein. Hier hat Kunst ihre Funktion.

Wir haben weiter an der Konzeption für Literatur Konkret gearbeitet und vielleicht einen winzigen Schritt in die Zukunft getan. Entscheidend aber wird sein, ob -und auch das ist wiederum Utopie - einmal die unselige Trennung von Schreibern und Lesern aufgehoben werden kann.

Voluntarismus hilft da nichts. Kein Beschluß irgendeines Zentralkomitees kann bewirken, daß unter den gegenwärtigen Bedingungen Leser etwas anderes schreiben als schlechte (da unvollkommene) Imitationen des Gelesenen. Die Qualitätskriterien der 'Hohen Literatur', unsere Vorstellungen von Wert und Bedeutsamkeit, verhindern deren ungeübte Mitgestaltung. Dennoch haben alle Menschen unvorstellbar viel zu berichten und nicht nur nachgeplappert Unwesentliches. Kaum jemand hört ihnen zu, außerdem wurde ihnen schon früh beigebracht, das Maul zu halten und den Berufenen das Erzählen zu überlassen.

Utopien sind Aufforderungen. Eines Tages wird auch im Kulturbereich diese herrschaftsbildende Form der Arbeitsteilung überwunden werden müssen. Literatur Konkret will dazu beitragen. Leser und Schreiber sind aufgefordert, sich daran zu beteiligen.

Literatur-Konkret Frühjahr 1978, S. 6

Verlage Verleger Verlegtes

Günter Grass erhielt für den 'Butt' seinen ersten Literaturpreis, den 'Mondello-Preis' der sizilianischen Regionalregierung. Nachfragen beim Italienischen Kulturinstitut nach früheren Preisträgern und der Preishöhe konnten nicht beantwortet werden, ein 'Mondello-Preis' ist dort nicht bekannt. So viel steht fest: Im Ort Mondello gibt es zwar keine Buchhandlung, dafür einen berühmten Fischmarkt. Sollte sich die Preisverleihung als ein Mißverständnis herausstellen?

*

Jedes vierte Buch der Weltproduktion wird in der SU gedruckt, dem - laut UNESCO - 'lesefreudigsten Land der Welt'. Gab es 1917 in der SU nur 14.000 Bibliotheken mit knapp 9,5 Millionen Büchern, stieg die Zahl der Bibliotheken inzwischen auf 350.000, ihr Bestand auf 36 Milliarden.

*

1n der BRD werden jährlich ca. 360 Millionen Romanheftchen und 190 Millionen Comics verkauft. Medienanalytiker rechnen mit sechs Lesern je Exemplar: Jeder BRD-Bürger liest somit durchschnittlich mehr als 50 dieser Illusionsspender jährlich. Robert Putz schrieb dazu:

»Vielmehr dünkt es unsthöricht, scheel zu sehen auf die Existenz einer Literatur, und ob sie auch wirklich nur eine Literatur zweiten Ranges wäre, so lange wir die Thatsachen, welche ihre Existenz nöthig machen, sowenig wegschaffen als wegleugnen können.« (In: 'Über die Unterhaltungsliteratur, insbesondere der Deutschen', 1847)

*

Seit Jahren auf den ersten Plätezen der Libri-Liste (im Gegensatz zu den diversen Bestsellerlisten liegen der Libri-Liste die tatsächlichen Verkaufszahlen zugrunde) steht ein Buch, für das noch nie geworben, das kaum besprochen wurde: Saint – Exupérys 'Der kleine Prinz`. Literatur Konkret bat Günter Herburger um eine Besprechung. Seine Antwort: »Ich kannte den 'kleinen Prinz' nicht, las ihn nun, kann mit dieser Tugendfibel nichts anfangen. Kurios ist, daß dies zutiefst homoerotische Märchen soviel Deutschen gefallen hat. Frage: Sind sie dem süßlichen Charme Saint-Exupérys erlegen und insgeheim selbst schwul, was ein Segen wäre?«

*

Unerhörtes wußte 'Buchreport' zu berichten: Der Kölner Verlag Kiepenheuer & Witsch (Autoren u. a. Böll, Wallraff, Sobota) plante einen Ratgeber für alteinstehende Mütter und Väter, 160 Seiten lang, 12,80 DM teuer. Kurze Zeit nach der Ankündigung des Buches erfuhr der Verlag, daß das Bonner Familienministerium einen ebensolchen Ratgeber unter dem Titel 'So schaffe ich es allein` herausgibt, zwar nur 63 Seiten stark, dafür kostenlos (zu beziehen über den 'Verband Alleinstehender Mütter und Väter'). 'Buchreport' kommentierte den Vorgang: »Wenn Steuergelder dazu mißbraucht werden, nicht nur mit privatwirtschaftlichen Unternehmen in Konkurrenz zu treten, sondern diesen auch empfindliche finanzielle Einbußen zuzufügen, dann ist es an der Zeit, die Sturmglocke zu ziehen.«

*

En Treffen schreibender Frauen wird im Mai oder Juni in Bremen stattfinden (Kontakt: Kathrin Moder, Weserstr. 83, 282 Bremen 70). Auch wenn es bei den vorangegangenen Zusammenkünften erwartungsgemäß noch nicht gelungen ist, die männliche Vorherrschaft im Kulturbereich zu brechen, zeigt die Initiative doch erste ermutigende Ergebnisse: Vorbereitungsgruppen kümmern sich um die Einrichtung einer Schreiberinnenzunft, den Aufbau von Medien- und Lyrikgruppen. Eine feministische Kulturrevolution ist dabei wohl (und hoffentlich) nicht zu erwarten, doch vielleicht ein wenig mehr Sensibilität und Solidarität der Schreiberinnen im Umgang miteinander, als es bei Dichtern üblich ist. Aber

vielleicht ist dieser Wunsch naiv?

*

Peter Paul Zahl, Mitarbeiter an Literatur Konkret, schrieb uns, daß er seit September 77 kein Exemplar von Konkret mehr erhalten habe. Eine Beschwerde gegenüber dem Düsseldorfer Justizministerium zeigte Erfolg: Zwei amtlich beglaubigte Briefe haben wir inzwischen erhalten: Wortlaut a) »Ihre Eingabe vom 27.1.78 ... habe ich dem Präsidenten des Justizvollzugsamts in Hamm als der für die Justizvollzugsanstalt Werl zunächst zuständigen Aufsichtsbehörde zu weiterem Befinden übersandt.«

Befund b) »Ihre vorbezeichnete Eingabe hat mir der Justizminister NW zuständigkeitshalber zugeleitet. Sie werden nach Abschluß meiner Prüfungen einen Bescheid erhalten.«

Bis zu unserem Redaktionsschluß am 6.3. hat der Vorbezeichnete noch immer kein Konkret-Heft ausgehändigt bekommen. Wie soll man das befinden?

*

FAZkes Kriterien der Literaturkritik: »Als Protest, als Aufschrei gegen die Zwänge des neuen Regimes wird man dieses lyrische und anarchistische, ganz unintellektuelle Buch mit seinem vehementen Freiheitsanspruch respektieren, obgleich es die Kritik des Sozialismus schuldig bleibt.«

(Anneliese Botond über Armas' »Der Palast der blütenweißen Stinktiere« in der FAZ vom 25.2.78)

*

Nur 4% der Bundesbürger mit Volksschulbildung, aber 37% jener, die das Gymnasium oder die Universität besuch(t)en, lesen Buchbesprechungen und lassen sich dadurch zum Kauf der Bücher anregen. 76% der Bevölkerung hingegen verzichten lieber gleich auf die Lektüre von Rezensionen. (Buchreport)

Interessant wäre es nun noch zu wissen, wie viele dies aus Erfahrung tun.

*

Michael Burks neuester Bestseller aus der Schreiberretorte entzückt nicht nur seinen Verleger, sondern auch die Buchhändler: »Dieser neue Burk ist weitaus besser ausgefallen als seine früheren Titel. Ihr Leseexemplar mußte zwischen meiner Frau und mir abends ausgelost werden, wer zuerst dran war zu lesen. So spannend ist dieser 'Wunsch'. Wenn meine Frau eingeschlafen war, habe ich mir das Buch heimlich, still und leise von ihrem Nachttisch geholt und habe bis in die Nacht hinein weitergelesen. Auf Grund unserer Empfehlungen haben wir sehr viele Exemplare verkauft.«

Ein anderer Buchhändler schrieb dem Verleger: »Zu diesem Buch möchte ich Ihnen gratulieren und mich bei Ihnen bedanken, daß ich es verkaufen darf. Es hat mich völlig eingefangen und nachhaltig beeindruckt. Es ist beinahe unwahrscheinlich, daß Buchstaben auf Papier so eindringlich wirken können. Dieses Buch ist ein lesenswertes Erlebnis.«

Da lobe ich mir meinen Schuster. Er spricht nur über Dinge, von denen er etwas versteht.

*

Nach eigener Einschätzung startete Bertelsmann »mit einer beispiellosen Werbung«. Um seine Neuerwerbung 'Goldmann' schnellstmöglich in konzerngemäße Umsatzzonen zu befördern, begnügten sich die Gütersloher nicht mit einer Anzeigenkampagne, die jeden dritten Bundesbürger erreichte, sondern veranstalteten einen bis dahin einmaligen Schaufensterwettbewerb. Wer sich in der Zeit vom 16. Januar bis zum 28. Februar über die vielen grünen Stehpulte in den Auslagen der Buchhandlungen wunderte, sich vielleicht gar eines kaufte, hat den Erwartungen der Werbemanager entsprochen.

Jeder Buchhändler, der zwei Verkaufsdisplays (bedruckte Kartons zur Präsentation von Büchern) mit 64 Goldmann – Titeln in den Landen und ein Pult ins Fenster stellte, bekam nicht nur das Pult (Verkaufspreis DM 99,90) geschenkt, sondern nahm noch an der Verlosung von Goldbarren, Reisen etc. teil. Darüber hinaus aber konnte er die grünen Dinger auch

verkaufen mit einem Gewinn von DM 15 das Stück. Und keiner der Buchhändler, die den Untergang der Kultur beweinen, seit Kaffeeröster Bücher verkaufen, störte sich daran, daß nun Buchhändler Möbelstücke feilbieten.

Im April 78 beginnt schließlich ein permanenter Schaufensterwettbewerb. Jeder Buchhändler, der dann ein Goldmann-Schaufenster gestaltet und ein Foto davon an den Verlag schickt, erhält »als Dankeschön« für seine »Mühen« einen Fotoapparat.

Merke: Wenn ein Buchhändler ein Buch empfiehlt, sollte man ihn fragen, was er dafür bekommt.

*

Inhalt und Qualität einer Zeitschrift werden nicht nur beeinflußt durch ihre Autoren, sondern auch durch die Nicht – Autoren. Eingeladen zur Mitarbeit an Literatur Konkret waren u. a. Heinrich Böll, Walter Jens, Erika Runge, Martin Walser, Thomas Brasch, Jurek Becker, Peter Weiss, Siegfried Lenz, Max Frisch, Luise Rinser, Hans Magnus Enzensberger. Sie sagten wegen Arbeitsüberlastung ab. Aus Krankheitsgründen nicht mitarbeiten konnten Alfred Andersch, Wolfgang Abendroth und Ossip K. Flechtheim. Jürgen Grabowski (Eintracht Frankfurt) und Franz Xaver Kroetz (DKP) stellten Honorarforderungen, die Literatur Konkret nicht erfüllen konnte.

*

Freiheitlich demokratische Schizophrenie

DGB gewährt Lektorin Rechtsschutz, nachdem sie von einem gewerkschaftseigenen Verlag wegen ihrer Sympathien für die DKP gekündigt wurde.

Der ehemaligen Luchterhand-Lektorin Barbara Degen wurde ihr neuer Arbeitsplatz beim gewerkschaftseigenen Bund – Verlag noch während der Probezeit gekündigt. EVA – Geschäftsführer Thomas Kosta, Vorkämpfer für einen freiheitlichen Sozialismus à la Bahro, bestätigte zwar Frau Degen eine sehr gute Qualifikation, berief sich aber bei seiner Entscheidung auf einige Verlags-Autoren, die nicht bereit seien, weiter mit ihr zusammenzuarbeiten. 'auch schien ihm selbst Frau Degen politisch nicht mehr tragbar, als er von ihrer Mitarbeit an einem Kommentar zum Betriebsverfassungsgesetz erfuhr, der 1974 im Frankfurter Nachrichtenverlag erschienen war. Kosta hält diesen Vertrag für einen der DKP nahestehenden Betrieb. Obgleich der Betriebsrat des Bund-Verlages der nur inoffiziell und mündlich begründeten Kündigung widersprochen hat, sämtliche Luchterhand-Lektoren eine Solidaritätsaktion für ihre ehemalige Kollegin initiierten und der DGB Rechtsschutz gewährt, scheint die gerichtliche Auseinandersetzung unvermeidlich. So offensichtlich diese Kündigung nichtig ist, da sie nur aus politischen Gründen erfolgt sein kann, so gespannt darf man auf die Entscheidung des gerichts warten und darauf, was bundesdeutsche Zeitungen darüber berichten werden.

Literatur-Konkret Frühjahr 1978, S. 8

Gerd Fuchs

Die Maske fällt: Es wi'rd der Putsch geprobt

Über die Literarisierung der Politik - Politisierung der Literatur

Vier SPD-Abgeordnete wagen es, den so genannten Anti-Terrorgesetzen nicht zuzustimmen; über die Anti-Terrorgesetze denkt schon niemand mehr nach. Die Regierung präsentiert die Anti-Terrorgesetze; über die Kampagne, mit der sie vorbereitet wurden, denkt schon niemand mehr nach. Es ist aber gerade dieser Herbst des Jahres 1977, der unvergessen bleiben sollte. Da fiel die Maske, da wurde der Putsch geprobt. Nur daß statt der Juden jetzt die Intellektuellen herhalten mußten. Bonn ist nicht Weimar.

»Nach dem Blutbad von Köln wundert sich Böll, daß er zu den geistigen Wegbereitern der roten Killer gerechnet wird, zusammen mit Grass, Jens, Gollwitzer und den anderen Werbern für Systemveränderung ... Alfred Dregger setzte Sympathisanten mit Terroristen gleich. Sie schufen das gegenwärtige Klima.« (Deutsche Tagespost, 7. 10. 77) »Böll hat sich längst als ein Mitglied jenes Personenkreises von moralisch degenerierten Linksintellektuellen entlarvt, der die geistige Atmosphäre in diesem Staat seit Jahren vergiftet ... Albertz, Böll, Gollwitzer, Scharf - und wie sie alle heißen - sollten in ihren Möglichkeiten ... durch ein entsprechendes Urteil des Bundesverfassungsgerichts nach Artikel 18 GG eingeengt werden ...« (Deutsche Nationalzeitung, 23. 9. 77) »Hinter dieser Bande steht der Kreml.« (Deutsche National-Zeitung, 30. 9. 77) Gollwitzer, Zwerenz, Wagenbach, Geissler und Kipphardt werden von dem nordrhein – westphälischen CDU-Vorsitzenden Köppler beschuldigt, die »geistigen Sümpfe« mit geschaffen zu haben, aus denen sich der militante Terrorismus entwickele. »Diese Szene«, so Köppler, »muß ausgetrocknet werden.« (FAZ, 19. 9. 77)

In der »Nürnberger Zeitung« erscheint ein Artikel, der von allen größeren Zeitungen nachgedruckt wird und in dem ein anonymer Beamter aus dem Münchner Landeskriminalamt zitiert wird: »Wir wissen, daß die Autoren einer Buchreihe, die innerhalb eines Verlagskonzerns herausgebracht wird, eine bessere Ausbildung im Umgang mit sowjetischen Kalaschnikows haben als in der Handhabung der deutschen Sprache.« Die »Frankfurter Rundschau« beeilte sich, ihren Lesern diese Buchreihe als AutorenEdition zu identifizieren, in der Schriftsteller wie Engelmann, Kipphardt, Geissler, Degenhardt, Kühn oder Max von der Grün veröffentlichen.

In der Bremer Bürgerschaft vertritt der CDU-Fraktionsvorsitzende Bernd Neumann die Meinung, Gedichte wie 'Die Anfrage' von Erich Fried müßten verbrannt werden. Franz Josef Strauß ruft zur Lynch – Justiz auf: »Man sollte einmal die, die für die Freiheit des Volkes angeblich kämpfen, dem Volk überlassen. Dann brauchen sich Polizei und Justiz gar nicht mehr darum zu kümmern.«

Einstweilen aber kümmert sich die Justiz noch. Die Staatsanwaltschaft Fulda setzte gegen Peter O. Chotjewitz ein Strafverfahren in Gang, u. a. wegen Unterstützung einer kriminellen Vereinigung, weil Chotjewitz im April 77 eine Hungerstreikerklärung der Stammheimer Gefangenen an etwa 40 Kollegen versandte mit der Bitte, die Medien auf ihre Informationspflicht hinzuweisen. Ein Besucher Klaus Staecks wird zur Polizei bestellt und verhört. Es wird ihm da Rat gegeben: »Du fährst zu oft nach Heidelberg.« In Funkhäusern, Fernsehanstalten und an den Theatern werden reihenweise Sendungen, Filme und Theaterstücke abgesetzt, in Bonn beispielsweise Lecoques Operette 'Giroflé – Girofla'. Dem Dortmunder Crüwell-Verlag wird vom Münchener Kultusministerium mitgeteilt, daß 'Benders Deutsches Lesebuch für Gymnasien' für die bayerischen Schulen nur zugelassen werden könne, wenn Texte von Günter Wallraff, Erich Fried und Hubert Fichte daraus entfernt werden. Jürgen Manthey und Mathias Wegener vom Rowohlt Verlag lehnen einen Beitrag von Ossip K. Flechtheim für das 'Literaturmagazin 8' unter Bruch des Vertrages ab. Wegener: »... ich bitte Sie aber zu verstehen, daß durch die aktuellen Ereignisse der letzten Zeit eine veränderte Situation eingetreten war: Die tragische Entwicklung um die Entführung Hanns Martin Schleyers nötigte uns zu einem besonders überlegten und behutsamen Vorgehen bei der Zusammenstellung der Texte für das neue Literaturmagazin.« In Flechtheims Beitrag sollte die Analyse der Situation in der Bundesrepublik weitgehend ausgespart werden.

Doch irrt oder läßt sich täuschen oder täuscht selber, wer – wie Rowohlt – Geschäftsführer Wegener - behauptet, daß mit der Entführung und Ermordung Hanns Martin Schleyers eine neue Situation eingetreten sei. Sie wurde nur benutzt. Die veränderte Situation war viel früher da.

Schon im Januar 1976 sagte der rechtspolitische Sprecher der Union, der CSU – Abgeordnete Carl-Dieter Spranger im Bundestag, es gehe um die Auseinandersetzung »mit den geistigen Helfershelfern der Anarchisten, jenen Wohlstandsintellektuellen wie Böll, Fried, Walser, Drewitz und anderen, deren Sympathien die Anarchisten unterstützen, entschuldigen und rechtfertigen«. Über Artikel 5, Grundgesetz (»Eine Zensur findet nicht statt. «) sagte derselbe Spranger: »Daß dies allerdings nicht für jenes Subversions-, Revolutions- und Terrorschrifttum gelten kann, wie es beispielsweise im

Wagenbach-Verlag produziert und in 'Roten Buchläden' verkauft wird, dürfte wohl in einer zivilisierten Kultur selbstverständlich sein.«

Diese Sätze fielen in einer Bundestagsdebatte, an deren Ende ein Gesetz verabschiedet wurde, das, anders als der Mord an Hanns Martin Schleyer, die Situation wirklich veränderte, als der Paragraph 88a ins Strafgesetzbuch eingefügt wurde. Er bedroht jeden mit Gefängnis, der sich einer »verfassungsfeindlichen Befürwortung von Straftaten« schuldig macht, und zwar nicht nur die Verfasser, sondern auch jeden, der sie »verbreitet, öffentlich ausstellt, anschlägt, vorführt oder sonst zugänglich macht oder herstellt, bezieht, liefert, vorrätig hält, anbietet, ankündigt, anpreist«, also auch Verleger, Buchhändler, Bibliothekare, Drucker, Grossisten, Käufer, Rezensenten, Transportunternehmer, ja sogar Fahrer von Bücherwagen, wie sich prompt drei Monate später zeigen sollte.

Was hier an bürgerlicher Freiheit zerstört und durch die Einführung von beliebig auslegbaren Begriffen wie Gewalt und Gewaltverherrlichung an Denunziantentum, Willkür und Gesinnungsjustiz ermöglicht wird, ist jetzt allenfalls erahnbar. Nur drei Monate nach Inkrafttreten des Paragraphen 88a wurden linke Buchläden in München, Frankfurt, Essen, Köln und Heidelberg polizeilich durchsucht. Am B. Juni 77, also noch vor der Entführung und Ermordung Hanns Martin Schleyers, wurden am Grenzkontrollpunkt Helmstedt von westdeutschen Zollbeamten Bücher wie Franz Mehrings 'Deutsche Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts' oder Adam Scharrers ' Vaterlandslose Gesellen', ein Buch über Kriegsdienstgegner von 1914, beschlagnahmt und die beiden Fahrer unter dem Verdacht der verfassungsfeindlichen Aufforderung von Gewalttaten und zu schwerem Landfriedensbruch mit der Waffe verhaftet.

Die Wirkungen des Paragraphen 88 a auf Buchhändler und Bibliothekare, auf Verleger und Redakteure sind verheerend. Doch zielt dieser Paragraph, der angeblich Gewalt verhindern will, selber aber auf unerhörte Weise Gewalt praktiziert, nicht nur auf Intellektuelle. Seit das Tragen eines Schutzhelms bei Demonstrationen als Akt von Gewalt zu gelten hat, bedroht er jede politische Betätigung im außerparlamentarischen Raum, zielt er letztenendes auf die Arbeiterbewegung selbst, denn seit der Verabschiedung dieses Paragraphen kann jede Aufforderung zum Streik, kann jede Aufforderung zur Demonstration als Aufforderung zur Gewalt kriminalisiert werden.

Mit diesem Paragraphen würden wesentliche Freiräume in dieser Gesellschaft eingeengt, stellte der ehemalige Vorsitzende des Verbandes deutscher Schriftsteller und SPD-Abgeordnete Dieter Lattmann im Bundestag fest. Dann stimmte er, wie alle anderen SPD-Abgeordneten, dem Paragraphen 88 a zu. Schritt für Schritt war zumindest die sozialdemokratische Bundestagsfraktion in jene wahnwitzige Gleichung hineingetrieben worden, die da lautet: Terroristen sind Mörder. Terroristen sind marxistische Systemveränderer. Also sind Marxisten potentielle Mörder. Da der Marxismus Veränderungen will, ist jeder der Veränderungen will, Marxist, also potentieller Mörder.

Doch ist dieser Ring der Scheintautologien nur zu sprengen, wenn nicht nur festgehalten wird, daß Anarchismus und Terrorismus nichts mit Marxismus zu tun haben, sondern wenn der Marxismus als wissenschaftliche Methode akzeptiert wird, wenn auf dem Veränderungswillen der Menschen auf eine humanere Gesellschaft hin als elementarer Lebensnotwendigkeit bestanden wird.

Man kann nicht ein bißchen Berufsverbot praktizieren und nach 4.000 Berufsverbotsfällen und anderthalb Millionen Überprüfungen glauben, es träfe nur ein paar Kommunisten, wobei in dem, was diese Auffassung impliziert - um sie sei es ja nicht schade - gerade jenes entscheidende Quentchen Tolerierung der Intoleranz steckt, das die Hexenjagd überhaupt erst ermöglicht. Wer Kommunisten das Lebensrecht in dieser Gesellschaft verweigert, dem wird, sobald er sich kritisch zu dieser Gesellschaft zu äußern wagt, sehr bald selber das Lebensrecht verweigert. Der kann Schritt für Schritt zurückgetrieben werden, wohin der Gegner will. Schon genügt es j a nach dem neuesten Urteilen nicht mehr, kein Kommunist zu sein, man müsse aktiver Antikommunist sein dekretierte ein Richter neulich, und am 6.2.78 bestätigte das Verwaltungsgericht Kassel die Ablehnung eines Studienassessors nicht nur deshalb, weil er die DKP für verfassungsgemäß hält und für diese Partei Infomaterial verteilt hat, sondern auch weil er sich nicht dagegen verwehrt hat, in der Öffentlichkeit als Genosse angesprochen zu werden.

Hier wird bereits der sprachliche Ausdruck politischer Solidarität kriminalisiert. Schon gelten Wörter als Verbrechen, also auch Gedanken. Die Unterdrückten sollen sich in ihre Lage nicht nur schicken, sie sollen sich untereinander auch noch mit 'Herr' anreden. Der Staat verordnet Schizophrenie als den ihm angemessenen Geisteszustand.

Nun ist nach herrschender Ideologie und einem alten Aberglauben der Schriftsteller ja frei. Steht etwa jemand neben seinem Schreibtisch, wenn er schreibt?

Abkehr von der Politik

Abgesehen davon, daß niemand so unempfindlich und abgebrüht ist, daß er jene Kübel von Schmutz und Niedertracht, die über den größten Teil der Schriftsteller dieses Landes in der letzten Zeit ausgegossen wurden, so einfach an sich ablaufen lassen kann, dem Schriftsteller sehen sehr wohl eine Menge Leute über die Schulter, wenn er schreibt, zuvörderst seine Auftraggeber. Zur Situation in den Medien zwei Beispiele von Erika Runge und Peter O. Chotjewitz, beide 'Publikation' entnommen (Sonderheft zur Hetz- und Verleumdungskampagne gegen Schriftsteller und Publizisten in der Bundesrepublik): »Es ist für mich nicht (nicht mehr) möglich, einen Auftrag zu einem TV Spiel zu bekommen, in dem als Hintergrund zu einer Ehegeschichte ein Streik vorkommt (der an einem realen, sorgfältig recherchierten Fall anknüpfte ...« - »Zahlreiche Redaktionen, die bis vor wenigen Jahren regelmäßig Sendungen von mir angenommen haben, sind seither merkwürdig desinteressiert. Konkrete Gründe sind mir nicht bekannt ... Als nächster Schritt ist Berufsverbot für freie Mitarbeiter an öffentlichen Anstalten wie Volkshochschule, Rundfunkhäusern etc. zu befürchten. Erste Vorbereitungen werden getroffen: Es sollen Namenslisten mit den einschlägigen Autoren ganz offiziell erarbeitet werden.«

Und schließlich steht - da Schreiben eine öffentliche Art sich auszudrücken ist – vor dem Schriftsteller sowohl als Adressat wie als Beschreibungsgegenstand wiewohl diffus aber dennoch gegenwärtig die Öffentlichkeit selbst als Gesamt der Lebensumstände einer Gesellschaft, als Element in dem er sich bewegt und von dem er sich gleichzeitig nährt. Und es kann durchaus ein Punkt erreicht werden, wo dieses Element so vergiftet ist, daß es den Schriftsteller weder ernährt noch ihm Bewegung erlaubt.

Doch woher überhaupt seine Wichtigkeit in einer Auseinandersetzung, die doch mit Literatur nichts zu tun zu haben scheint? Da in dem Kampf zwischen Kapitalismus und Sozialismus zumindest in diesem Teil der Welt die Waffen schweigen müssen, werden Worte und damit Ideologieproduzenten umso wichtiger. Von Ludwig Erhard noch als Pinscher abgetan, wurden die Schriftsteller 1970 auf dem ersten Kongreß ihres Verbandes von Willy Brandt bereits um Hilfe gebeten. Sie ließen sich nickst lange bitten. Seit Mitte der 60er Jahre hatte auch unter ihnen ein Prozeß rascher Politisierung stattgefunden, und wenn die Angriffe auf sie einen Sinn ergeben sollen, dann sicher den, jene Politisierung rückgängig zu machen.

Tatsächlich ist die Hetzkampagne der letzten Monate nur die brutalere und erpresserische Variante einer Strategie, die mit sanfteren Tönen schon vor Jahren eingeleitet wurde und die ging so: Nun dichten sie wieder, Tendenzwende, Abkehr von der Politik, neue Innerlichkeit.

Könnte man die erste Phase der Politisierung der westdeutschen Schriftsteller als Literarisierung der Politik umschreiben, so wäre die zweite zu kennzeichnen als Politisierung der Literatur. War die gewerkschaftliche Orientierung der westdeutschen Schriftsteller zunächst weitgehend ein formaler, von der eigenen Produktion abstrahierender Akt, so wird jetzt - angesichts der immer deutlicher hervortretenden Interessenidentität von Intelligenz und Arbeiterklasse - in einem sehr langsamen und sicher sehr unspektakulären Prozeß die Orientierung auf die Arbeiterklasse dieses Landes von immer mehr Autoren auch inhaltlich vollzogen. Zunehmend werden Arbeiter selbst Gegenstand der Darstellung, zunehmend lernen es die Schriftsteller » Wirklichkeitssinn beim Schreiben« zu bekunden, also so zu schreiben, daß »dem Leser die Wirklichkeit ausgehändigt« wird (Brecht).

Daß dies von der herrschenden Klasse dieses Landes als Gefahr, ja als direkte Bedrohung empfunden wird, zeigt exemplarisch ein Artikel Günter Zehms in der 'Welt' vom 5.11.77, in dem er sich mit Dieter Wellershoffs Roman 'Die Schönheit des Schimpansen' beschäftigt. Für Zehm ist dieses Buch Komplizenschaft mit dem Göttinger Buback-Nachruf und »Gewaltpornographie reinsten Wassers«. Warum? »Weil es einen stilistischen Naturalismus gibt, der reine Komplizenschaft ist ...«

Noch einmal: »Weil es einen stilistischen Naturalismus gibt, der reine Komplizenschaft ist ...«

Antikommunismus aus Angst

Das bedeutet nichts anderes als Kriminalisierung einer ganzen literarischen Richtung, bedeutet potentielles Schreib- und Berufsverbot für mindestens die Hälfte der westdeutschen Schriftsteller.

Es war bisher viel von Zehrur die Rede, wie steht es aber mit der Selbstzensur? Dazu Ingeborg Drewitz: » Viele, insbesondere Journalisten in der Tagespresse, lassen sich in ihrer Meinungsäußerung zur Vorsicht drängen, zum Ausweichen vor Fragen, die die Belletristen bedrängen. (Hier Namen zu nennen wäre Denunziation, obgleich sich nachweisen läßt, wie gerade im belletristischen Bereich Autoren 'umgekippt` sind.)Das zu deuten ist den nach uns Lebenden vorbehalten.« ('Publikation`, Sonderheft a.a.O.)

Eine Form der Selbstzensur läßt sich indessen doch beschreiben, nämlich jene gerade jetzt um sich greifende Trauer über die Schwäche und Zerrissenheit der Linken, jene Klagen über ihre Unfruchtbarkeit und gänzliche Bedeutungslosigkeit,

über ihre Fehler und deren verhängnisvollen Wirkungen, vor allem aber über die Fehler der sozialistischen Länder, insbesondere der DDR. Es gibt eine Selbstzensur der Konditionalsätze: Wenn die DDR eine andere Politik machen würde, wäre die Linke in diesem Land stark. Wenn die Linke in diesem Land stark wäre, würde es sich lohnen zu kämpfen. Da aber die Linke in diesem Land nicht stark ist ... - Es gibt ein Kapitulantentum, das sich mit Marx rechtfertigt. Es gibt einen Antikommunismus aus nackter Angst.

Wie richtig es war, daß die Schriftsteller der BRD sich in einem Verband organisierten und mit diesem Verband der IG Druck beitraten, zeigte sich gerade in den letzten Monaten. Wer ihnen beisprang in diesen Monaten, das war ihr Verband, das war ihre Gewerkschaft, das waren andere Gewerkschaften, das waren Arbeiterorganisationen.

Die Freiheit wird in diesem Land nur so stark sein, wie die Arbeiterbewegung stark ist. Von denen, die uns beherrschen, haben wir nur das zu erwarten, was der Hamburger Psychologe Hofstätter in einer WDR-Live – Fernsehsendung am 7.10.77 Alice Schwarzer sagte. Wenn sie kein Loyalitätsbekenntnis zu diesem Staat abgebe, habe sie »noch nicht einmal das Recht zum Nachdenken«.

Zu dem, was Klaus Staeck über seine Erfahrungen im Herbst letzten Jahres schrieb, gibt es keine Alternative: » Sich wehren; nicht jammern; nicht weinerlich werden; keinen Millimeter freiwillig preisgeben; die Verfassung offensiv verteidigen!«

Literatur-Konkret Frühjahr 1978, S. 12

Hermann Spix

Schulbücher für Untertanen

Ein Unterricht ohne beamtete Lauscher, Zensur und Angst läßt sich im Modell Deutschland fast nur mehr als Idylle denken.

Die Wahrheit, schrieb Bert Brecht im Galilei, ist ein Kind der Zeit und nicht der Autorität.

Was Bayerns Kultusmaier oder andere Autoritäten, vornehmlich konservativer bis reaktionärer Provenienz, allerdings in der letzten Zeit Schulbüchern und Autoren, damit Schülern und Lehrern antun, was sie an Arroganz der Macht zur Schau stellen, läßt vermuten, daß sie den in Folge der breiten Reformbewegung aus den sechziger Jahren freigegebenen Acker Demokratie mit Erlassen und Verordnungen umgepflügt wünschen, um einen neuen Geist zu säen. Hat man bis vor einiger Zeit zu blauäugig gedacht, die Vorturner der CDU und ihre Wasserträger seien schlichtweg dumm, so ist man seit der Auseinandersetzung um das Lesebuch Drucksachen, spätestens jedoch seit den Ausfällen des bremischen CDU Bürgerschaftsabgeordneten Neumann, er würde Werke wie das Gedicht von Erich Fried, Die Anfrage, am liebsten verbrannt sehen, eines besseren belehrt. Nicht nur für Lesebücher und den Unterricht sollte der Text verboten werden, nein, er gehört so oder so verbrannt. Die Gegenwart, sagte Willi Bleicher, der bedeutende Gewerkschafter und Antifaschist, die Gegenwart reicht manchmal weiter als wir glauben in die Geschichte zurück.

Dummheit ist da keineswegs im Spiel; dumm gehalten und in die rechte Norm gepreßt werden soll schließlich die Mehrheit der Bürger. System steckt dahinter: Frei nach Wilhelm zwo, der angesichts des Krieges keine Parteien mehr kannte, sollen uns in der Krise die Hirne mit Einheitsbrei verkleistert und politische Widerhaken abgefeilt werden.

Ein Blick in die Historie sei erlaubt. In wenigen Wochen werden die Massenmedien Bilder und Filme vom April 1968 aus den Archiven kramen und ein paar Altgediente aus der APO-Zeit werden vor den Kameras in Erinnerungen schwelgen. Ich will keinem Heldengedenktag für Linke das Wort reden, vielmehr erinnerlich machen. Nach der verhinderten Neuordnung zwischen 42 und 52, dem kalten Krieg in den fünfziger Jahren, formierte sich im Protest gegen die Notstandsgesetze und den Vietnam-Krieg, vor allem aber gegen die verkrusteten Strukturen der CDU Republik, eine breite demokratische Bewegung. Ihre Kritik an der bundesrepublikanischen Gesellschaft sparte kaum einen Bereich aus, auch nicht den pädagogischen. Was damals als gesellschaftliches Problem erkannt war und diskutiert wurde, wird heute, da die Lösungen drängender und die Ohnmacht augenfälliger wird, versteckt oder unter schwarzem Druck als illegal verschrien, zum Teil kriminalisiert. Um bei der Schule zu bleiben. Der kritische Zeitgenosse schreckt hoch, wenn er sieht, was in manchen Bundesländern mit dem Deutschunterricht für eine Roßkur veranstaltet wird.

Man braucht nicht erst die bayerische Inquisition vom Münchner Salvator Platz (Salvator, zu deutsch der Retter) zu bemühen. Ihr Akt staatlicher Omnipotenz, mit dem sie per Schreiben vom 28.11.1977 die zeitgenössischen deutschen Schriftsteller Wolf Biermann, Hubert Fichte, Erich Fried und Günter Wallraff aus Benders Deutschem Lesebuch strich, formuliert nur, was man nördlich der Mainlinie bislang öffentlich zu sagen scheute, nämlich: Mir paßt die ganze Richtung nicht.

Die Unternehmergattin Frau Backpulver aus Bielefeld zum Beispiel, wandte sich in einem Brief, der in die Öffentlichkeit gelangte, an Herrn Buchmacher aus Gütersloh. Sie beschwerte sich darin über das Lesebuch Drucksachen und wies darauf hin, daß sie nur dagegen protestieren könne, er hingegen könne dessen Drucklegung verhindern. Sie stellte ihrer Kritik eine charakteristische Bemerkung voran, die in diesem Zusammenhang nicht unerwähnt bleiben soll: *'Ich möchte Ihnen, auch im Namen meines Mannes, sehr herzlich für den zauberhaften Band romantische Reise durch das alte Deutschland danken, der uns und unseren Weihnachtsgästen viel Freude gemacht hat. Gerade in einem Moment, wo wir mit Unsicherheit in die Zukunft blicken, in der sicher wenig Raum für Ästhetik und Romantik bleibt, treffen Sie mit diesem Buch genau das, was viele wünschen.*

Nicht nur die Unternehmergattin Frau Backpulver meldete sich zu Wort. Die Arbeitgeberverbände, CDU und katholische Kirche sowie konservative Eltern und Lehrerverbände bilden eine Front. Eingedenk dessen, daß die Demokratisierung durch die Schule weitergeführt und vertieft werden kann, setzten die Verfechter der Rechtspolitik hier den Hebel an. Der Radikalenerlaß ist in dieser Strategie das bislang schwerste Geschütz, und die Angst, in der Bevölkerung könnten gesellschaftliche Alternativen Zuspruch finden, hat exakt hier ihre Ursache. Mit anderen Worten, der Citoyen, sprich mündige Bürger, wird als Störfaktor empfunden, man braucht den politischen Kretin, der verfügbar ist, und je nach Maßgabe der Mächtigen zu steuern.

Noch einmal zehn Jahre zurückgeblendet. *Unsere Lesebücher,* formulierte die FDP Expertin Hamm-Brücher, *sollen unsere Kinder zu frommen, gehorsamen, fleißigen und in jeder Weise materiell, aber auch intellektuell genügsamen Untertanen erziehen.* Bis in die sechziger Jahre hinein war der Deutschunterricht entweder *eine selig in sich beschlossene Ludwig-Richter-Welt,* wie der Schulbuchkritiker Robert Minder sagt, die im Alltag zur Deutschen Hinterwelt wurde, wohin Innerlichkeit und bürgerliche Ruhepflicht Urständ feierten.

Ausgehend vom Unterricht für Untertanen und der aufbrechenden Kritik daran, gingen viele Lehrerstudenten nach ihrem Examen mit dem Wunsch in die Schule, das in die Praxis umzusetzen, was sie während des Studiums in langen Diskussionen erarbeitet und gelernt hatten: Kindern helfen Widersprüche zu erkennen, Argumente abzuwägen, kurz, demokratisch denken und handeln zu lernen. Es stand außer Zweifel, daß neue didaktische Konzepte auch ein Mehr an Inhalt bedeutete. Der alte Kanon des Literaturunterrichts war in ein festes Korsett geschnürt. Der neue Ansatz forderte Offenheit und breites Gespräch über viele auch gesetzlich bislang tabuisierte Bereiche, um die Urteilsfähigkeit der Schüler weiter zu entwickeln und eine kritisch demokratische Einstellung zu erreichen. Das war nur möglich, wenn man den Deutschunterricht für neue Autoren öffnete. So wurden Texte von Günter Wallraff in den Unterricht aufgenommen, ebenso Arbeiten von Max von der Grün oder in letzter Zeit auch Veröffentlichungen des Werkkreises Literatur der Arbeitswelt.

Was zu Beginn dieses Jahrzehnts bei Fachleuten zum Problem des Deutschunterrichts gesagt und sich endlich auch im Unterricht niederschlug, ist nun so stark in die Schußlinie der Konservativen geraten, daß die pädagogischen Intentionen weitgehend auf der Strecke geblieben sind. Nachdem sich konservative Kulturpolitik jahrelanger Kritik ausgesetzt gesehen hatte, und nicht in der Lage gewesen war, eine den gesellschaftlichen Erfordernissen angemessene Alternative zu entwickeln, versucht man nun seit mehreren Jahren mit einer Chuzpe ohne gleichen, mit Verleumdungen und Verdrehungen unter Ausnutzung der Ängste und Vorurteile mangelhaft informierter Bürger die Zeit zurückzudrehen. Auf die in dieser Situation als Sachverstand herausgekehrte Ignoranz will ich nicht erst eingehen.

Daliegt die Sympathisanten-Dokumentation vom Herbst 77 auf dem Tisch, nicht zu vergessen die große Zahl der verhinderten Ausstellungen des Heidelbergers Klaus Staeck oder Streichung von Heinrich Böll und Günter Grass aus Lesebüchern. Die Erfolge dieser Strategie sind hinreichend bekannt und die Sozialdemokratische Partei muß sich den Vorwurf gefallen lassen, statt den Rechtspolitikern Paroli geboten zu haben, selber nach rechts abgedriftet zu sein. Da blieb einem Teilnehmer des Germanistentages '77 nur die sarkastische Bemerkung übrig: Hohe Literatur ist das, was höheren Orts dafür gehalten wird. Und der Schriftsteller Walter Höllerer rieb sich auf der gleichen Veranstaltung erstaunt die Augen, als er auf seine Empfehlung hin, man möge einen administrativ festgelegten Literaturkanon verhindern, bei Kultusbürokraten nur omnipotentes Grinsen erntete.

Von München inspiriert werden immer mehr Themen für den Unterricht textlich bereinigt. Wählt man im Norden der Republik noch den Umweg über eine Diffamierungskampagne, so wird im Süden bereits ohne lange Diskussion klar Schiff gemacht. Unter dem Vorwand 'Auch Lesebücher können veralten', wird offenbar der alte Literaturkanon wieder eingeführt. Bald haben wir wieder den *'lammfromm herzensguten Mattias Claudius als Typ des vorbildlich Stillen im Lande ; um* Robert Minder nochmal zu zitieren, zu *dem aus weiter Ferne das Dröhnen der Maschinen herdringt, aber verklärt als das Hohelied der Arbeit, Ausdruck emsig frohen Schaffens.* Als zunächst letzter in die Riege der Weißmacher ist der CDU Abgeordnete Dr. Sterken (MDB) in den Blick der veröffentlichten Meinung geraten. In einer Analyse von Lehrbüchern bemängelte der frühere Leiter der Bundeszentrale für politische Bildung, die zu geringe Würdigung der Bundeswehr in den Lesewerken der Schüler und schlägt vor, statt wehrkritischer Texte solle man gefälligst bundeswehrfreundliche Passagen aufnehmen. Wieder das alte Rezept: Eine Behauptung wird aufgestellt und entsprechend hochgepuscht, in der Hoffnung, daß die Wirkung nicht verfehlt wird.

Durch die von der CDU und anderen Rechtspolitikern geschürte Emotionalisierung der Öffentlichkeit bei der Kampagne gegen die Drucksachen, war eine rationale Argumentation nicht mehr möglich und dem Pro Schule Verlag blieb nichts übrig, als eine Reihe von Texten, wider besseren Wissens, aus dem Lesebuch zu streichen. Zwischen dieser Kampagne und den Anwürfen der bayrischen Inquisition liegen einige Jahre, in denen Verlage mit Rücksicht auf ihre Absatzchancen Texte in ihren Lesebüchern veränderten oder strichen ohne Not. Am Beispiel des Werkes 'Lesen, Darstellen, Begreifen', Band 8 für Gymnasien, läßt sich diese Form der Selbstzensur gut aufzeigen. In der Auflage des Buches von 1972 wurde zum Thema Umweltschutz der Artikel 'Sollen wir den Generaldirektor einsperren?' aus dem Nachrichtenmagazin 'Der Spiegel' nachgedruckt. Karl-Heinz Krüger beschäftigte sich darin mit der Verschmutzung des Rheins und seiner Nebenflüsse durch die Chemiegiganten. Was *sollen wir denn tun?,* fragte Ministerialrat Häringer resignierend und beklagt die Ohnmacht der Landesregierung, die Konzerne zur Einhaltung der gesetzlichen Vorschriften zu zwingen. *Sollen wir den Generaldirektor von Bayer einsperren? Ja, warum eigentlich nicht?«*

In der dritten Auflage desselben Buches erschien der gleiche Artikel unter verändertem Titel: 'Vergiftete Umwelt'. Der Text war nur unwesentlich gekürzt. Der entscheidende Satz fehlte, nämlich: *Sollen wir denn den Generaldirektor von Bayer einsperren?* In der fünften Auflage aus dem Jahr 1976 wird man den Text vergeblich suchen. Mit ihm ist die gesamte Sequenz Umwelt und Umweltschutz verschwunden.

Schützenhilfe für derlei Selbstzensur bekommen die Verlage zum Teil von Hochschullehrern, die vor nicht allzulanger Zeit noch zu den 'Vorreitern einer fortschrittlichen Deutschdidaktik' gehörten. Dahrendorf und Baumgärtner zum Beispiel lieferten mit ihrem Buch 'Wozu Literatur in der Schule' vor acht Jahren einen wichtigen Diskussionsbeitrag. Auch sie haben sich eines besseren besonnen. In ihrem neuesten Sammelband 'Zurück zum Literaturunterricht?' erscheinen auf dem Klappentext Wörter wie Tendenzwende. Wohin wendet man sich? Man lese wieder, wird weiter unten festgestellt. Als sei

in den vergangenen Jahren nicht gelesen worden. Und schließlich der Satz, daß man sich wieder Gedanken über den Sinn und Unsinn eines Literaturkanons mache. Quo vadis, Dahrendorf?

Diese 'Instanzen' wirken nun voll auf die Schule, und da braucht es bei Eltern wie Lehrern Stehvermögen, denn wer nicht willig ist, dem wird Gewalt angetan. Keine physische, denn die Mechanismen sind subtiler geworden. Die Palette ist reichhaltiger. Da wird etwa der Lehrer unter dem Vorwand der Kostenersparnis in vielen Schulen aufgefordert, pro abgezogenem Text für den Unterricht je ein Exemplar beim Schulleiter einzureichen.

Weit bedrohlicher als für die Lehrer mit den Weihen des Berufsbeamtentums ist die Lage der jungen Lehrer zur Anstellung. In der Zeit der Bewährung versuchen viele, dem Druck zu entgehen, indem sie im Deutschunterricht weit ins Mittelalter zurückgreifen. Doch dort muß auch ausgespart werden. Erst kürzlich erfuhr ich von einem Lehrer aus dem Süddeutschen, wie lange er überlegt habe, eine Text von Hans Sachs in den Unterricht aufzunehmen, in dem von Bauern und Adeligen die Rede ist. Der Adel erscheint darin als Jäger, die Bauern sind die Hasen. Auf einmal kommen die Hasen auf den Gedanken, sich zusammenzutun. Sie formieren sich und erschießen die Jäger. Paul A. Weber hat vor ein paar Jahren ein Blatt über unsere Wirklichkeit geschaffen. Aufrechte Zeitgenossen stehen vor einem Operationstisch an, um sich das Rückgrat rausoperieren zu lassen. Hans Sachs kam in den Unterricht. Er hat den Schritt als ersten Widerspruch empfunden.

In der Atmosphäre der Einschüchterung und Berufsverbote, gepaart mit der ungewöhnlich scharfen Konkurrenzsituation auf dem Arbeitsmarkt, geraten viele junge Lehrer in Existenzangst.

Doch die Zahl derer wächst, die nicht mehr lamentieren: In Bremen, um auf Herrn Neumann zurückzukommen, hat sich das Kalkül für ihn und seine Fraktion nicht ausgezahlt. Er brauchte ein klärendes Gespräch mit den Eltern, vorurteilsfrei und ohne Emotionen, um die Hetze und subtile Infamie bloßzulegen. Andere Lehrer meldeten sich zu Wort und solidarisierten sich, die Delegierten des GEW Bezirks Bremen Nord forderten den Ausschluß Neumanns aus der Lehrergewerkschaft. So wie sich in Bremen Lehrer, Eltern, Gewerkschafter, auch Abgeordnete der SPD zum Gegendruck formieren, wehren sich überall Bürger gegen die schwarze Bevormundung. Und es werden immer mehr.

Literatur-Konkret Frühjahr 1978, S. 15

Hein Boon

'Rundumrecherchen'

Infolge der Einschüchterungsstrategie des Springerkonzerns darf Wallraff nichts mehr sagen. Unter anderem darf Wallraff nicht mehr sagen, daß er Günter Wallraff ist. Hier berichtet daher (und wird künftig häufiger an seiner statt sprechen) Hein Boon, ein holländischer Freund Wallraffs, der ihn in den letzten Monaten ständig begleitet hat. Literatur Konkret bat also Hein Boon, an einzelnen Beispielen die Strategie des Springer-Verlages darzustellen. Mittels einer Prozeßlawine versuchte Springer, Wallraffs Bild-Reportage zu entöffentlichen, d. h. durch entsprechende Gerichtsurteile eine weitere Verbreitung zu hintertreiben. Geld allein reicht für ein solches Verfahren nicht aus, man braucht auch Zeugen bzw. kann solche nicht brauchen.

Nach einer Veranstaltung in Lübeck mußten Günter und ich noch nachts mit dem Auto nach Köln zurückfahren. An der Autobahnraststätte Hannover-Garbsen hatten wir uns mit einer ehemaligen Kollegin von Günter verabredet. Wir verspäteten uns wegen Nebels. Als wir gegen drei Uhr früh die Raststätte erreichten, fand dort gerade eine der üblichen Terroristenkontrollen statt. Die Polizisten erkannten Günter, er hatte einen Ordner mit Gerichtsschriften unter dem Arm, und wollten wissen, wen er denn in der Raststätte treffen wolle. Natürlich verweigerte Günter die Auskunft.

Später, wir saßen mit Günters Kollegin an einem Tisch, kam ein Kellner und bat Günter auf den Vorplatz, konnte oder wollte aber nicht sagen, wer dort auf ihn warten würde. Günter hat sich wahnsinnig erschrocken, weil es vorher in Lübeck eine Morddrohung gegen ihn gegeben hatte. Er dachte, der Kerl wäre ihm hierher gefolgt und wolle ihn nun umlegen. Doch draußen empfing ihn nicht sein Mörder, sondern ein Polizist mit geschulterter Maschinenpistole. Er müsse wissen, mit wem sich Günter getroffen habe. Günter weigerte sich erneut, den Namen zu nennen und wurde ein wenig pampig.

Am nächsten Tag rief die Kollegin Günter an, ziemlich aufgeregt, und erzählte, daß BILD bei ihrem neuen Arbeitgeber angerufen habe. Sie sei daraufhin zur Rede gestellt worden, wie sie dazu käme, sich nachts zwischen drei und fünf heimlich mit Wallraff in der Autobahnraststätte Garbsen zu treffen.

BILD kann diese Information nur direkt von der Polizei bekommen haben. Für die war es natürlich ein leichtes gewesen, trotz Günters Weigerung, den Namen seiner Kollegin preiszugeben, deren Identität festzustellen. Auf dem Parkplatz standen nämlich nach Mitternacht nur fremde Autos von Durchreisenden - mit Ausnahme eines Hannoveraner Wagens. Und festzustellen, wem dieses Auto gehört, war nur mehr eine Routineangelegenheit gewesen.

Wie freie Marktwirtschaft funktioniert

Die Frau hat dann noch einige Schwierigkeiten bekommen bei ihrem Arbeitgeber. Auch ihre Mutter hatte darunter zu leiden. Sie ist Vertreterin von Industrieprodukten, Anhängerkupplungen. Wenige Tage nach diesem Vorfall besuchte sie ihr wichtigster Kunde und gab ihr zu verstehen, solange ihre Tochter gegen Bild aussage, wäre er nicht mehr bereit, mit ihr zusammenzuarbeiten. Günters Bekannte kippte daraufhin erst einmal um und hat gesagt, das könne sie nicht, wenn es um die Existenz ihrer Mutter gehe. Man muß das verstehen. Hinzu kommt, daß sie selbst ja bei einer neuen Zeitung arbeitete, einer der Wochenzeitungen, die auf Anzeigenbasis existieren. Auch dort tauchte der wichtigste Anzeigenkunde auf und erklärte, solange sie gegen Bild Aussagen machen würde, würde er keine Anzeigen mehr aufgeben.

Neben der Zeugenbeeinflussung war es für gewisse Leute auch enorm wichtig, alles über Günters Vergangenheit zu erfahren. Sie haben sogar ein Detektivbüro beauftragt, ein Bremer Detektivbüro, das kann man hier schon sagen. Eine Frau, deren Protokolle inzwischen in Günters Besitz sind, hat sich die Hacken abgelaufen, war auch in Hannover in dem Haus, wo Günter gewohnt hat. Sie hat Nachbarn aufgestöbert und sagte, sie wäre von einem Meinungsforschungs – Institut und müßte herausbekommen, was die Leute lesen und griff dann gleich ein Buch von Günter aus dem Regal raus. Nicht gerade klug gehen die vor.

Da wohnt z. B. nicht weit von Günters Kölner Wohnung entfernt ein Kripokommissar. Eines Nachts ging der mit seinem Hund spazieren, direkt vor Günters Haustüre. Plötzlich kreischten zwei Wagen, einer mit Hamburger und einer mit Nürnberger Nummer. Ein paar Typen sprangen raus und fragten den Mann, ob er Günter kennen würde. Doch der ist so ein Kölscher mit einem gewissen Sinn für Humor und hat die beiden richtig hochgenommen. Ja, ja, den Wallraff kenne er. Ob er vielleicht zufällig mit ihm in derselben Schule gewesen sei? Ja, auch. In derselben Klasse. Ja, klar. Und dann fing er an, Sachen zu erzählen bis er schließlich die Schnüffler fragte, ihr Doofköppe, merkt ihr denn gar nicht, daß ich 20 Jahre älter bin als der.

So etwas nennt man Rundumrecherche. Sie kamen auch zu einem ehemaligen Schulfreund von Günter und zum Bund Neudeutschland, wo er früher Mitglied war. Sie haben versucht, Freundinnen von Günter ausfindig zu machen und tauchten bei seinem gelähmten Schwiegervater auf. Sie waren in der Straße, wo Günter als Jugendlicher gelebt hat und wo heute noch seine Mutter lebt, in der Hillemannstraße, da haben sie mit drei Mann drei Tage lang die ganze Straße aufgerollt, allen Leuten in den Wohnungen gestanden und wollten etwas über Günters Jugendstreiche wissen. Manche Nachbarn, ältere Leute zumeist, nahmen an, das wäre eine Terroristenfahndung. Günters Mutter wurde seitdem in der Gegend geschnitten, die kam dann ganz aufgelöst zu ihm und wollte in ein Altersheim, heulte, wollte nicht mehr in der Straße wohnen, weil die lieben, gutmeinenden Nachbarn ihr zu verstehen gegeben hatten, sie solle es sich nicht so zu Herzen nehmen, die Eltern von Baader-Meinhof-Ensslin könnten ja auch nichts für die Taten ihrer Kinder. Diese Recherchen hatten natürlich nichts mit den Prozessen zu tun, sollten nur den Stoff hergeben, um Günter in der übrigens recht erfolglosen BILD-Serie fertigmachen zu können. Im Prozeß selbst ging es eher um eidesstattliche Versicherungen und Meineide.

Am Anfang wollte Günter das Gericht noch überzeugen, wollte klar machen, worum es ihm geht, welche Kräfteverhältnisse hier herrschen, bis der Richter, xxxxxxxxxxxxxxx

ihm während der Verhandlung sagte, er solle sich doch nicht aufregen über die Verhaltensweisen in einer BILD-Redaktion, wir lebten nun einmal in einer Männergesellschaft, wo man eben entsprechend agieren und reagieren würde. Bei Urteilsfindungen im Gericht ginge es nicht anders zu.

Diese Richter hat sich übrigens schrecklich darüber aufgeregt, daß Günter in seinem Buch das kleine zynische Kärtchen aus der BILD-Redaktion abgedruckt hat:

Ihre Geschichte

griff mir ans Herz

niemals vorher bin ich jemandem begegnet

der mehr Schwierigkeiten hatte als Sie.

Bitte betrachten Sie dieses Kärtchen als

Ausdruck

meines tiefsten Mitgefühls.

Später erfuhren wir dann, daß auch xxxxxxxxxxxxxxxxx

Anm. d. Red.: Auf Anraten unseres Anwalts haben wir zur Vermeidung kostspieliger gerichtlicher Auseinandersetzungen zwei Sätze geschwärzt.

Literatur-Konkret Frühjahr 1978, S. 15

Günter Wallraff

Anklagebüros in den Vororten

Günter Wallraff über die Fortführung seiner Arbeit

Mancher in diesem Land träumt davon, die Arbeiter-Korrespondenten-Bewegung der Weimarer Republik wiederzubeleben. Damals berichteten Arbeiter, Angestellte über Mißstände in den Betrieben, in denen sie beschäftigt waren, und die kommunistische Presse veröffentlichte diese Informationen. Derartiges setzt jedoch eine Gruppe oder Partei voraus, die in der Lage wäre, eine solche Bewegung zu organisieren. Wer sollte dies heute leisten?

Der einzelne im Betrieb kann nicht nach draußen gehen, denn er ist zu abhängig. Allgemein von dem Betrieb, der ihm einen Arbeitsplatz »gewährt«, oft auch noch durch zusätzliche Vertragsbedingungen, Klauseln in den Arbeitsverträgen, die ihm für die Darstellung von Betriebsinterna selbst in künstlerischer, verfremdeter Form mit der sofortigen Entlassung drohen. Solche Bedingungen stellen IBM, Blaupunkt, VALVO und andere Konzerne in unterschiedlichster Form. Der einzelne Beschäftigte hat somit überhaupt nicht die Möglichkeit, seine ureigensten Probleme nach draußen zu bringen, zu reklamieren und womöglich eine Anklageschrift zu veröffentlichen.

Hierin liegt meine Funktion als Arbeiterschriftsteller begründet, und meine Kollegen ermutigen mich immer wieder, darin weiterzumachen. Es wäre Verrat, jetzt, wo sich ein äußerer Erfolg einstellt, damit aufzuhören, mich in ein anderes Fahrwasser zu begeben, wo alles viel unverbindlicher wird und ich mich nur mehr aus zweiter Hand informiere oder mich gar in die 'Hohe Literatur' hineinflüchte. Das wäre ein Verrat an jenen, die mich beauftragt haben.

Die Veröffentlichung meiner Erfahrungen macht oft Kollegen Mißstände, an die sie sich fast gewöhnt hatten, wieder bewußt, läßt Widerstände entstehen. Dies immerhin konnte ich als einzelner, der seine Arbeit nun seit Jahren macht, bewirken. Ich treffe auf allen Veranstaltungen - darüber bin ich immer wieder erstaunt - Vertreter aus allen möglichen Schichten, Verbänden, Institutionen, von denen man es nie erwartet hätte, daß sie sich infizieren ließen und die durch meine Berichte angeregt wurden, sich im eigenen Bereich kritisch umzuschauen.

Viele Kollegen haben daher die Vorstellung, man sollte Gruppen bilden, die Informationen aus den Betrieben sammeln und sie dann veröffentlichen. Derartige Vorschläge hörte ich von Leuten, von denen man es gar nicht erwartet, z. B. von Konservativen, denen die Jauche, in der sie ertrinken, bis über den Kopf steigt und die dann nicht länger stillhalten wollen. Sogar BILD – Redakteure kamen zu mir, die sich fast wie Beichtende an mich wandten und ihren ganzen Dreck und ihre ganzen, man kann sagen verbrecherischen Schuldbekenntnisse auf den Tisch legten und sagten, sieh mal, wir wollten das doch nicht, damals ist das so und so gelaufen, wir haben das bis zu einem bestimmten Zeitpunkt mit angekurbelt und haben nie die Dimension ermessen, die diese Dinge schließlich annehmen sollten.

Um all diese Erfahrungen, Informationen auszuwerten, öffentlich zu machen, müßten entsprechende Gruppen gebildet und bestehende ausgebaut werden, da bin ich alleine überfordert, da hat man mich zu einer Institution erklärt, obwohl ich ein einzelner bin. Ich laufe immer schwer an diesem Anspruch tragend mit schlechtem Gewissen herum, kann aber all die Hilfeersuchen, die ständig kommen, nicht bewältigen als einzelner.

In den 20er Jahren haben die Surrealisten in verschiedenen Stadtteilen von Paris Traumbüros eröffnet, wo die Leute morgens hingehen und ihre Träume erzählen konnten. Solche Büros müßte man bei uns in den Vororten verwirklichen, wo nicht die Träume, sondern die Realitäten, aus denen nachher die Alpträume werden, gesammelt werden, um sie weiterzugeben. Ich meine, das wäre eine praktikable Organisationsform, nur müßte sie von unten, von und mit den Betroffenen entwickelt werden.

Ein Problem dabei sollten wir jedoch nicht unterschätzen: Es gibt kaum Möglichkeiten in diesem Land, solche Informationen, Berichte aus den Betrieben und Institutionen auch zu veröffentlichen. KONKRET kann das nicht leisten, dafür ist diese Zeitschrift noch zu schwach, und andere, größere wollen oder dürfen es nicht. Aber vielleicht könnte man regelmäßig, zumindest einmal im Jahr, Beschwerdebücher herausgeben, in denen die schwerwiegendsten und selbstverständlich überprüften Anklagen dokumentiert werden. Dann müßten wir uns nur noch Gedanken machen darüber, wie diese Bücher ihre Leser auch erreichen können.

Literatur-Konkret Frühjahr 1978, S. 17

Hartmut Gründler

Ein unerhörter Todesschrei

Die lästige Selbstverbrennung des Atomgegners Hartmut Gründler

Hamburg, Mönckebergstraße, am Buß- und Bettag. Schaufenstergucker suchen nach Geschenkideen, die Festbeleuchtung bleibt auch über die Mittagsstunden eingeschaltet. Eine Dame im Pelzmantel verteilt vor Karstadt Flugschriften, in denen auf kostbarem Papier die Segnungen der Atomkraft vierfarbig gepriesen werden. In den Gesprächen am Informationstisch wird genausowenig Protest laut gegen diese Beschönigung, wie wenige Stunden später auf dem Parteitag, als der SPD-Vorstand seine sogenannte Kompromißformel zur Nutzung der Atomenergie vorlegt. Gegen das Kapital, gegen Sachzwänge, Werbekampagnen und Rhetorik wird Widerstand schnell ohnmächtig.

Plötzlich qualmt es auf der gegenüberliegenden Straßenseite, vielleicht 300 Meter entfernt. Ein brennendes Stück Fleisch liegt verkrümmt am Boden, zwei Männer versuchen, die Flammen mit einer Decke zu ersticken. Ein Peterwagen hält, die Polizisten übersprühen den Körper mit weißem Löschschaum, alarmieren Feuerwehr und Krankenwagen. Noch bevor diese eintreffen in gewöhnlicher Reihenfolge (Polizei = Schutz der Ordnung, Feuerwehr = Schutz der Besitztümer, Krankenwagen = Schutz des Lebens), tragen die Polizisten Papiere, Plakate, eine große gelbe lachende Abziehsonne in ihren Wagen. Wir Passanten sind verwirrt. Ein Verrückter, der auf sich aufmerksam machen will, ein Verzweifelter? Unserem sechsjährigen Sohn nennen wir, während Sanitäter den schwarzen Körper endlich in den Krankenwagen heben, den Mann krank. Später wird eine sozialdemokratische Boulevardzeitung einen Psychiater bemühen, der diesen Hartmut Gründler zum Psychopathen erklärt. Gewiß, wer sein Leben so beendet, will ein letztes Zeichen setzen, nachdem er schon resigniert hat, krank gemacht worden ist. Auch darin erwies sich der Atomkraftgegner Hartmut Gründler als fremd dieser unserer Welt. Die Mönckebergstraße liegt nicht in der DDR, Atomtod ist keine Glaubensfrage und bundesdeutsche Journalisten wissen im Bedarfsfall zu verschweigen.

Und doch war Gründler kein Träumer.

Nach seinem Tod erschien in Rowohlts 'Literaturmagazin 8' sein Artikel 'Kernenergiewerbung' über 'Die sprachliche Verpackung der Atomenergie'. Gründlers Analyse der Verschleierungssprache ist von bestechender Klarheit (auch über meinen Krankheitsbegriff hätte er etwas zu sagen gewußt), ein seltenes Beispiel der Nützlichkeit von Sprachuntersuchungen. Literatur Konkret dokumentiert in Auszügen:

Atom: Ein Reizwort, das die Atomlobby möglichst vermeidet, da es unerwünschte, wiewohl sachlich zutreffende Assoziationen zur Atombombe weckt. Planmäßig, so läßt es sich belegen, sorgt z. B. das Deutsche Atomforum für die Sprachregelung, »Atom« durch »Kern« zu ersetzen. Auch hier gibt es Assoziationen, aber höchst liebenswürdige: Haselnußkerne, Kernobst, kernig, kerngesund.

Atommüll: Müll ist fest (Müllhaufen, Müllhalde), zwar lästig, aber für die landläufige Vorstellung ungefährlich, kann deponiert und dann vergessen werden. Atom-»Müll« ist I. flüssig, zumindest in seinen besonders problematischen Arten, 2. heiß bis zu 200, j a 700 Grad Celsius oder mehr, 3. kontrollbedürftig auf Hunderttausende oder, bei gewissen Isotopen, auf Millionen von Jahren hinaus, 4. während dieser Zeit ständig radioaktiv, 5. für die Techniker ein im Großmaßstab noch immer heikles Problem.

Brennstäbe - das klingt fast nach Feuerholz im Kamin. Es handelt sich aber um Metallrohre von 4 Meter Länge, die Uran und -nach Bestrahlung - Plutonium in beachtlichen Mengen enthalten.

Brennstoffkreislauf: Das Wort »Kreislauf« ist eindeutig, sollte man meinen: etwas läuft, und es läuft im Kreise. Nicht so für den Zwiedenker. Er spricht bei der Atomspaltung von Kreislauf - bei einem Vorgang also, der sich just dadurch auszeichnet, daß er eben nicht im Kreis verläuft.

Nehmen wir die Spaltung des Urans. Der Kern wird gespalten und in alle Ewigkeiten nicht wiederhergestellt - nichts von Kreislauf. Ein Teil der Materie wird in Energie umgesetzt, unwiderruflich, unumkehrbar - nichts von Kreislauf.

Der Ausdruck »Kettenreaktion« ist altüberliefert und bei weitem angemessener, weil genauer - warum vermeidet der Zwiedenker, von einer Spaltungskette oder allenfalls von einer Verbrennungskette zu reden, warum drückt er sich dermaßen ungenau, nein: absolut falsch und irreführend aus? Man darf zwei Gründe vermuten.

Erstens. Die Natur ist so voller Kreisläufe, daß Natur und Kreislauf sich weitgehend (obschon keineswegs völlig) miteinander decken: Tageslauf, Monatslauf (= Mondlauf), Jahreslauf Generationen des Werdens, Vergehens und Neuwerdens, Saat und Ernte, die (scheinbare) Bewegung von Sonne, Mond und Sterne, das Fallen, Fließen, Verdunsten und erneuten Fallen des Wassers, die Verwandlungen des Kohlenstoffs, des Stickstoffs - Kreisläufe und Regelkreise, wohin man sieht. Auch die bisher gewohnten Brennstoffe beschreiben in der Tat Kreisläufe, obschon vom Menschen zumeist weit aufgerissene Kreisläufe: bis verbrannte Kohlen, verbranntes Erdgas und Erdöl sich theoretisch regenerieren könnten, müßten geologische Zeiträume vergehen. Hier schon beginnt also ein Selbstbetrug: bei den praktisch nicht regenerierbaren Brennstoffen dürften wir redlicherweise nicht mehr von Kreislauf reden, im Gegenteil, wir müßten uns klarmachen, daß die fossilen Brennstoffe ja dem Kreislauf gerade entzogen sind, daß sie Bindung von Kohlenstoff und Kohlenwasserstoff und damit Freisetzung von Sauerstoff bedeuten, daß wir beim Verbrennen dieser Stoffe der Atmosphäre Sauerstoff entziehen, Kohlendioxid zuführen, folglich in den Sauerstoffkreislauf eingreifen - schädigend eingreifen, soviel darf als sicher gelten. Ein genaues Denken und Reden müßte den Begriff des Kreislaufs jenen Stoffen vorbehalten, deren Verbrennung und Nachwachsen sich in menschlich erfahrbare Zeiträume kreisförmig einfügt: Holz und andere Biomasse, Stoffe also, die man ernten kann, denn für einen Kreislauf der Nutzung hat die Sprache das Wort Ernte geschaffen. Säen und Ernten - das ist von Hause aus der natürliche und menschliche Umgang des Menschen mit der Natur. Sprächen unsere Volkswirte, der Volkswirt Helmut Schmidt an der Spitze, von »Brennstoff ernten« - ihr Handeln würde allein schon von ihrer Wortwahl her ganz anders gelenkt, als das heute sagbar und folglich denkbar erscheint. Ernten ohne Säen, ohne Nachwachsen nennen wir Raubbau. Ob ein Stück schlechten Gewissens über den Raubbau mit dem falschen Worte Brennstoffkreislauf beschwichtigt werden soll?

Zweitens. Der Begriff Kette legt den Gedanken an Kettenglieder nahe, vor allem an das erste Glied, das letzte Glied, etwa auch das schwächste Glied. Diese Glieder bilden keinen Kreis, sondern eine Linie - eine fortschreitende Linie, die doch von Rechts wegen jedem Fortschrittsgläubigen weit mehr zusagen müßte als der lediglich kreisende, nicht im mindesten fortschreitende Kreislauf. Bei der Atomenergie ist die Kette bekanntlich ganz besonderer Art: sie ist eine Zerfallskette. Dabei tritt eine überaus erstaunliche Zeitform auf, die bislang nur beschrieben, aber nicht im mindesten erklärt werden konnte: die physikalische Halbwertszeit. Das ist, wie man weiß, j ene Zeit, in der die Hälfte einer strahlenden Substanz teils in andere Substanzen, teils in Energie zerfallen ist. Die Halbwertszeit bleibt konstant, obschon die Menge nicht konstant bleibt, sondern nach der geometrischen Reihe 1/2, I /4, 1 /8 abnimmt - theoretisch also erst im Unendlichen gleich Null wird. Durch Kernspaltung stößt man eine Uhr an, die man nie mehr anhalten kann, man bricht aus sämtlichen Kreisläufen ein für alle Mal aus.

Energielücke: Eine Lücke, im Zaun etwa, in der Beweisführung, reizt den Ordnungssinn: sie muß geschlossen werden. Die »Energielücke« besagt: schafft Ordnung, schließt die Lücke! Es versteht sich von selbst, daß das nur mit Atomenergie geschehen kann.

Gau: Der »GAU« als der größte »anzunehmende« Unfall ist derjenige, für den die Sicherheitseinrichtungen einer atomaren Anlage gerade noch ausgelegt sind. Es handelt sich hier keineswegs, wie der Unaufmerksame annehmen möchte, um den schwersten »SMU«, den schwersten möglichen Unfall; darauf deutet bereits die keineswegs humoristisch gemeinte Steigerung des Superlativs, die sich eingebürgert hat, sozusagen ein Über-Superlativ: der »Super-GAU« (lies: Super-Gau).

Störfälle: Diese haben Unfälle nahezu verdrängt - zumindest sprachlich.

Strahlenbelastung, Strahlenschutz: Zwei ganz besonders glanzvolle Funde unbekannter Werbefachleute. Last ist eine Frage der Belastbarkeit, der Belastungsfähigkeit. Ein starker Lastträger ist belastungsfähiger als ein schwacher. Die Traglast eines Balkens, eines Gewölbes läßt sich erhöhen, indem man den Balken, das Gewölbe verstärkt. Innerhalb der Belastung nehmen weder Balken noch Gewölbe noch der Lastträger durch Belastung Schaden. Bei radioaktiver Strahlung ist nach weithin akzeptierter Ansicht noch die geringste Dosis schädlich, zerstörerisch - also keineswegs eine Last, sondern ein Schaden, ein (in Grenzen, unter Umständen) regenerierbarer Schaden. Dieser Sachverhalt wird aufs glücklichste verschleiert. - Ähnlich der Strahlen-»Schutz«. Eine Windschutzscheibe hält den Regen fern, eine Sonnenschutzcreme verhütet Schäden durch Sonnenstrahlen. Die Strahlenschutzverordnung dagegen legt lediglich Grenzen des zulässigen (!) Schadens fest, betreibt u. a. »Schutz« durch Verdünnung, erweckt aber den Anschein, sie könne in ähnlicher Weise für

Schutz sorgen, wie es, immerhin, noch der Luftschutz des z. Weltkrieges in bescheidenem Umfang vermochte.

Aus: Gründler, Hartmut, Kernenergiewerbung. In: Literaturmagazin 8, Die Sprache des Großen Bruders, Rowohlt 1977, S. 69-90.

Literatur-Konkret Frühjahr 1978, S. 20

Günter Herburger

Musik, Musik, to hell with it!

Ich höre morgens keine Nachrichten, beim Frühstück lese ich konzentriert Zeitungen, dann habe ich mit meiner jüngsten Tochter zutun und gehe um zehn Uhr in mein Büro. Dort arbeite ich bis abends sechs Uhr, nur von Stille umgeben. Obgleich ich ein Radio besitze, schalte ich es fast nie ein. Einmal allerdings suchte ich eine Viertelstunde lang die deutsche Welle des polnischen Rundfunks, weil ich aus Verdienstnot an einem Preisausschreiben teilnehmen wollte, fand den Sender aber nicht. Er versteckte sich hinter einer ganzen Hecke von sich überkreuzenden Klängen und Worten.

Höre ich also nie Musik, die, wie allgemein behauptet wird, überall vorhanden sei, uns umhülle gleich Luft? Ich werde von ihr wahrscheinlich durchdrungen, ohne sie bewußt wahrzunehmen. In Kaufhäusern beflügelt sie mich, meinen Korb mit mehr Waren zufüllen, als ich möchte. Im Flugzeug, das ich, außer dem Fahrrad, am liebsten benütze, weil ich Furcht vor Reisen habe, nimmt sie mir ein wenig die Angst und schläfert mich ein, während ich bis zur Landung nur noch leise vor mich hinschwitze. Früher, in fremden Autos als Hitchhiker -dänisch Sammelfinger - unterwegs, hinderte sie mich am Schlafen. Heute, in unserem eigenen, alten Volkswagen, kann sie sich nicht gegen die Fahrgeräusche behaupten, denn das Radio ist nicht geerdet und die Antenne bis auf einen fingerlangen Rest abgebrochen. Ich meine, Musik existiert für mich nicht und ich bin zufrieden damit, denn ich mißtraue ihr. Sie vergiftet meinen Beruf, mein Erfindungsklima.

Manchmal lese ich, daß Kollegen gleich Batterien sich durch sie auflüden. Thomas Mann schrieb sogar einen Roman über das Problem des Komponierens und dessen Folgen, den 'Doktor Faustus', der mich zwar beeindruckte, den ich jedoch gründlich vergessen habe. Seine elegant formulierte Dämonie schien mir ein außergewerblicher Trick zu sein, als übte ein Pilot in einem Simulator.

Musik, behaupte ich, klärt nicht auf, sondern läßt verschwimmen, macht haltlos, launisch, gefühlsseelig und bietet immer wieder, gerade in unordentlichen Augenblicken, Mentalbetten an, in denen man sich dann auszustrecken vermag, statt standhaft zu bleiben. Musik, sage ich mir vor, ist ein tückischer Feind des Dichtens. Sie verhindert Formulierungen, beschwichtigt oder verklärt, fördert die Trance und stellt zufrieden. Es geht mir mit ihr wie mit schönem Wetter, dem Sonnenschein. Man muß ihn aussperren, damit die eigene Vorstellungskraft das Prinzip der Wolken und ihrer Ränder erst aufspürt, das sich noch in zahllosen Einzelheiten verbirgt.

Und trotzdem besitze ich eine kleine Flötensammlung von zum Teil stümperhaften, auch exotischen Instrumenten. Ich spiele diese Blasröhrchen aus Holz, Schilf und Metall sehr mäßig, habe dieses Handwerk nie gelernt. Aber es bereitet mir Vergnügen, wenn ich ruhig, dann schrill, immer wieder dieselben kurzen Melodien kaum abändere, die ein wenig arabisch oder alttestamentarisch klingen, wie ich mir einbilde. Es sind Augenblicke der Erschöpfung und Sammlung zugleich. Ich genieße sie, denke dabei an nichts, könnte mich hin- und herwiegen oder auf der Stelle zu stampfen beginnen. Wäre ich Inder, würde ich mich als Schreibkundiger zum Schlangenbeschwörer hocharbeiten. In Gedichten führe ich auf kompliziertere Weise ähnliche Manöver aus. Es sind Gebilde voll assoziativen Inhalts, die mitunter kein Ende nehmen wollen. Ich liebe ihre Brüche sowie die bedenkenlose Vorstöße.

Ich habe also doch mit Musik zu tun? Ihr Schrecken und ihre Lust sitzen mir heute noch in den Fingern. Ich will mich ihres Anspruchs erwehren, doch je älter ich werde, desto inkonsequenter verhalte ich mich. Ein böses Zeichen, denn nicht jede Kompromißbereitschaft führt zur Reife, sie kann auch Feigheit bedeuten, nachlassende Kraft.

Der Kampf mit dieser alles durchrieselnden Musik begann als Kind bei einer Barmherzigen Schwester, die mir das Klavierspiel beibrachte, jede Woche während drei Doppelstunden, was mich wiederum zweimal so viel Übungsstunden kostete. Ich mühte mich im Lauf der Jahre durch etliche Schulen der Geläufigkeit, hüpfte im legendären Cerny umher, versuchte mich an Tscherepnin, wollte, als Freiplatzschüler eines Klosterinternats, damals, in der frühen Nachkriegszeit, von Visionen nach frischem Brot und dampfenden Kartoffeln geplagt, dann Pianist werden und hämmerte schließlich mit tiefem Pedal Hindemiths 'Gang durch eine Fabrik' wende, was mir viel Achtung einbrachte. Den Abstieg lösten Schwarzhandel und kostbarer Zigarettengenuß aus. Ich spielte amerikanische Schlager nach dem Gehör, Favorit war 'in the mood'. Später imitierte ich das Modern-Jazz-Quartett und Brubeck. Als ich, ein Vaterloser, um einem Lehrer zu imponieren, auch noch hochmütig freiwillig mit einem Sanskrit-Studium anfing, hörte ich gänzlich zu spielen auf. Nie mehr saß ich seither an einem Klavier, ich weiß nicht einmal mehr, welche Noten zu welchen weißen oder schwarzen

Tasten gehören. Die Musik wurde in die Verbannung geschickt, Verskunst und Erzählabsicht machten sich breit. Ich habe die Wahl nie bereut.

Mitunter, wie zum Hohn, verordne ich mir das Lesen von Musikkritiken in Feuilleton-Spalten. Auffallend ist deren Aussage – Armut und notgedrungen adjektivische Nebligkeit, sei es anläßlich Beat-, Soul-, Freak-, klassischen Konzerten, Chorwerken oder Liederabenden. Besonders erfreut mich die celloartige Schreibweise eines eminent beflissenen Kollegen in der Süddeutschen Zeitung. Er möchte zu den Quellen vordringen, in der Dicht- oder Tonkunst oder beiden doppelhändig, doch die schlüpfrigen Wortgebirge halten nicht aneinander. Ich erfahre wenig über die heutige Lage der Musik, wie sie mich lüften, aber auch zu festigen vermöchte in meinem Laienstand. So kann ich mich nur immer wieder loben, daß ich dem schönen Klang entsagt habe. Ich wüßte nicht, wie ich mit seiner Hilfe samt Rhythmen und den verschiedensten Instrumenten nebst Verstärkern und Elektronikeffekten unsere Ängste und Hoffnungen möglichst umfassend in ein System bringen könnte.

Anfang der fünfziger Jahre gab es noch einmal ein heftiges Musikbegehren, vielmehr trieb mich Bildungsneugierde, gepaart mit Theatralik, an, keinesfalls Hingabe zu Werken. Ich saß in Proben der Münchner Musica-Viva-Konzerte, die der Komponist Karl Amadeus Hartmann, ein schwerer, raumgreifender Mann, irgendwie raffiniert finanziell am Leben hielt. Freunde drängten mich dort hinein, das heißt, ich gehörte zum äußeren Ring einer Schüler- und Dirigentengruppe, die Stühle in Reihen rückte, Mineralwasser und Kuchen auf Proben holte, vielleicht auch als Testhörer im Saal verteilt wurde, ob bei komplizierten Rundlaufversuchen und donnernden Schallexperimenten mit satanischer Verzögerung die einzelnen Töne oder Ballungen an den richtigen Stellen auch ankamen.

In Erinnerung blieb mir besonders Oliver Messiaen. Er trug einen weißen Umlegekragen und, seiner Zeit weit voraus, bereits sehr langes Haar. Die Partitur seiner Turangalila-Symphonie, ein zwölfteiliges Monstrum, wog mehrere Pfunde. Ich sollte einmal für ihn umblättern, war aber, gebannt von den zahllosen Instrumentalzeichen, stets zu spät dran. Denn in dem beängstigenden vergrößerten Orchester saßen fremd angezogene Leute, die völlig außerhalb der Gewohnheit Becken, Stäbe, Trommeln, Gongs und Holztafeln schlugen, auch altehrwürdige oder apokryphe Rasseln, Pfeifen, Schwirren, Schnarren, Flöten und Hupen gebrauchten. Messiaen geriet, trotz seiner sanften Stimme, außer sich, sobald ein Einsatz nicht klappte oder irgend jemand, der zwischen einer afrikanischen Basspumpe oder einem thailändischen Zwitschergewitter hin – und herspringen mußte, dem schwierigen Takt nicht folgen konnte. Es war wie die Vorbereitung zu einer festlichen Hinrichtung.

Dann aber ertönte diese weit über eine Stunde währende pantheistische Lobmusik in einem Stück. Sie klang süßlich, im fünften oder sechsten Satz ein wenig frech, als erinnerte sich der Meister daran, daß er einmal als Kind in den Weihwasserkessel gespuckt hatte, doch darunter litt er nun. Der Schluß wälzte sich dahin, lehming auf- und abschwellend gleich den Fluten des Ganges, an dessen Ufern die Toten verbrannt wurden. Ich lernte damals auch Hans Werner Henze kennen, vielmehr sah ich ihn dreimal von weitem. Er war immer von einem Trupp junger Verehrer umgeben, fuhr, ich kann es beschwören, einen weißen, italienischen Sportwagen mit weißen Rändern an den Reifen, einen Maserati oder Cisalpina oder Dino de Borgia, was weiß ich. Inzwischen hat er sich geändert, auch seine Musik ist zum Teil lebhafter geworden.

Beeindruckt hat mich noch ein Werk von Erik Satie. Zwei Damen und zwei Herren und ein Kammerorchester hetzten sich gegenseitig durch enge Kurven. Schrille Bänder flatterten auf und erstarben plötzlich. Dann hoben Fiedeln und, glaube ich, Oboen an, verschwisterten sich, erzeugten Wohlbehagen und brachen nach einer Weile wieder ohne Warnung ab, was die Sänger und Sängerinnen manchmal zum Lachen herausforderte. Sie lachten singend, holten ehrfurchtgebietend rasend schnell ihren Text nach, um erneut zu lachen und zu singen, eine Unverschämtheit, die mir sehr gefiel. Schließlich lachte ich auch laut. Mehrere aus dem schwarz gekleideten Publikum drehten sich empört um. Mir war nicht mehr zum Lachen. Das Ende dieses lustig spitzigen Stücks habe ich vergessen. Wird, frage ich, Satie noch irgendwo gespielt?

Der wichtigste Mann dieser Zeit war für mich ein Freund, der mich jeweils in die Musica-Viva-Proben einschleuste. Er lebte, wie ich, in einem winzigen Untermieterzimmer, verdiente, was mir nicht gelang, genügend Geld als Bohnerwachsvertreter der Firma seiner Tante und aß gern chinesisch. Vor zwanzig Jahren eine Frivolität.

Jener wollte die Symphonie einer Sekunde schreiben, eine babylonische Herausforderung, die, erzeugt von einem dreihundert – Kopf-Orchester, mit einem infernalischen Tutti begann und eben in dieser einzigartigen Sekunde unaufhaltsam in sich zusammenstürzte, jedoch der Art, daß der Verlauf in allen Einzelheiten jedem Hörer klar werden sollte bis zum ersterbenden Hauch.

Seither bin ich von einer ähnlichen Idee besessen, dem Roman einer Sekunde, der allerdings fünfhundert Seiten lang sein wird, das Schlußstück einer begonnenen Trilogie, eine Art Wissenschaftsroman, in dem alle Regungen, Gefühle, motorischen, historischen, biografischen, chemischen, elektrischen, stochastischen und extrapolierten Kopplungen vorhanden sein müßten. Die Schwierigkeit besteht darin, daß das Schreiben ein linearer Vorgang ist, und ich weiß nicht, wie ich diese feuerspeiende Suppe mit all ihren Wirbeln, Verhaarungen, kälteren Sümpfen und Höhlen, minutiösen Strecken und äußerst genauen Rückschlüssen und Projektionen möglichst verführerisch bis zum Überkochen so viele Seiten lang, worauf es ankäme, um extreme Vielfältigkeit zu bewerkstelligen, in Spannung halten kann, wenn zum Beispiel ein Mann durch die Tür tritt, der mein Vater hätte sein können, den ich aber in Wirklichkeit an Zahl der Jahre schon um einiges überlebt habe, und der diese Tür dann zuwirft. Was ist geschehen, daß er so heftig wurde?

Die Partitur meines einstigen Freundes sah aus wie eine kybernetische Fleißaufgabe. Im ersten Megateil, bombastisch vollgeschrieben über mehrere zusammengeklebte Folioseiten hinweg, gab es auch Schlüssel, sogar mikrobisch anmutende Taktunterteilungen. Unwirklich verzerrte Melodienmäander schlossen an, die, wie mein Freund sagte, in der Sonne auf dem Fensterbrett sitzend, während sich sein Werk vom zweiten Stockwerk des Hauses immer weiter hinunter entfaltete, so daß ich nach einem Fernglas schrie, nicht der gehörten Zeit entsprächen, sondern nur mathematische Verdeutlichung beinhalteten, als ob ein Schiff, das hinter dem Horizont versinkt, sobald wir ihm genügend geschwind nacheilten, wieder sichtbar würde.

Und das wird auch mein Golgatha sein. Denn wie soll ich mich auf die Kreuzungen der Knüpfungspunkte besinnen in dieser einen Sekunde, die ich darstellen möchte und die wir gewohnt sind, dramaturgische Schürzung zu nennen, Krisis nebst Neubeginn, da mich auch die entsetzliche Dauer in Verwirrung stürzt, die ich benötige, damit die Schilderung der Charaktere und aller Verwicklungen überhaupt sichtbar werden, während das Schiff am Horizont längst verschwunden ist? Ich darf ihm nicht nacheilen, muß, was der Einsteinschen Regel zuwiderläuft, den Horizont zurückholen, als liefe die Zeit verkehrt herum ab.

Meinen Freund habe ich nie mehr wiedergesehen, auch die Komponisten von damals nicht. Der einstige Bohnerwachsvertreter und unerkannte, junge Sekundenfetischist soll heute, wie mir zugeflüstert wurde, Führer einer Münchner Straßenbahnlinie sein. Ich habe Angst, ihn zu treffen, gehe oder fahrradle deshalb nur in dieser Stadt. Eines Tages jedoch, ich weiß es, wahrscheinlich bei eisigem Regen, werde ich hinter ihm stehen, und er wird sich umdrehen und mich nicht erkennen. Ich werde an der nächsten Haltestelle aussteigen und nach Hause stürzen, um das Werk in Angriff zu nehmen, das ihm, hörbar, nicht vergönnt war. Vielleicht bringe ich es wenigstens in Leseform zustande.

Die Musik erstarb für mich, fast zwei Jahrzehnte. Nur einmal während eines verwirrenden Sommers, es ist auch schon lang her, geschah noch eine Wallung, die Beatles hieß, Softy Mists, Beach Boys, Zappa, doch nicht Dylan. Je mehr unverständlicher Text auf amerikanisch bei voll aufgedrehten Verstärkern erklang, desto mürrischer wurde ich. Ich wollte die Importe aus dem Mutterland unseres Kolonialdaseins nicht mehr wahrhaben. Politisches Selbstbewußtsein gewann Bahn, verzettelt sich wieder, sollte den Marsch durch die Institutionen antreten und fraß sich fest in ihnen. Inzwischen ist auch jener überschätzte Frohsinn auf den Hund gekommen, wurde fett und unbeweglich. Ich höre, in Gedanken an eine frühere Freundin gelehnt, die zum zweiten Mal geschieden ist und auf dem dritten Bildungsweg Landschaftsarchitektin werden möchte, auch nochmal den Detroit- oder Chikagosound der Three Supremes. So wollten wir sein, verführerisch leichtfertig und trotzdem entschieden, als gäbe es keinen grausamen Nachhall von Geschichte, den wir in unserem Land mißachtet hatten. Musik, Musik, to hell with it!

Nun liegen Romane, Erzählungen und Gedichte dazwischen, deren Geld ich sparte, damit ich meinen Traum von mehreren zusammenhängenden Büchern, die Gegenwart und Zukunft aufsuchen sollen, beginnen konnte. Ich befinde mich freiwillig in einer anderen Zeit. Für Kinder schrieb ich, um die Praxis an die Theorie anzuschließen, doch hörte ich nach drei Bänden dieser Art wieder auf. Ich wollte mich und die größer werdenden Bälger, die immer mehr forderten, nicht verwöhnen. Irgend einst, wenn ich, wie ich hoffe und wofür ich mich anstrenge, sehr alt geworden bin, werde ich jedoch Rache nehmen und dieses vierte Kinderbuch wird ebenso heißen.

Ich ließ mich einmal in einen schalltoten Raum einschließen. Kunststoffstalagtiten und -miten ragten aus den Wänden, der Decke und dem Fußboden. Fenster gab es nicht, die Klimaregelung blieb unhörbar. Es herrschte Ruhe wie in tiefem Wasser, wenn jegliche Verbindung aufhört und der Sauerstoffgehalt scheinbar bedrohlich abnimmt. Es knackte auch nicht mehr in den Ohren, wie vollgestopft mit Oropax, meinem Schlafmittel, das ich selbst in der Wüste benötigte.. Nichts mehr geschah. Ich konnte nichts mehr wahrnehmen, auch haptische Sensationen verebbten. Als ich mich kniff, schließlich ins Gesicht schlug, spürte ich nur . noch die Erinnerung an eine Peinigung. Dies verhieß höchste Form von Konzentration, als

würde mir jahraus, jahrein schreibend, die gesamte Welt zunutze werden.

Seither verfüge ich, wie an einen Märchenstrang gefesselt, über immer mehr Gedichte. Sie begleiten mich, grenzen ein, sammeln oder stürmen voraus, je dauerhafter ich an Prosabücher zu bauen versuche. Und dazu setzt, wenn auch noch zaghaft, wieder Musik ein, zunächst nur als Erinnerung billigst gekaufter Platten, wenn ich im Schlafzimmer neben meiner kleinen Tochter sitze, bis Kratzer zu holpern beginnen, dreißigoder vierzigmal an denselben Stellen. Wir, die Zweijährige und ich, kauern auf dem kalten Boden und hören, zum Beispiel, den durchaus nicht überragenden Gitarrenphrasen des legendären Django Reinhards zu. Wir stehen auf und fangen zu tanzen an, langsam und erholsam, meine Tochter und ich, sie hocherhoben in meinen Armen in der Nacht, bevor sie schlafen geht. Unser liebstes Lied heißt blue drag':

Bist du stumm, traust dich nicht,
morgen bin ich wieder sanfter.
Wer Gesang noch immer fürchtet,
ist zwar dumm, doch nicht verloren,
braucht nur einen anderen Vater.

Dreh ich mich
und gehst du mit?
Tränen, die geflossen sind,
kommen wieder Schritt für Schritt.

Ich habe Angst und presse dich
fest an meinen Hals.
Du spuckst mich an
und zierst dich nicht,
schreist nur,
daß ich tanzen soll
zu der Musik, Musik.

Ich glaube nicht, daß ich nun mehr Platten kaufen werde, oder gar Kassetten, um mich, was das Einfachste wäre, wie üblich an Barockmusik zu berauschen, die völlig in der Hand des gebildeten Mittelstands verharrt. Aber neulich, welch eigenartige Rührung, stand ich zusammen mit meiner Schwiegermutter, die bei uns wohnt und ohne die unser gefleckter Haushalt sofort auseinanderbrechen würde, in der Küche, und wir sangen, immer lauter und selbstsicherer werdend, alte Kirchenweisen, sie, die schlohweiße Pfarrers- und Kriegerwitwe, und ich, das Hartlaubgewächs eines evangelischen Internats. Wir schmetterten Choräle, Paul – Gerhardt-Lieder, Psalmen und natürlich Weihnachtliches, jeder überbot den anderen im Finden von Melodie- und Textteilen. Schließlich, um nicht in Tränen auszubrechen, stimmte ich die Internationale an, doch diese kannte die Witwe auch. Wir hatten gemeinsame Schätze entdeckt.

Literatur-Konkret Frühjahr 1978, S. 23

Reinhard Lettau

Beschreibung einiger Zimmer in einem langsam umfallenden Haus

1. Im Vorzimmer

Insgesamt ist die Gesellschaft aufgebaut als ein Haus, das umfällt. Im Vorzimmer trifft man die dieser Talsache nicht gewärtigen Schriftsteller (-innen), die man im Herrenzimmer nicht sehen will. In der Hoffnung, doch einmal zugelassen zu werden, vertreiben sie sich die Zeit mit dem Vorlesen von Aufsätzen*, die sie über die Bücher anderer, ebenfalls Antichambrierender abgefaßt haben**. Daraus kann man sehen, daß das Schreiben über das Schreiben das Schreiben ersetzt habe: ein Verfall der Sitten, der allerlei Gesindel ins Vorzimmer spült. Der lesenden Hausfrau kann man dies folgendermaßen erklären: Es ist, als würde man einer großen Gesellschaft, die man zum Diner eingeladen hat, nachdem sie Platz genommen, statt Braten und Soße Rezepte vorlegen.

* sog. »Lesungen«.

** Man hat, mit Rücksicht auf den *RUF* und die Gefühle noch Lebender, weitere Einzelheiten über die letzte Tagung der »Gruppe 47« (Saulgau, 15 IX 1977) unterdrückt.

2. Auf dem Balkon.

Auf dem Balkon ist ein Pariser. In träumerischer Wachheit ist ihm ein Brief entglitten, den er verfaßt hat: *Betr.:* Bloßlegungen als Dokumente eines großen Alleinseins.

Lieber Habermas,

wie ich Ihnen in meinem Schreiben vom 16. des vor. Monats schon mitteilte, besteht meine Größe im Alleinsein. Daher ab sofort die Vorveröffentlichung meiner Privatbriefe der nächsten zehn Jahre in einem Sammelband, dessen Publikation mich den Zudringlichkeiten einen Publikums entzieht, dessen Zahl allein schon Frevel ist. Den gleichsam in gebirgigem Gelände mit fliegendem Gewand von Stein zu Stein hüpfenden Gefühlen bin ich nachgesetzt. Hiervon wurde mein Mut müde. Une feuille qui tombe c'est le mort!

Ihr Handke.

Bois de Bologne, im Jänner.

P.S.: Ein Genie ist ein schlechter Nachhar.

P.P.S.: Das Kind riecht im Schlaf nach Schokolade.

3. In der Küche.

In der Küche fliegen die Fäuste, da jeder einen fetteren Butt kochen will als der Meister aus Danzig. (Zur Historie:) Nachdem erst vor wenigen Jahren die Berliner Küche das Ende der Kochkumt verkündete, sind nun einige ihrer besten Köche mit knurrenden Mägen in die Frankfurter Allgemeine Küche geschlichen. Zwar die Platten der dortigen div. Kochkünstler sind manchmal wohl abgestimmt und hübsch garniert, jedoch sind die umgebenden Beilagen giftig: es schmeckt, aber der Gast windet sich später in Krämpfen. Auf kleineren Flammen haben früher div. Köche besser gewürzt. Nun gibt es Diätkost für Magenkranke und manche Gerichte schwimmen in Butter. Daraus kann man sehen, daß die herdabgewandte Seite des Kochens nicht seine beste sei.

Aus dem im Herbst 1977 im Verlag Rixdorfer Drucke (Gümse, bei Dannenberg) erschienen Sittenjournal des Verfassers, ergänzt um einen sehr schönen, von Lettau extra für Literatur Konkret gemachten Titel

Literatur-Konkret Frühjahr 1978, S. 24

Heinar Kipphardt

Umgang mit Paradiesen

Heinar Kipphardt veröffentlicht neue Gedichte und erzählt, wie sie entstanden sind

»Wie machen Sie Gedichte?« werde ich von Karl Pawek gefragt. Ziemlich schnell und auch mit einer für mich ungewöhnlichen Schreiblust, antworte ich unvorsichtig. »Die voraussehbare Kürze, die Überschaubarkeit des mutmaßlichen Arbeitsvorgangs ermutigt mich, die schnelle Aussicht auf ein Produkt, das viel mit mir zu tun hat, unangestrengt, behaltbar sein soll, auch überraschend natürlich, sinnlich, beziehungsreich und wegen der wenigen Wörter und Zeilen nicht ohne Kostbarkeit.«

Wie mache ich das tatsächlich? Es fällt mir schwer, den mir erst einfach scheinenden Arbeitsvorgang zu beschreiben, ich habe nie darüber nachgedacht, und es wird schwieriger, wenn man das tut. Ich notiere Einfälle in ein Notizbuch, das ich mit mir herumtrage, Beobachtungen, Gedanken, Leute, auch Träume, auch Ängste etc ... Möglichst genau, möglichst anschaulich, möglichst kurz.

Ich weiß sofort, wenn es sich um einen Einfall zu einem Gedicht handelt, denn er äußert sich in einer bestimmten Sprachbewegung, der dem Inhalt angemessen scheint, und er bewegt mich. Der Einfall ist überschaubar und provoziert andere Einfälle, eine Ahnung des ganzen Produkts in Verbindung mit mir entsteht. Ich notiere die Zeile, bald einige Zeilen dazu, die nicht aufeinander folgen müssen und oft auch nicht der Anfang des späteren Gedichts sind. Damit beginnt im günstigen Fall eine Art automatischer Beschäftigung mit der Sache, das heißt, die Sache hat sich in einem niedergelassen und man produziert Teile, auch wenn man nicht daran denkt, bei anderer Arbeit, beim Lesen, beim Fischen, beim Faulenzen und im Traum natürlich, wo jedermann dichtet, die Wünsche einübt, die Höllen, den Wahnsinn, das Anderssein.

Ich spreche von nichts Großartigem, nur von Produktivität, die mit einem i selber zu tun hat. Wenn sie zustande ‚kommt, werden ihre Ergebnisse dazu notiert, eine längere Liste. Meist bald, manchmal aber auch erst nach längerer Zeit, werden die Materialen sortiert, das Brauchbare in einen Zusammenhang gebracht, der vorgeschwebt haben mag. Jetzt ist das Gedicht viel zu lang, enthält zuviel Varianten, es fehlt ihm an Bildschärfe, das Lebendige, das Lesbare, das Gelassene, das Unerwartete, das Spannungsvolle und was immer.

In dieser Phase kritischer Distanz zu dem Material hilft es mir, rigoros auf die guten Stellen hin zu streichen, Spannungen durch Verkürzungen herzustellen und Unregelmäßigkeiten nicht zu scheuen. Jetzt wird ein Blatt in die Maschine gespannt, ein Blatt so weiß wie der Himmel und es bedeckt sich mit Krähenfüßen, ein Gedicht oder etwas Gedichtähnliches.

Jetzt haben Sie, Herr Pawek, was Schönes angerichtet. Das hätte Ihnen kein professioneller Lyriker gemacht. Wie sollen so kleine Gebilde so lange Erklärungen aushalten und so allgemeine? Ich würde keine Gedichte mehr machen, wenn ich ihre Herstellung oder Bedeutung fernerhin erklären müßte.

Bäckereibesuch in Polnisch Schlesien

Das Brot aus dem Backofen meines Großvaters
Lagiewiki, ehemals Heidersdorf
(Bäcker Szczepaniak)
ist auf der Autofahrt schimmlig geworden
langer grünstaubiger Riß auf mehliger Unterseite.
Versteinert dient mir das Brot
braun auf dem Fensterbrett
als Kinderzeit-Denkmal.
Sah, in die Höhe gehoben, einstmals
das Land meiner Sehnsucht
braun werdende Pfefferkuchen.
In dieser Backofengrube roch ich

Mohnschnecken und Eierschecke.'
Graf Strachwitz warf seine Bombe
durch dieses Backstubenfenster.
Durch diese beschädigte Haustür
kamen die Bauernburschen (SA)
zur ersten Hausdurchsuchung.
Hier wurde ich geboren.

Die Partei Josef Stalins

David Alfaro Siqueiros
der Maler der Revolution
wird ausgewählt
mit aufopferungsvollen Genossen
in Coyoacan, Mexico
das Gehirn des Genossen Trotzki
mit Maschinengewehren zu durchlöchern. I
ch betrachte ein Foto:
eine durchlöcherte Tür
in Höhe des Bettes von Trotzki.
War das die Tür zur Welt?
Trat dann durch sie der Mann
mit dem Eispickel
in diese Eishöhlenzeit?

Traum im September

In eisiger Höhe die Flucht
streifend die Eisenbahnzüge
Zäune aus Panzerglas.
An Gletschern im Eishauch bersten
die Lokomotiven.
Mit kolossalen Kanonen schießen Soldaten
in Pulvertürme.
Zurücktreten
ruft ein Stationsvorsteher
und pfeift.
Auf dem Perron im Dunkeln stehe ich.

Mordmotive (2)

Im Schnee
Hühnerfedern und Blut.
Rundäugig und wie geträumt
bewegt sich das weiße Wiesel
über den Holzstoß
und schaut.

März in Hamburg-Harvestehude

Elegant zu zweit
mit süßlich gespitztem Mund
(Mon Chérie)
schreiten wir zierlich die
Außenalster entlang
pappen der Knieenden
Schnee an den Venusberg.
Hamburg im Schnee
das wollte ich immer so gerne
so gerne mal sehen
schon wegen
der stolzen Schiffe im Packeis
und den berühmten Feuerbestattungen
mit Hans Albers. (La Paloma)
Stelle mir vor Graf Zeppelin
auf einer Hafenrundfahrt
mit brennender Zigarre!
Auch die verfallenden Lagerhallen
sind sehr schön
die zusammengerosteten Hebedocks
und Eisengießereien.
Begeistert aber sehe ich
das stolze Schiffsriesenwrack
Atlantis
im Hafenbecken versinken
denn auf dem Oberdeck spielt
eine Damenkapelle.
Hamburg bei Nacht
muß ganz herrlich sein.

Angelsbrucker Notizen 16

Für Ernst Bloch

Im sommerlichen Fluß suche ich unter den Steinen
den unscheinbarsten.
Der runde verwechselbare Kiesel
(nicht ganz rund und nicht zu klein)
der glanzlose graue
wenn ihn die Sonne getrocknet hat
ist der das nicht Nennenswerte
die kleine Größe
in der es sich leben laßt
im Gleichsein
im Fluß?

(August 1977)

Das Gedicht bezieht sich auf eine Stelle in Prinzip Hoffnung. 3. Band, wo Bloch die Philosophie des Lao-tse interpretiert. Ernst Bloch starb im August 1977.

Ergänzung:

Umgang mit Paradiesen

Denen ich gleich sein möchte
die sollen mir nicht zu nahe kommen
beobachte ich an mir.
Nova insula
nova Atlantis soll bleiben
im milden Gedankenlichte
zehntausend Werst und weiter.
Ein Iltis schaut rein und erschrickt.
Ou topos heißt kein Ort
lese ich.

23. November 77

Literatur-Konkret Frühjahr 1978, S. 28

Gabriel García Márquez

Der Dichter als Journalist: Gabriel Márquez

Gabriel Carcia Márquez zählt in der BRD zu den meistgelesenen Autoren Südamerikas. Nach Hundert Jahre Einsamkeit (1970) und Der Oberst (1976) erscheint in diesem Frühjahr wiederum bei Kiepenheuer & Witsch sein Roman Der Herbst des Patriarchen: Für bundesrepublikanische Rezensenten ein neuer Anlaß zum Leiern über »ein ungemein erregendes Wortgespinst, eine metaphorische Schmährede in assoziativen Sätzen von teilweise atemberaubender Länge ...«

Márquez selbst spricht eine andere Sprache, sieht die Dinge auch anders. Octavio Moreno von *EI Caiman Barbu*do unterhielt sich mit Márquez:

Sie haben erklärt, daß sie als Journalist statt als Romanautor schreiben wollen, bis sich das politische System in Chile geändert hat.

Es ist schwierig, Literatur und Journalismus voneinander abzugrenzen. Beide sind Annäherungen an die Wirklichkeit. Die Äußerung, auf die sie anspielen, »Ich ziehe mich von der Literatur zurück, bis Pinochet verschwunden ist«, war damals ernsthaft. Journalismus kann innerhalb von 24 Stunden wirken, während Literatur dazu manchmal 24 Jahre oder gar 24 Jahrhunderte braucht. Die chilenische Sache schien mir dringend damals, ein Notfall. Meine Äußerung wurde unterschiedlich interpretiert. Sehr befriedigt hat mich die Reaktion der faschistischen Junta. In ihrem Zorn ließ sie eine Serie von Cartoons publizieren, eines davon mit der Textunterschrift: »Wie schade, er war ein so guter Erzähler und will nicht mehr schreiben für den Rest seines Lebens.«

Wirklich wichtig war mir, das Bewußtsein vieler Leser zu wecken, die mehr oder minder indifferent waren. Vielleicht würden sie sich sagen, »Was in Chile los ist, muß sehr wichtig sein, wenn ein Schriftsteller bereit ist, das Erzählen aufzugeben«.

Aus diesem Grund habe ich mich auf das Gebiet des Journalismus begeben.

(Freilich erfuhr der deutsche Leser davon lange nichts. Márquez' faszinierende Cubaberichte z. B. wurden - nahezu unter Ausschluß der Öffentlichkeit - nur vom *Berliner Extradienst* veröffentlicht. Und erst im Frühjahr 78 druckte die ZEIT seine zweite Angola-Reportage und stellte dabei den Schriftsteller so richtig wie nichtssagend als ehemaligen Journalisten vor. Anm. d. Red.).

Nach dem Welterfolg von »Hundert Jahre Einsamkeit« erschien nun ihr »Herbst des Patriarchen«.

Der Herbst wurde subventioniert von *Hundert Jahre Einsamkeit.* In diesem neuen Buch versuche ich, bestimmten kommerziellen Formeln entgegenzuwirken, die in *Hundert Jahre* entdeckt werden können. Es ist eine Erzählung für die Minderheit, die Formen sind eher poetisch als novellistisch. Ich betrachte die Poetik als die höhere Form der Literatur. Meine schöpferischen Erfahrungen machte ich als Poet, und ich blieb in ständiger Berührung mit der Gegenwartsdichtung. Vom kaufmännischen her gesehen war *Der Herbst des Patriarchen* ein Fehler. Das macht mich nicht traurig, da ich es erwartet habe - Hundert *Jahre Einsamkeit* war eine Ausnahme. Ich glaube, daß mein bestes Buch nicht das erfolgreichste war, sondern *Der Oberst hat niemand, der ihm schreibt.* Dennoch mußte ich die früheren Bücher schreiben, damit die Leute die späteren lesen.

Wie erklären sie das Zusammentreffen, daß Alejo Carpentier, Augusto Robartes und sie mit dem »Herbst« 1975 drei Erzählungen veröffentlichten, die alle Diktatur zum Thema haben?

Man soll nicht erwarten, daß Literatur uns weniger Diktatoren beschehrt als die Wirklichkeit. Ich glaube, die einzige Erscheinung von mythologischer Dimension, die uns die lateinamerikanische Geschichte gegeben hat, ist die Diktatur. Nicht eine einzige Nation auf diesem Kontinent konnte sich diesem Phänomen entziehen. Es ist ein verführerisches Thema. Zuerst, weil es von der Macht handelt, die Erzähler allgemein fasziniert, und zweitens, weil es mythologische Dimensionen hat in Lateinamerika.

Interessant ist, wie diese drei Romane entstanden sind. Wir alle haben sie gleichzeitig geschrieben, wußten aber nichts davon. Ungefähr vor acht Jahren plante Carlos Fuentes, kollektiv ein Buch zu schreiben. Jeder Autor sollte ein Kapitel über den Diktator seines Landes schreiben, und das Buch sollte *Die Väter des Vaterlandes* heißen oder so ähnlich. Als Fuentes Alejo dazu einlud, erzählte er ihm, daß er bereits an einem Roman über dieses Thema arbeite. Dasselbe geschah bei Robartes und mir. Keiner von uns kümmerte sich darum, wer als erster die Initiative ergriffen hat.

Was ist ihre Meinung über die lateinamerikanische Literatur seit 59? Hat sie sich substanziell geändert?

Das größte Ereignis, das in Lateinamerika geschah, ist die cubanische Revolution. Ich sage das nicht aus Demagogie, es ist schlicht wahr. Die Zukunft unseres Kontinents wurzelt in diesem historischen Ereignis, das die Aufmerksamkeit auf sich zieht überall auf der Welt.

Der berühmte lateinamerikanische Literaturboom ist eine Lüge; was wirklich ist, ist die cubanische Revolution. *Pedro Peramo* von Juan Rulfo war 1959 erschienen. Alejo Carpentier veröffentlichte gute Erzählungen vor 1959. Trotzdem kümmerten sich in Europa nur sehr wenige Verleger um unsere literarische Arbeit. Wie andere auch, richteten sie ihre Aufmerksamkeit dorthin, wo sich etwas Wichtiges, Außergewöhnliches ereignete. Da geschah die cubanische Revolution, und jedermann richtete seinen Geschäftssinn auf diese Insel. Junge italienische Frauen übernahmen die olivgrünen Uniformen als Mode. An den Zeitungsständen wurden Poster verkauft mit den Bildern cubanischer Guerilleros. Und in der Literatur wurde es notwendig, lateinamerikanische Autoren in mehreren Sprachen zu veröffentlichen. Als Reaktion auf diesen Vorgang begannen dann auch unsere eigenen Verleger - hier gibt es eine Art Kulturkolonialismus - eine literarische Explosion.

Ich gebe ihnen ein persönliches Beispiel: *Hundert Jahre Einsamkeit* wurde in 21 Sprachen übersetzt. Drei Millionen Exemplare wurden auf spanisch gedruckt. Was allerdings Europa betrifft - mit Ausnahme der SU - wurde das Buch nirgends ein großer Erfolg. Die Sowjetunion druckte eine Million Ausgaben in dem Magazin *Ausländische Literatur* und dann noch einmal 350.000 Ausgaben. Dagegen wurden in Ländern wie Holland und Schweden nicht mehr als 3.000 Exemplare verkauft. Die Kritiken waren hervorragend, aber die Leser waren Spezialisten, Intellektuelle, Studenten. Daher sage ich, daß der lateinamerikanische Literaturboom falsch war und aufgebläht.

Literatur-Konkret Frühjahr 1978, S. 30

Claus-Ulrich Bielefeld

Besuch verbeten!

Über einen geheimnisumwitterten Revolutionär, Journalisten und Bestsellerautor berichtet Claus-Ulrich Bielefeld

Die Zeitschrift hieß 'Der Ziegelbrenner'; ihr Herausgeber, der gleichzeitig der einzige Autor war, nannte sich Ret Marut. In der Zeit vom September 1917 bis zum Dezember 1921 brachte; er in München 13 Hefte des 'Ziegelbrenner' heraus. Aufgabe der Zeitschrift sollte sein: »Kritik an Zuständen und an widerwärtigen Zeitgenossen. Sie erscheint zwanglos wie manche Zustände und viele peinliche Zeitgenossen auch.« Die Hefte galten lange Zeit als verschollen und wurden in einzelnen Exemplaren als bilbiophile Realität gehandelt.

Die Phantasie der Leser entzündete sich schon sehr früh nicht nur am Inhalt der Zeitschrift, sondern auch an der Person des Herausgebers und Autors. Von Anfang an hatte Ret Marut - nimmt man den Nachnamen als Anagramm, ergibt sich als Lösung das Wort »Traum« - die Spuren seiner Existenz zu verwischen und seine Biographie zu mystifizieren versucht. Erst in den letzten Jahren ist es dem Leipziger Literaturwissenschaftler Rolf Recknagel in detektivischer Kleinarbeit gelungen, Mosaiksteinchen um Mosaiksteinchen zur Rekonstruktion der Lebens- und Werkgeschichte des Ret Marut zusammenzutragen. Es vermochte jedoch nicht, Ret Maruts Herkunft nachzuweisen - noch immer ist unklar, wo und wann er geboren wurde, wer seine Eltern waren usw. - aber er hat den Beweis geführt, daß Ret Marut sich später B. Traven nannte, seit den frühen 20er Jahren in Mexiko lebte und Autor der Romane »Das Totenschiff«, »Der Schatz der Sierra Madre« und anderer, die Gesetzte des Abenteuerromans erfüllender und gleichzeitig über sie hinausgehender Erzählwerke war. Noch heute sieht man in Arbeiterhaushalten manchmal die alten Ausgaben aus den zwanziger Jahren, die damals in der (sozialdemokratischen) Büchergilde Gutenberg erschienen sind.

Ausführlich kann der abenteuerliche und immer noch rätselhafte Lebensweg Marut – Travens in der Biographie von Rolf Recknagel nachgelesen werden, die wie der Faksimiledruck des 'Ziegelbrenner' vom Verlag Klaus Guhl angeboten wird.

Vor dem erfolgreichen Autor B. Traven existierte Ret Marut, der 1915 in München auftauchte, nachdem er seinen Beruf als Schauspieler und Tänzer, der ihn unter anderem an Theater in Crimmitschau und Ohrdruf geführt hatte, an den Nagel gehängt hatte. 1917 brachte er dann den 'Ziegelbrenner` heraus, dessen Themen von vornherein feststanden. Zum einen unterzog Ret Marut die bestehenden Verhältnisse einer radikalen Kritik, zum anderen richtete sich seine ganze Wut gegen die Presse und den Journalismus: »Schuld an diesem Krieg ist der Kapitalismus. Möglich gemacht hat ihn der Journalismus. Nun sind diese beiden für ewige Zeiten verbrüdert auf Not und Tod, auf Schande und Gefahr. Immer aber bezahlt die Menschheit die Rechnung.«

Kapitalismus oder Journalismus - welchen -Ismus Ret Marut für das größere Übel hielt, läßt sich schwer sagen. Auf jeden Fall richtete sich das Feuer seiner Beredsamkeit - und wie leidenschaftlich gesprochen wirken viele Beiträge - gegen diese (wie er meint) Geißeln menschlichen Zusammenlebens. Im Falle der Presse sah er nur die Möglichkeit einer Radikalkur: »Die Befreiung der Menschheit von Lüge, Heuchelei und Unwahrhaftigkeit kann nur erfolgen durch rücksichtslose und mitleidslose Zertrümmerung der Presse.« Nicht ohne Ironie ist in diesem Zusammenhang, daß Ret Marut in der kurzlebigen Münchner Räterepublik in den ersten Monaten des Jahres 1919 neben seiner Tätigkeit als Vorsitzender der vorbereitenden Kommission zur Bildung des Revolutions-Ausschusses und als Mitglied des Propaganda-Ausschusses zusätzlich noch als Presse-Zensor wirkte.

Der manische, aber meist treffsichere Haß auf die Dummheit der Presse und ihrer Journalisten erinnert an Karl Kraus und seine Zeitschrift 'Die Fackel'. 'Der Ziegelbrenner' als (kleinerer) Bruder im Geiste der 'Fackel' - dafür spricht manches. Auch die Haltung Ret Maruts gegenüber seinen Lesern weist Ähnlichkeiten mit der Einstellung von Karl Kraus auf: »Ich sehe, ich habe zu viel Abonnenten. Habt ein wenig Geduld, ich werde Euch verringern!«, tönt es rüde. Oder: »Was Kritiker und Presse über unsere Zeitschrift denken, ist uns gleichgültig!« Schließlich in den redaktionellen Mitteilungen, kurz und bündig: »Besuch verbeten!«

Ätzend und hämisch entlarvt Ret Marut die täglichen gedanklichen und sprachlichen Dummheiten und Schludereien in den Spalten der Zeitungen. Diese »Ziegeln aus dem Brenn-Ofen (Randbemerkungen zu unserer Zeit und zu unseren Zeitgenossen)« wollen auch als politische Agitation verstanden werden, die dann noch deutlicher in den spezifisch politisch argumentierenden Artikeln hervortritt. Schon im ersten Heft schlägt Ret Marut das Leitmotiv an: Ursache des Krieges ist »der Kapitalismus und die von ihm durch und durch verseuchte Weltordnung«. Der Notwendigkeit von Analyse und Begründung entzieht er sich allerdings durch einen Trick: »Begründung? Wer selbst nachdenkt, dem braucht es nicht begründet zu werden und wer nicht denkt, dem ist auch so nicht zu helfen.« Im Laufe der Jahre liefert er dann schon Begründungen; seine Stärke ist jedoch zweifelsohne der leidenschaftliche Appell, der aus der Liebe und Fürsorge für den geprügelten und ausgebeuteten Menschen erwächst: »Man gebe den Menschen ein bewegteres, ein reicheres, ein vollsaftigeres Leben; man mache ihnen die Arbeit zur Freude und nicht zum bloßen Mittel, die Nahrung schwer genug zu

sichern; man gebe den Menschen jede Möglichkeit, ihre ganzen Fähigkeiten und Begabungen anzuwenden und auszunützen, statt sie verkümmern zu lassen. Dann würden keinerlei Kriegshetzereien irgendwelchen Erfolg haben, in keinem Lande.«

Eingestreut in die Attacken und Bekenntnisse sind auch schöne Dadaismen: »Kulturvölker Europas! Wahrt Euren Fortbestand! Gedenket der Säuglinge, die Eure Unsterblichkeit, die der Fortbestand der europäischen Völker, die der Fortbestand mühsam erkämpfter Kultur-Errungenschaften sind!« Es sollte allerdings auch nicht übersehen werden, daß Ret Marut nicht gefeit war gegen antisemitische Anwandlungen, z. B. wenn er von der »Verjudung unseres Zeitalters« spricht, eine Aussage, die er später mit den Worten relativiert: »Mir gilt nur der Mensch.«

Die Radikalität des linken Extremisten Ret Marut speist sich aus verschiedenen Quellen: einem idealistischen (gewaltfreien!) Anarchismus (»Glaubt an die große Idee: Wir wollen Menschen und Brüder sein!«) und einem utopischen Sozialismus/Kommunismus: »Der Kapitalismus ist am Ende seiner Herrschaft angelangt. (...) Der Bolschewismus ist der Todfeind des Kapitalismus, er ist die neue Weltordnung, auf die seit 1789 von der Menschheit hingesteuert wird.« Versetzt werden diese weltanschaulichen Bekenntnisse mit dem moralischen Rigorismus und dem entschiedenen Pazifismus des Autors. Politische Klarheit entsteht daraus sicher nicht. Aber die letzten Jahre des Krieges, die kurze Revolutions – Euphorie und die sich anschließende Etablierung eines vorgeblich neuen Staates, in dem die kaiserliche Zivil- und Militärbürokratie ungebrochen das Sagen hatten, waren dafür vielleicht auch nicht die geeignete Zeit. So ist es auch nicht verwunderlich, daß Ret Marut schon bald den Abgesang auf die Revolution schreiben muß: »... das Vertrauen der leidenden Menschheit zur deutschen Revolution ist umgeschlagen zur Scham.«

Ret Maruts 'Ziegelbrenner' kann heute noch Interesse beanspruchen, weil in ihm die widersprüchlichen Tendenzen eines gesellschaftlichen Umbruchs aufbewahrt sind. 1917 sah er optimistisch in die Zukunft: »Alle Taten der Menschen, gute und böse Taten, gehen vom Denken aus. Denke gut und Du bist gut! Denke böse und Du bist böse! Denke Krieg und es gibt Krieg! Und weil alle Menschen an Geld denken, ist Geld und Kapitalismus heute die einzige, die ausschlaggebende, die einflußreichste Macht.« 1919 begrüßte er ekstatisch die vermeintlich neue Zeit: »Die Welt-Revolution beginnt. Halloh. Ihr Menschen! Halloh! Gruß Euch allen, Ihr Brüder der kommenden Welt – Republik! Gruß Euch, Ihr Menschen des heiligen Weltbürgertums, das auf dem Wege ist! Halloh, Ihr Menschen! Halloh! (...) HÜTET EUCH: Ruhe und Ordnung machen fett. Ruhe und Ordnung machen schlafmützig. Ruhe und Ordnung bringen mich um meine persönliche Freiheit. BEWEGUNG, GESELLEN! NICHT EINSCHLAFEN! Die Revolution hat erst begonnen.« Doch schon bald notierte er: »Könnte ich doch nur ein Fremdstämmiger werden, um keine Blutsgemeinschaft mit diesem neuen Deutschland zu besitzen.«

Nach der Niederschlagung der Münchner Räterepublik stellte er den `Ziegelbrener` bis 1921 in der Illegalität her. Im letzen Heft sind auch einige an George Grosz gemahnende satirische Zeichnungen, die von Franz Wilhelm Seiwert (1894-1933) stammen, einem Maler, der in diesen Tagen 'wiederentdeckt' wird. Seiwert war es wohl auch, der Marut 1923 bei der Flucht aus Deutschland half. Ret Marut verschwand spurlos, wenige Jahre später tauchte B. Traven in Mexiko auf.

In der letzten Nummer des 'Ziegelbrenner' hat Ret Marut seinen Lesern eine Art anarchistisches Manifest hinterlassen, in dem besonders deutlich die Problematik seiner philosophischen und politischen Anschauungen hervortritt. Diese sind nicht nur für ihn charakteristisch, sondern für eine relativ große Schicht kleinbürgerlicher Intellektueller, die mit verschwommenen Weltverbesserungs-Vorstellungen in eine soziale Revolution hineingerieten und teilweise (vor allem in München) sogar zu Führern der Revolution wurden. Dieser Aufgabe waren sie in keiner Weise gewachsen. Sie übertrugen ihre eigenen Illusionen auf die Revolution und weckten bei den Arbeitern Hoffnungen, die sie nie einlösen konnten. Nach dem Scheitern der Revolution wendeten sich manche Aktivisten wie Marut als erste von den Kämpfen ab. Die gescheiterte Revolution führte bei ihm zu einer Überbetonung eines individualistischen Anarchismus (in der Nachfolge Stirners) und zur Eliminierung aller ursprünglich vorhandenen sozialistisch-kommunistischen Argumentation. Im Gegensatz etwa zu den Dadaisten Wieland Herzfelde, John Heartfield, George Grosz und Franz Jung oder auch dem Stückeschreiber Brecht destillierte er aus seinen Erfahrungen in der bewegten und widerspruchsvollen Übergangszeit keine linke politische Haltung und Überzeugung, sondern fiel zurück auf einen individualistischen Standpunkt, den er ursprünglich schon überwunden glaubte. Die forcierte Sprache und Argumentation in seinem Manifest in der letzten 'Ziegelbrenner' – Ausgabe, sozusagen ein 'Nachwort' zu seinen revolutionären Aktivitäten, verdeckt nur mühsam seine tiefgreifende Enttäuschung:

»Und ich sage euch: Es ist besser, ihr legt die Hände in den Schoß, als daß ihr Maschinengewehre zur Hilfe nehmt. Was durch Waffen erzwungen wird, kann jeden Tag durch Waffen genommen werden. Aber was ihr durch euer Wollen oder durch euer Nicht-Wollen erobert, kann kein Gott euch nehmen, denn Gott ist nichts als Wille. Ihr aber habt mehr als euren Willen, ihr habt Hände, die eine ganze Erde zu formen vermögen.

Ich bin unbesiegbar, wenn ich nicht will,

was ein anderer will!

Du bist unbesiegbar, wenn du nicht tust,

was ein anderer will!

Ihr werdet unbesiegbar sein, wenn nicht die Masse, sondern der Eine, der Einzelne,

größer und stärker wird als der mächtigste Regent. Die Macht des mächtigsten Regenten zerbricht an dem Nicht-Wollen des schwächsten Sklaven.

Abschaffung des Privateigentums an den Produktionsmitteln?

Nein, ihr törichten Plapperer!

Abschaffung des Privateigentums an der letzten Hose!

Wissen ist Macht? Nein!

Tat ist Macht!

Wissen macht frei? Nein!

Tat macht frei!«

Das war Ret Maruts letzte politische Äußerung. Einige Jahre später erschien dann »Das Totenschiff« von B. Traven - aber das ist schon wieder eine andere Geschichte.

Ret Marut (B. Traven), Der Ziegelbrenner, Faksimiledruck, Pinkus-Genossenschaft Zürich und Verlag Klaus Guhl, DM 18,00. Eine Gesamtausgabe der Werke Travens/Maruts erscheint z. Z. in der Europäischen Verlagsanstalt (edition büchergilde).

Literatur-Konkret Frühjahr 1978, S. 33

Birgit Pausch

Die Feindschaft der Neuen Frauen

Birgit Pausch antwortet in einem fiktiven Brief ihren feministischen Kritikerinnen

Vor einem Jahr erschien im Rotbuch Verlag »Die Verweigerungen der Johanna Glaufügel« von Birgit Pausch (Rotbuch 164, DM 7, 00). Alfred Andersch schrieb in Literatur Konkret 1 über dieses Buch: »Das ist gar nicht kulinarisch, sondern hart, schwierig, die Geschichte eines linken Mädchens. Erzählt wird eine Entwicklung aus Spießigkeit und Liberalismus zu politischem Bewußtsein, neueste Erfahrungen in der Spannung zwischen historischem Kompromiß und Spontaneität werden mitgeteilt. Das klingt trocken, das Buch ist aber vollkommen dichterisch, im freizügigsten Gebrauch surrealistischer Technik, in wilden Zeitverschiebungen den Leser eher fordernd als erobernd... Ein kleines Buch aus einem kleinen Verlag. Wird man seine Bedeutung erkennen? Oder wird es zur Wegwerf-Literatur gehören?«

Das Buch konnte sich behaupten: Bis zum 28. Februar d. J. waren 9491 Exemplare verkauft, 20 Besprechungen oder Erwähnungen erschienen. Nur die Frauenzeitschriften übten ungewöhnliche Zurückhaltung. Von einer Notiz in 'Emma' abgesehen verschwiegen sie die 'Verweigerungen'.

Liebe Maria Stirner,

du schreibst in deinem Brief von deinen Leseschwierigkeiten, die du mit meinem Buch, *»Verweigerungen der Johanna Glauflügel«,* hattest. Du fragst, ob es nicht sinnvoller sei, die »Verweigerungen« gradlinig einfacher zu formulieren, so daß sich jede Leserin wiedererkennen kann. Du drängst auf einen Tatsachenbericht, weil dich die Tatsachen bedrängen.

Mir fällt ein Slogan ein, der über einem Kongreß flatterte: SCHREIB DAS AUF FRAU!, ein Imperativ, und ich, Liebhaberin des Konjunktiv, der Utopie und der Skepsis, erinnere mich an die Imperative der Straßenverkehrsordnung, an die hochbezahlten Sprüche »Trink Coca Cola«, sich an alle richtend, affirmativ. Was ist das für ein Wesen »Frau«. Ist das eine platonische Idee oder eine biologische Gattung. Welcher Klasse gehört sie an? Da diese Frage nicht mehr modern ist, möchte ich auf ihr beharren. Was ist mit dem DAS gemeint? (Schreib DAS auf, Frau!) Sicherlich die Unterdrückung, die reduziert wird auf männliche Präpotenz.

Du, Maria Stirner, sollst also in die Tasten greifen, ein Report oder eine Autobiographie wäre angebracht, da die Gabentische in den Frauenläden von Autobiographien überquellen und Autobiographie die bevorzugte Ausdrucksform schreibender Frauen zu sein scheint. Du hast einen Beruf, einen doch immerhin geschätzten, du bist Lehrerin, und müßtest dich also in eine Stachanowa-Arbeiterin verwandeln, und wenn dein Schreiben überhand nähme, wärest du eines Tages Schriftstellerin, ohne Krankenkasse, ohne Weihnachtsgeld, und die allgemeinschwesterliche Anrede - Frau - würde an dir herumschlottern. Das allgemeinmenschliche, geschichtslose, klassenlose Wesen wäre plötzlich ein Paria, in einer Gesellschaft lebend, der - trotz Arbeitslosigkeit - vor Opulenz die Nähte platzen und die »ihren« Schreiberinnen und Schreibern kaum mehr als ein Taschengeld bietet. In der Zeit der hochspezialisierten Berufe ist die Künstlerin, immer noch der feudale Hauslehrer, der Tanzmeister, der Nebenbeimaler, der Nebenherschriftsteller. Kunst als laues Fußbad nach hartem Börsentag, als Hobby, ist sowieso das Ideal der Herrschenden wie der Beherrschten - und ich vermute, daß an dem oben genannten Kongreß nicht »Frauen«, sondern Schriftstellerinnen, legitimiert durch akzeptable Auflagenziffern, das Wort führten.

Liebe Maria Stirner - du spielst das Persönliche, das Ich, die Haut, das Einmalige also du meinst das Konkret Individuelle, gegen das, wie du schreibst, Politische, Unsinnliche, Marxistische, also das Abstrakt Allgemeine, aus: Gefühl gegen Verstand, Frau gegen Mann. In den »Verweigerungen« dagegen zeige ich die dialektische Bezogenheit zwischen beiden, während du, wie ein großer Teil der Frauenbewegung, nur antithetisch, abstrakt, auf das Subjektive hinweist, und ohne, daß ihr es merkt, erstarrt so unter euren Händen das Subjekt zu einem totgeborenen Fetisch der Neuen Sinnlichkeit. Dein Hauptargument gegen die »Verweigerungen« ist, daß sich die Protagonistin, Johanna Glauflügel, »mit einem Mann statt gegen ihn befreit«, und ich deshalb gezwungen sei, »zur antiquierten Erzählform zu greifen« - du sprichst sehr abfällig von Literatur, machst daraus »Männerliteratur«, dein Vorschlag ist der Frauenreport, die Autobiographie.

Die Literatur ist auf den Hund gekommen, den Pawlowschen nämlich, den sein Herr an die Strippen und Zähluhren anschloß, um den authentischen Speichelfluß aufzeichnen zu können, in dieser Tradition stehen dann die Johnson'schen, die Master'schen Sexpaare, die die Auflagen aller folgenden Sozial-, Liebes- und Frauenreporte kräftig einspeicheln, und konsequenterweise willst du, und wollen Leserinnen wie du, an die »Frauenrealität« oder das, was ihr dafür haltet,

angeschlossen werden: Eine Art weibliches Plebiszit, des Volkes Stimme. Ähnlich, Maria Stirnen manipulieren doch die Massenmedien den »Mann auf der Straße«, indem sie ihm das Mikrophon unter die Nase reiben, damit er seine »echte« Meinung sagt, verantwortungslos, weil der Verantwortung, der Antwort beraubt. Ein affirmativer, impressionistischer Sonntagskuchen der Demokratie ...das vergröberte, aus seinen wissenschaftlichen Zusammenhängen gerissene soziologische Instrument reflektiert den Glanz der freiheitlichen demokratischen... dann werden die Tonbandschnippel zu Büchern montiert, die induktive Methode vorspiegelnd, während das, was zu beweisen wäre, von vorneherein feststeht, der kleine Unterschied verschwindet ganz und das zusammengebastelte Schlußresumee erscheint als große Folge.

Das Prinzip Regenbogenliteratur

Die Phantasie an die Macht, hieß es einmal und nicht nur am Schreibtisch ...heute wird sie auch von dort verdrängt. Die Phantasie, die Imagination, die gewollte, formgewordene Lüge, bekennt sich zu der Zufälligkeit des Produzenten und bezieht das andere Ich, den Leser und seine Imagination, analog mit ein. Die Reportagen überlassen es nicht deiner Entscheidungsfreiheit, deiner Phantasie, die Not der Anna H. im Ehebett oder die Berufsschwierigkeiten einer Gerda S. zu glauben oder es sein zu lassen, denn die fiktive Laborsituation der Reportage pocht auf wissenschaftliche Wahrheit. Aber du bist nicht der Polizeikommissar oder der Personalchef, willst es nicht sein, deren Beruf, deren »Ergriffensein«, sich darauf beschränken, mit repressiven Kontrollmöglichkeiten ausgestattet, Ähnlichkeiten zu überprüfen - der Report wird für dich zur »Fabel«, du liest ihn wie einen dramaturgischen Entwurf, mißt aus den eben genannten Gründen, ohne es zu registrieren, mit ästhetischen Kriterien, du liest, obwohl du es ablehnst, Literatur. Aus diesem Vorgang, der dir unbewußt ist, macht die Regenbogenliteratur ein Prinzip. Die Illustriertenberichte und die Kolportagen mit ihren Hautkontakten stehen von jeher in dieser falschen Unmittelbarkeit, du spürst geradezu den Schweiß, der aus den Lebensbeichten rinnt, die Aktionäre wissen j a so gut, daß die Leserin es brühwarm und der Leser es knallhart haben wollen, so wie das Leben ist, ungeschminkt, ohne überflüssige Schnörkel, so klar und einfach wie die einfachen Leser halt sind, Dornröschen oder der unbesiegbare Held werden unter der Hand beigesteuert.

Maria Stirner - ich lese Polizeiberichte, Journalnachrichten als ob sie Fiktionen wären und »Tauben im Gras«, »Ästhetik des Widerstands«, »Der Ausflug der toten Mädchen«, akzeptiere ich als Realität. Realität, in der die dich und mich bedrängenden Tatsachen nicht nur erlitten werden, nicht nur notiert wie irgendeine aufregende Neuigkeit, hingewischt, gestreckt zum aufregendsten Frauenreport des Jahres, sondern in der deine und meine Angst sich an den Wörtern festklammert, von den Wörtern getragen wird: »Mit Dortrecht verband sie (Johanna Glauflügel) einen Anfang. Von diesem Anfang wußte sie, daß er unabhängig von Dortrecht immer als Möglichkeit vorhanden war. Das steigerte ihre Angst.« Johanna begreift ihre Angst, den drohenden Zusammenbruch, nachdem sie sich von Ronnen, ihrem Mann und von ihrer Mutter getrennt hat, als notwendige Folge dieser Trennung, und weitergehend, als induzierte und mächtigste Waffe ihrer Gegner - diese Angst, diese tödliche Erstarrung, die immer hinter den Ausflüchten ihrer Ehe und ihres Berufes gewesen waren. Nicht mehr wie früher, sich selbst zerstörend, richtet sie Angst gegen sich selber, beruhigt sich auch nicht mit neuen Ausflüchten, sondern benutzt ihre Angst konstituierend für eine neue Wirklichkeit, die nicht fertig vor ihr liegt - wenn alles nach Niedergang aussieht, weil das Erhoffte nicht eingetreten ist, gibt sie nicht auf und versucht, das ihr Vorenthaltene aufzuarbeiten: »Ohne die Ciompi, ohne dieses Wiedererinnern an den niedergeworfenen Aufstand, das Überleiten in die Gegenwart, könne sie die Arbeit im Krankenhaus nicht mehr machen. Ohne dieses Hineinfallen in ein Buch, das Interesse für die Wollkratzer und Wollschläger, die Frauen und Männer aus der Wolltuchindustrie, würde sie keinen Sinn mehr sehen. Es war kein haltloses Fallen, kein Leiden, um ihre eigene Unzufriedenheit zu rechtfertigen - sie schüttelte den Kopf, als fiele ihr jemand ins Wort: Florenz wurde nicht von den Bankiers, den Peruzzi und Medici erbaut, sondern von den Sklaven der Neuzeit, den Ciompi, die frei waren, die entlohnt wurden, eine unsterbliche Seele hatten wie die Bankiers.«

Eine Einzige und ihr Eigentum

Die Reportage - Maria Stirner - ohne technizistischen Ballast, mit einem sogenannten unverwechselbaren Ich, mit Paßfoto und historischen Daten versehen, wird zur Autobiographie, zum lyrischen Bekenntnis, zur Privatepidermis, zu den »Häutungen«, und die weibliche Authentizität fungiert als Sprachpuristin und »so von sich selber durchdrungen« wischt sie der »kärglichen linken Terminologie« eins aus. Eine einzige und ihr Eigentum - statt der neuen Haut erscheint eine uralte Pelle, denn schon Thomas von Aquin und Nietzsche wußten, daß die Frau ein Körperwesen ist, immanent, und sich Transzendenz im narzistisch verdoppelten Ich der Waldnymphe Fenna künstlich erschafft, und die Urmutter im alten Badehaus aus versunkenen Zeiten hütet den Gral der wiedergefundenen Weiblichkeit. Und als wahre Sozialistin, die »Solidarität gegen sich selber praktiziert«, will sie ein »ganzer Mensch« werden und ist leider nur von Männern umgeben, die »redegewandte Marxkenner« sind und sich in einem »Gefühls- und Gedankenwirrwarr verheddern« oder die die Liebenden erschrecken, wie sie »kerzengerade im Bett« sitzen: »War da nicht eben noch der Schatten eines Mannes

gewesen?« - Daß vor einem Jahrzehnt Marcuse, Giese und Reich und die Genossinnen und Genossen, dem »genitalen Ernst« den »Stachel« nahmen, das ist eine schattenhafte Erinnerung, nicht mal mehr das... denn es war tatsächlich nur »der Wind, der durch die Bäume strich«. Kritik an der Fetischisierung der Genitalität, des Orgasmusidols, der Heterosexualität wird als weibliches Monopol gefeiert.

Die alte Vettel Neue Sinnlichkeit

So bist du, Maria Stirner, »unversehens in den Grünfall der Birken geraten« und eine »junge Frau geht plötzlich auf der Straße in Flammen auf«, keine Angst, Prag das war einmal, es sind die Schlüsselblumen von Berlin, die zu einem Waldgang ermuntern, der auch für die Helden wieder attraktiv ist, die reumütig im langen Marsch durch die Institutionen stecken geblieben sind oder denen man die Tür vor der Nase zugeschlagen hat, und wieder vom Unterholz träumen, von ihren verlorenen und verlassenen Gefühlen, die zur erdabgewandten Seite verklärt werden, der Neuen Sinnlichkeit, die die alte ist, und der alten Vettel aus den fünfziger Jahren, die die Angst vorm Fliegen überwunden hat - ich erinnere mich so gut an die taktilen Werte, an die impressionistischen Unsagbarkeiten - werden die hundert Brüste der Diana von Ephesus umgehängt und dann: Volldampf zurück. Es wird wieder verdrängt, daß alle Träume von der guten alten Zeit als Albträume, Albtraumrealitäten enden.

Ich erinnere mich, daß die Autobiographie von Sartre »Die Wörter« heißt und zeigt, wie ein Schriftsteller zu seinen Wörtern findet, wie sie ihn bilden und verbildet haben. Für mich, die ich keine »ausgebildete Schriftstellerin« bin und aus einem Beruf komme, der zwar auch mit Wörtern zu tun hat, aber mit den schon gedruckten Wörtern oder dem Wort eines Regisseurs, abend für abend reproduziert, für mich setzt die Arbeit am Schreibtisch einen neuen Anfang, und ich stehe herum auf dem Schulhof wie ein Schulmädchen am ersten Schultag: Hinter den Wörtern stehen nicht mehr die alten Beziehungen, und die ausgebrannten Denkgewohnheiten und die alten Freunde, die plötzlich die Tür zumachen, sondern neue unvermutete Einsamkeiten, neue Zwänge und neue Feindschaften, da, wo du es nicht vermutetest, Feindschaften, die im Totschweigen bestehen, beliebtes und uraltes Mittel des Patriarchats - Feindschaft, auch von den Neuen Frauen so virtuos gehandhabt. Aus verstaubten Regalen, aus fossilen Literaturtiefen der Staatsbibliotheken, aus Eintagsverlagen, wird Gedrucktes von Frauen hervorgezerrt - notwendig und gerecht -ungerecht, wenn das Naheliegende, das Gegenwärtige, da wo es noch ums Überleben geht, um Emanzipation, ausgeschlossen wird.

Literatur-Konkret Frühjahr 1978, S. 35

Christian Geissler

Die siebte Seite des über den Tisch rollenden Würfels

Rezension

Es ist schon erstaunlich: Dies Romaneschreiben mitten heraus aus den Ländereien der Qual; dies Ausarbeiten und Anbieten wichtiger Geschichten aus Elend; dies in Erscheinung treten lassen von gewaltiger Wirklichkeit (also unserer), von wirklicher Gewalt (also noch immer nicht unserer); dies Schläge singen, dies Liebe schmieden; das aber keinen tötet von denen; keinen von uns schon rausholt.

Und ist schon erstrecht erstaunlich: Über einen Roman sich setzen, nachdenken, schreiben mitten aus einem Land der Quälerzentralen; dies kritische Auffassen und Begreifen von Bewegung, Schrei und Gesicht, mitten im Dreck der täglich konkreten Blendung; dies Ordnen von Absicht und Angst; aber hin auf lauter Papier; hinweg, auch hier, vor der einzigen Frage: Was wird denn die Hand, die hier eben dies schreibt, wohl demnächst noch anderes tun; außer Niederschreiben, was Hände tun, getan haben, tun könnten?

Ich finde weißgott nah schwarz bei uns, was über die Leute des Galeano zwar bunt kommt von angeblich weit fern fort, aber schließlich dann doch als wir selbst einbricht, niederschlägt, packt: Meine leere Hand, mein gemeines Land, unsere Länder verdammt gemeinsam. Oder nicht?

Oder nicht CSU-Chile? Oder nicht ITT – Uruguay? Oder nicht SCHARNOW – Domingo? Oder nicht CIA-Guatemala? Oder nicht DED-Costarica? Oder nicht AEG-Venezuela?

Und oder etwa nicht die Tretmeisterschaften am Rio de la Plata? Oder nicht, oder etwa immer noch nicht wahrnehmen wollen die Kette im Halsfleisch der Völker, von NS – VW-Brasilien über US-Malaysia und BND-Iran bis BLACKBARETT-Mogadischu?

Dann hört mal, dann lest mal von Galeanos Ländern und Leuten und fragt euch (und nicht nur heimlich) und sagt euch (und nicht nur traurig), wie fern uns das liegt, wie nah uns das steht, wie das Fremde unser Gesicht hat.

Von einem Land ist bei ihm die Rede, auf dessen Hoffnungen, auf dessen Menschen also, also auf deren rote Entdeckung soeben das graue Tuch gesackt worden ist, von oben gegen blitzenden Tanz das große schmutzige Weiß, der Biß, der gemeine Schleier. Und nun, unten drunter, erstickt und nicht zu ersticken, das Volk, die Leute allein, niedergerissen ins nur noch arme Ich, nur noch im liebsten Traum sie alle zusammen wir selbst, und eben und extra noch als solche Träumenden öffentlich denunziert: Jagd frei auf die Träume vom Menschen. Und hat seine Richtigkeit, stimmt: Die schlaflos gegen uns hecken und hasten, die träumen nichts mehr, die fürchten sich wach, die fürchten nichts mehr als die Unausrottbarkeit unserer Träume.

Bei Galeano kommt die Bande übrigens fast nicht vor, zwar doch hier und da als Bullenpfote, als Goldklimperblitz am Schlappohr der reichen Tante, aber im ganzen Buch kein einziges Wort kriegt das Pack, kein Stückchen Recht, nur den Dunst der lautlosen letzten Macht, nur flüchtig kreischend - o nein: kreischend flüchtig! - die Bewegung der reichen Gewalt auf Pisten hinter Fordblech und Panzerblechplatten; hinter weißlichem Parktor der Ruf nach dem Wachhund - sehr schön: Kein Menschenweg ist mehr sicher für die. Nur für uns.

ABER WIR, SIND WIR DAS DENN?

Der junge Zeitungsmacher Mario, dem die Countertruppen die kluge heimliche Arbeit zerschlagen haben; den sie das Fürchten lehren (und aber dann das, was du lernst aus dem Fürchten, sobald du durchblickst, wer dran profitiert); den sie von seiner schönen Liebe abreißen; den sie in Glasscherben hetzen, weil er einen kennt, der illegal (also selbständig) Widerstand macht, jetzt hier.

SIND WIR DAS?

Die beiden Arbeitslosen mit den rausgedrehten Hosentaschen, am Schlickrand der Hafenmole, in Kneipen, im Kampf ums Nackte, Buscavida und der Schwarze Ganapán; verloren und also erfinderisch, ins Aus getreten, nicht auszutreten, mittendrin in der wüsten eigenen Hoffnung, im Witz, in Totschlägerzärtlichkeiten, in der praktischen Phantasie für jeweils den letzten Moment, das letzte Stück Brot, den letzten Schluck Wein, den letzten Zug aus der letzten Kippe. Jedesmal scheinbar nur letzter Trick. Jedesmal frech noch eben der äußerste Anfang.

Um draußen vom untergegangenen Schiff einen Schatz zu heben und dabei im Dreck der Beute nicht zu ersticken, haben sie Glück. Um einen armen Geldtransporter sich einzufangen und doch ihn dann nicht zu verletzen, haben sie Liebe. Um in der Liebe dann nicht zu verzweifeln über dem Unglück der Liebsten; um nicht, was zueinander gehört, auseinander zu fluchen, wie die Herrschaft das von uns wünscht, hat Ganapán hinter sich Bullenordnung, die ihm eintreibt, wie was zusammengehört. Um weißgott endlich doch noch zur eigenen Sache zu kommen, betet Buscavida zutraulich böse per Sie: *Ich liebe Sie, Maria, auf meine Art. Erinnern Sie sich? Ich war klein. Sie hatten mich unter die kalte Dusche gestellt wegen irgendeiner Teufelei, die ich büßen sollte. Danach brachten Sie mich in die Mitte des Hofes. Sie zwangen mich, hinzuknien, und dort mußte ich den ganzen Tag bleiben, auf den Knien, und die Hände im Nacken. An Sie glaube ich auf meine Art. Ich habe immer an Sie geglaubt, Heilige Jungfrau Maria, durchbohrt von den Schmerzensdolchen der Welt. Ich habe Gott, der doch Ihr Sohn ist, um Schuhe gebeten. Ich bin kein Bettler. Ich biete meine Hände an. Ich leere die Flasche, und dann hoffe ich, daß mir die Lust vergeh t, mich zu rächen: Ich rufe Sie an, Maria, damit die Sache heute Nacht gut geht. Heute Nacht machen wir einen Überfall ...*

Und wenn dann einer, der gekämpft hat, gefangen wurde und aber fliehen konnte, nun Schutz sucht, Stück Essen und Trinken und heimliche Pflege, dann sammelt Ganapán ihn sich auf unter Müll und schleppt ihn in Sicherheit zu Pitanga, seiner Frau: *Wie Kolumbus bin ich bereit, alle Schiffe hinter mir abzubrennen.*

SIND WIR DAS?

Der Champion im Abstieg, der sich mieten läßt von Perversen, der Mätzchen macht und sein Futter holt im drohenden Schatten gezähmter Gorillas. Und also lieber noch nicht die Frau, die an den gefangenen Mann schreibt: *Wir haben überall nach dir gefragt. In den Kasernen lacht man uns aus. Yuyo sagt, ich soll dir einen Kaugummi schicken, weil du so gute Blasen machen kannst, große Blasen, die fliegen können, und dann versteckst du dich in einer und fliehst. Ich warte auf dich, egal wann, wo und wie. Ich möchte, daß du das weißt.*

SIND WIR DA S?

Der MUT des Bauern, der gegen den Nackensack seiner Ängste einfach den Toten, einfach den totgequälten Menschen im Strauch, einfach den niedergestümmelten Guerillero, den sie irgendwo weg hinter Feldbusch geworfen haben, begräbt, obgleich ihn doch solcher Mut brandzeichnen wird als einen, den es zu tilgen, abzuschnüren, auszutrocknen gilt -7 Oder die HOFFNUNG, die klare, von Leuten, von Kindern, deren nächste Menschen gefangen sitzen: *Der Junge läuft am Strand entlang und denkt: Wohin gehen die Herrschaften, die auf dem Mond wohnen, wenn der Mond sich zusammenzieht und ganz und gar verschwindet? Er reißt ein Büschel Gras aus und steckt es in die Tasche: Salat, den der Papa essen soll, wenn er zurückkommt. Den Papa haben sie mitgenommen, und niemand darf ihn sehen, und er hebt Essen für ihn auf und bewacht seine Sachen. Eine Möwe fliegt nah an ihm vorüber. Er überlegt: Mit einer Möwe bin ich noch nie geflogen. Er denkt, daß es schön wäre, auf einer Möwe oder einem Kometen zufliegen. Papa mitzunehmen und die anderen Welten kennenzulernen ...*?

Oder der VERRAT: *Der Verräter will schreien und kotzt, er will heulen und bepinkelt sich, er will schlafen und stirbt. Er will lieben und weiß nicht womit ...* ?

Wie gesagt, Galeano bringt uns von fern her nah an uns selbst. Und dabei dann aber auch an die Mitte der Sache, an den harten Kern, an den Kampf ums Leben schon beinah mitten im Tod: Marianos Freund, Yuyos Vater, der Mann von der Frau mit dem Brief, (später der Tote im Feldbusch) -Fierro ist gefangen worden. Und um oben der Inneren Sicherheit willen wird er unten in Kellern langsam getötet. Und weil er weiß, was los ist; weil er weiß, wo es lang geht; auch übrigens, weil er sich aus der Geschichte des Volkes genau zu verstehen gelernt hat (sein Kampf um zuletzt noch eigenen Tod wird von Galeano begleitet von Vernichtungssequenzen aus den Jahrhunderten vorher, aus der Zeit der spanisch-katholischen Herrschaft); weil er also, auch wenn sie ihn hier nun niedermachen, verdammt gut weiß, daß sie nicht gegen Gras so wüten, sondern gegen die eigene Angst (denn das macht ihnen andauernd Angst, was sie, noch in unserem Tod wie in Spiegeln erkennen können: Die eigene Unterworfenheit; sich selbst als Dreck; schon tot beim Quälen gegen das Volk); weil er ihnen also nichts gibt, sondern alles sich selbst, also uns - drum werden jetzt hier von ihm paar wichtige Gedanken weitergesagt:

Eines schönen Tages wußte er, wozu er das alles gelernt hatte/war voll Abscheu und Eile/begann er die Wut zu organisieren/ wußte er, daß es keine größere Freude gibt/ die Fähigkeit, wie beim ersten Mal alles oder nichts zu verlangen/Ich bin. Wir sind. /Ich bin/Ich durchquere mich wie ein Land/Ich bin nicht mein Schmerzlich bin ein anderer/Ich

bin stark weil mich ekelt/Ich bin stark, weil ich hasse/Die Staatsmacht/ Wir wissen: Wenn sie stirbt, wird sie kein Blut verlieren./Wir wissen: sie wird nicht mehr als ein wenig Staub in den Händen des Richtenden hinterlassen/Ich lebe/Ich bin nicht allein/Die Revolution: wenn es von unten nach oben regnet/Ich lebe/Ich bin ein unterirdisches Land./

SIND WIR DAS?

Die Uhr tickt. Die Zahl der Anschläge ist nicht beliebig. Drum zum Schluß jetzt noch schön was vom Schluß der Geschichte, die Eduardo Galeano aus lauter Herrschaftsdickicht so klar auf den wichtigsten Punkt bringt.

Mariano, nach Folter und Glasscherbenmauer, hat Zuflucht gefunden bei Ganapán und seiner Liebsten Pitanga. Sie kennen einander noch kaum. Sie kennen aber das Elend. Und die Liebe zum Leben. Das reicht. Sie unterhalten sich über ein Pferd, ein uraltes, das Ganapán trotzdem gekauft hat: Ich selbst habe Pferd gespielt. So konnte es nicht weitergehen. Ich konnte mich doch nicht selbst mit der Peitsche schlagen. Die Kinder holen zu trinken. In Pitangas Topf kochen Nudeln. Darin auch ein Knochen. *»Man muß sich vorstellen, es wäre ein Steak«, rät Ganapán und schnalzt mit der Zunge.* Später bleiben die Männer allein. (Schade.) Paar vorsichtige Sätze, paar freundliche winzige Hoffnungen. *»In unserem nächsten Leben werden wir die Mücken sein und sie die Menschen.«* Plötzlich, sehr fern, ein Geräusch, das lange nachhallt. Ein Schuß. Dann nur noch Regen. Dann die letzten Sätze des Buches, für den Anfang jenseits von Texten, flüsternd.

» Wir sind am Arsch«, sagt Ganapán.

»Man muß etwas unternehmen, nicht wahr?«, sagt Mariano.

»Ja. Wir sind am Arsch, aber man muß etwas tun. «

»Das glaube ich auch.«

»Ja. Mit dem Reden allein ist es nicht getan. Ich ...«

In der Lampe wird die Flamme kleiner.

An der Blechwand kommen sich, riesengroß, die beiden Schatten naher.

SIND WIR DAS ?

Eben daß wir es wären, fürchten die, die das Trickspiel mit uns noch treiben. Sie fürchten die Überraschung aus Schatten. Den Schatten, den ihr gemeines Spiel nicht mehr packt. Das heimlich plötzliche Zutrauen der Getricksten untereinander. *Die siebte Seite des über den Tisch rollenden Würfels,* sagt Galeano, unser Glück, die wütende Hoffnung der Menschen. Und egal, was sie noch alles mit uns spielen, egal wieviel graues Tuch, egal wieviel Schleiertänze: Diese siebte Seite kriegen sie nie in den Griff.

Oder doch?

SIND WIR DA S DENN?

Wir werden es sein.

Oder nichts.

Eduardo Galeano, Wenn die Erde aufsteigt, Luchterhand, DM 26,00

Literatur-Konkret Frühjahr 1978, S. 36

Oskar Cöster

DIE SPEISUNG DER OBERN ZEHNTAUSEND

Kapitalisten
stimmen nicht ein
in die Internationale:

Wes Brot sie essen
des Lied singen sie
noch lange nicht

Literatur-Konkret Frühjahr 1978, S. 37

Ursula Krechel

Warum weckt Walser diese Wut?

Rezension

Es gibt Brüche in Leseerfahrungen, die sich schneller vollziehen als daß sie nachvollzogen werden könnten. An welchem Punkt meiner Leseerfahrung habe ich aufgehört, Martin Walser lesen zu wollen? Und an welchem Punkt einer allgemeinen Entwicklung war dieser Bruch in meiner Leseerfahrung identisch mit den Zusammenbrüchen der Wahrnehmung einer Alltagsrealität, die ich wie andere so nicht mehr sehen wollten, sehen konnten, so blind nicht mehr in uns hineinfressen wollten, so auch nicht mehr rekapituliert sehen wollten? Ich habe aufgehört, Martin Wasser lesen zu wollen, als ich Literatur nicht mehr als begrenztes Experimentierfeld begreifen wollte, sondern als Wagnis, Vernichtung oder Konstrukt, das die Beliebigkeit der Alltagserfahrungen transzendiert.

Die Neugier auf Martin Walsers Novelle »Ein fliehendes Pferd« ist eine eher außerliterarische (bei mir). Sie erwachte nach dem polemischen Totschlagversuch an Walser, mit dem Marcel Reich-Ranicki sich hervorgetan hatte. Jemand, der einem Tötungsversuch entronnen ist, weckt Interesse, ein Interesse, das nicht mehr nach den Motivationen für den Beinah-Totschlag fragen will. Weckt er auch Mitleid? Mein Mitleid hat er nicht geweckt, denn um Mitleid zu empfinden, hätte ich mich mit Walser oder dem von ihm erfundenen Personenarsenal identifizieren müssen, das habe ich aus eben solchen außerliterarischen Gründen nie können. So bleibt nur die Frage? Warum weckte Walser so eine ungebremste Wut? Warum Wut gerade da, wo diese Identifizierungsmuster, die mir abgehen, einigermaßen ungebrochen sind? Wollte ich wieder Walser lesen, um mich als Knappe, Page zu verkleiden und einem Kampf, zuzusehen, der mich nichts (nicht viel) angeht? Wollte ich einem Schlammwettkampf von Sauriern beiwohnen, mich in der eiszeitlichen Wärme von Spätgeborenen aalen, die schulterzuckend bekunden: ist nicht mein Problem?

In der Tat, je länger und häufiger ich in Walsers Novelle las, um so heftiger wollte ich mich gegen dieses Buch abgrenzen, um so deutlicher war mir, daß es mich nichts anging, daß es aber sehr wohl andere Leser sehr viel angehen könnte.

»Ein fliehendes Pferd« ist eine Reise in die Verdrängungen mittelalterlicher Männer, ist eine Reise in die Erstarrungen, die denen, die erstarrt sind, nicht mehr weh tun. Es tut aber weh, diese Erstarrungen zu sehen, die Walser mit einiger Koketterie ausbreitet und vor denen er wieder den Vorhang schließt. Fliehen. Wenn ich schreibe, Walser läßt seinen Protagonisten, den Oberstudienrat Dr. Helmut Halm, vor sich selbst fliehen, so trifft dieser banale Satz nur die halbe Wahrheit. Die ganze ist, daß der Autor die Flucht einholt, in Ironisierungen bettet, attackiert und wieder mit einem Halbsatz verteidigt, so daß die Reise in die Erstarrungen am Ende eine Reise ohne Ziel, sozusagen eine Rundreise wird, die an vielem vorbei, aber in nichts hinein führt. Ich erwartete im »Fliehenden Pferd« nicht die Eindeutigkeit, die Walsers parteiisch organisierten Freunde an ihm zu vermissen gelernt haben, ich erwartete Eindeutigkeit, den Mut zum Absprung nicht in den Charakteren seiner müden Helden, aber in der Sprache, in der Eindeutigkeit der (einmal gewählten) Bilder. Fliehen. Halm schreibt in einem nie abgeschickten Brief: »Ich bin nicht interessiert, etwas über mich zu erfahren, geschweige denn, etwas über mich zu sagen. Deshalb sollten wir uns nicht noch einmal sehen. Ja, ich fliehe. Weiß ich. Wer sich mir in den Weg stellt, wird ... Ich will mich nicht aussprechen. Mein Herzenswunsch ist zu verheimlichen. Diesen Wunsch habe ich mit der Mehrzahl aller heute lebenden Menschen gemeinsam. Wir verkehren miteinander wie Panzerschiffe. Nach nicht ganz verständlichen Regeln. Der Sinn dieser Regeln liegt in ihrer Unvernünftigkeit. Je mehr ein anderer über mich wüßte, desto mächtiger wäre er über mich, also.«

So wäre denn die Flucht des Mittvierzigers die Flucht vor der Nähe, die Flucht ins Abgestorbensein, die Flucht, die den elenden Zustand, aus dem ausgebrochen wird, wieder einholt. Das fliehende Pferd, das alle Regeln mißachtet, aber im Moment des Fliehens sein erneutes Eingefangensein provoziert, ist ein zu schönes Bild für die gealterte, fett gewordene Lebensweise, die plötzlich aufbricht, bröckelt, zerbröckelt und in Walsers Novelle wieder erstarrt. Ein euphemistisches Bild, das suggerieren will, die Verkrüppelungen, Panzerungen schüfen sich ihre eigene Bahn, drängten zur Auflösung, die dann aus welchen gesellschaftlichen Gründen immer nicht gestattet würde. »Einem fliehenden Pferd kannst du dich nicht in den Weg stellen. Es muß das Gefühl haben, sein Weg bleibt frei. Und: ein fliehendes Pferd läßt nicht mit sich reden.« Gewiß hat Walser sich hier ein Bild geschaffen, mit dem er die eigene biografische Eindeutigkeit voluntaristisch aufheben will, wer will da mit ihm rechten und reden wollen, wenn die Bewegung des Fliehens jede Eindeutigkeit desjenigen, der das Pferd fangen will, ausschließt? Deutlicher ist da das in nicht beabsichtigter Unmittelbarkeit dem Briefschreiber Halm »mißratene« Bild der Panzerschiffe, das Walser ihm » unter der Hand« wegrutschen läßt, denn eher geht ein Kamel durchs Nadelöhr, schmiegt sich ein Panzerschiff in die hohle Hand, als daß die von Walser thematisierten Panzerungen sich in literarischer Luft auflösten.

Walser bleibt in dieser Novelle auch in seinem bekannten Terrain. Wie ein kleinbürgerlicher Intellektueller, der sich keine Wachstumsschmerzen mehr leisten will, betritt sein Protagonist Halm mit seiner treu aushaltenden Frau die Szene, die touristisch verseuchte Bodenseelandschaft. Walser pflanzt sie auf zu kleine Gartenstühlchen, tuscht mit schnellen Strichen eine luftige Exposition hin: Sabine, die Frau, will Leute anschauen, produziert die elegische Betrachtungsweise der Zukurzgekommenen, Helmut, unwillig (»Seine Lächerlichkeit ist etwas fürs Leben«) will zurück in die Ferienwohnung, zurück zu seiner unterbrochenen Kierkegaard-Lektüre da erscheint das zweite Paar für das von Walser inszenierte gemischte Doppel auf der Szene: Klaus Buch und seine (zweite) vor Attraktivität strotzende Frau Helene. Klaus Buch behauptet mit Grund, Halms vergessener Jugendfreund zu sein, während Halm sich gegen die Wiederbelebung des Verdrängten vor tauben Ohren wehrt. Das zweite Paar verkörpert exzessiv bis an den Rand der Karikatur ein gegensätzliches Lebensprinzip: das des durchkalkulierten sportiven Genusses. Buchs sind Steak-mit-Salat-Fresser, Tennisspieler, Segler, Mineralwassertrinker aus Leidenschaft. Über die untergründige Dimension ihres offenherzigen Redens über Sexualität wagt Halm nicht einmal zu spekulieren, wiewohl ihm die trotzig geäußerte Anziehung, die Klaus Buch auf Sabine ausübt, zu schaffen macht: »Dann frag ich eben Klaus, ob er mit mir schlafen will, sagte sie. Um Gottes Willen, Frau, dachte er, sag das nicht. Ganz langsam und so milde als möglich macht er Pschscht. Er streichelte jetzt ihren Kopf. Nur die Haare. Eindeutig beruhigend. Ablenkend. Plötzlich prasselt draußen ein Regen herab. Das hielt er für eine Lösung. Ganz langsam zog er seine Hand zurück.«

In solchen knappen, immer hart am Grat der Banalität entlanggeschriebenen Sätzen entwickelt Walser den Kampf zweier Lebensprinzipien, drängt die Halms während der von Buchs betriebenen Erinnerungsarbeit immer mehr an die Wand, die doch nur die Wand einer Gummizelle ist. Wenig passiert in der Novelle; Buchs und Halms gehen essen, wandern, segeln.. Immer wieder will Halm Buch entschlüpfen, will sich in seinen Lieblingszustand »blutige Trägheit« versetzen, aber der flinke Lebenssportmann fängt ihn, verfängt ihn in immer neuen Gesprächen: wie es gewesen war damals.

Walser beherrscht die traurige Klaviatur des bürgerlichen Small talks perfekt, die Mimikry kleingehackter Probleme mittelalterlicher Paare; wie eine Welle reißen ihn die Gespräche fort, die er seinem gemischten Doppel in die nie still stehenden Münder legt, und ich kann nur staunen, wieviel Vergnügen Walser offenbar an diesen ziselierten, blank geputzten Plattheiten gewonnen hat. »Natürlich nickte er zu allem, was Klaus sagte, was Sabine sagte, und hob dabei zum Zeichen einer im Geistigen beheimateten Hochachtung seine Brauen hoch in die Stirn. Helene Buch hat also auch schon geschrieben. Ja, sowas. Über Kräuter. Und Klaus hat sogar schon mehreres veröffentlicht. Über das Essen allgemein. Aha. Und fünfundsiebzigzausend Leute gibt es, die nach seinen Schriften essen. So ist das. Aber er ist bescheiden geblieben. Das ist nicht sein Verdienst. Er habe formuliert, was fällig gewesen sei. Hels Kräuterbuch sei viel verdienstvoller, und deshalb auch viel weniger verbreitet. Hel protestiert. Ich hätte doch nie ein Buch geschrieben, wenn er's nicht verlangt hätte.«

Wenig bleibt bei solchen ins Kraut geschossenen Satzreihen übrig, das über das rein Faktische hinausreicht. Wenig Sätze in Walsers Novelle bleiben haften, machen betroffen. Sollen sie nicht betroffen machen, weil Walser mit zu leichter Hand über sie hinweghuscht? Dabei ist die Novelle durchaus streng, gebündelt, auf eine dramatische Zuspitzung hin angelegt. Überraschend streng für Walsers Verhältnisse, und mit dieser Strenge könnte ich mich anfreunden, hätte Walser nicht diesen Teppich von abgeschilderten Dialogen darüber gelegt, in den sich weich tritt, der aber auch die Konflikte, die Walser anspricht, wieder zudeckt.

Über weite Strecken hinweg liest sich Walsers Novelle wie ein ausgearbeitetes, koloriertes Exposé zu einem Fernsehfilm, (den ich zu drehen empfehle). Die Situationen sind plastisch, ausgefeilt, aber um sie herum wuchern die Dialoge, als hätte Walser Furcht vor der Stille, die entsteht, wenn nicht auf eine schnell geschriebene Beiläufigkeit die nächste folgt.

Am unerträglichsten ist mir der Redeschwall seiner Figuren auf den letzten 20 Seiten des Buches, da hätte vieles dem gnädigen Rotstift eines Lektors zum Opfer fallen müssen. Helene Buch, plötzlich in den unwürdigen Zustand einer zu Unrecht trauernden Witwe versetzt, lehnt sich rauchend, trinkend, essend gegen das hehre Lebensprinzip ihres Mannes auf, bis dieser, totgeglaubt, bei Halms auftaucht und seine Frau abholt. Der Schluß der Novelle, in dem Halm sich von dem ihm gefährlichen Buchschen Lebensprinzip befreit, indem er bei einer riskanten Segelpartie seinem Peiniger die Pinne aus der Hand stößt, so daß dieser über Bord geht, ist auf eine kühne Weise trivial; und diese Kühnheit, mit der Walser sich hier boulevardesker Elemente bedient, macht mich freudlos, sprachlos.

So stehen denn am Ende die beiden unversöhnlichen Lebensprinzipien unentschieden gegeneinander, der Kreis schließt sich, der letzte Satz der Novelle entspricht dem ersten. Alles, was zielgerichtet war, nach Auflösung drängte, erstarrt in dem breiten behäbigen Bett, das Walser plötzlich für seinen Handlungsverlauf zimmert, ohne daß er wirklich zur Ruhe käme. Walser ist klug genug, die von ihm betriebene Auflösung der Novellenform abzustützen und (wie ein mutloser Wissenschaftler) mit einem Zitat zu krönen. Hier springt ihm - wie seinem Protagonisten Helmut Halm - Sören Kierkegaard bei und reicht ihm eine hilfreiche, aber kalte Hand: »Man trifft zuweilen auf Novellen, in denen bestimmte

Personen entgegengesetzte Lebensanschauungen vortragen. Das endet dann gerne damit, daß der eine den anderen überzeugt. Anstatt daß also die Anschauung für sich sprechen muß, wird der Leser mit dem historischen Ergebnis bereichert, daß der andere überzeugt worden ist. Ich sehe es für ein Glück an, daß in solcher Hinsicht diese Papiere eine Aufklärung nicht gewähren.« Im »Fliehenden Pferd« spricht keine Anschauung für sich. Vielleicht wäre es ein größeres Glück, wenn Walser eine Aufklärung in solcher Hinsicht nicht mittels der dramaturgischen Trickkiste, sondern durch Forttreibung des Motivs, durch Entäußerung gewährt hätte.

Martin Walser, Ein fliehendes Pferd, Suhrkamp, DM 17,80

Literatur-Konkret Frühjahr 1978, S. 38

Ludwig Fels

Gedichte mit dem Kopf geboxt

Rezension

Jim Burns, ein Vierziger, lebt in Preston (England) als Angestellter einer Ölfirma, in der er gewerkschaftlicher Vertrauensmann ist.

Diese Auskunft klingt so trocken, daß man sich nicht vorstellen kann, was für saftige Gedichte dieser Mann schreibt: wie lyrische Pampelmusen mit zerbrochenen Prosaschalen, voll von revolutionären Vitaminen, so reiften sie mir beim Lesen im winterlichen Schädel. Und mir war, als würde ich den Einkaufswagen für »Fred Engels bei Woolworth« schieben, oder den Einkaufskorb tragen, je nachdem.

Burns hat mich endlich wieder davon überzeugt, daß Gedichte kurze Abenteuerromane sein können. Er lebt, so zeigt sein Buch, in zwei Welten, in seiner inneren und in der äußeren, und die Unverträglichkeit dieser beiden, läßt ihn mit dem Kopf boxen; das Herz macht den Schiedsrichter.

Er ist einer der wenigen, die »außer Brot noch Rosen« wollen, in den »Industriewüsten« vom Sozialismus träumen, jener zukunftsnotwendigen Minderheit angehörend, die sich gegen die alltäglichen Mordanschläge durch Medien und Konzerne wehrt, sich auch dort noch erhebt und aufrecht steht, wo sich die Masse längst in den Boden gebuckelt hat. Er ist so etwas wie ein britannischer Ruhrpottpoet, der Musik und Bilder liebt und immer wieder an den Menschen leidet, die ihn umgeben und Angst vor der Wahrnehmung haben.

Treffsicher beschreibt er seine Zustände: »Wenn ich betrunken bin, wirst du schlafen. « In seinen Gedichten wird viel gesoffen, in seinen Räuschen versucht er, jede Zufallsbekanntschaft zum Klassenkampf zu animieren. Fluchen ist manchmal schon wie ein Faustschlag. Wenn er im Zug nach Manchester zur Arbeit fährt, bildet er sich ein, durch Mexico zu rollen, »die Güterwagen voll mit Gitarre spielenden Soldaten«.

Anhand einer Benzinpreiserhöhung entwirft er die »Ökonomie der Poesie«: »Ich könnte den Preis für meine Gedichte heraufsetzen«. Solche Sätze gefallen mir! Auch im richtigen Krieg werden schließlich Blut und Tränen zu Geld verwandelt. Dichter, wie die anderen Kämpfer genannt werden, sind es, die in diesem Kulturmarkt die meisten unbeweglichen Rechnungen haben. Das Poem »Für die Internationalen Brigaden« halte ich für eines der gelungensten politischen Gedichte, die ich je gelesen habe, einfach aus dem Grund, weil es Trauer und Liebe vermischt, Zartheit und Zornigkeit. »Eine rote Fahne flattert in meinem Herzen«, heißt es darin. Und ein paar Zeilen weiter steht dann: »Die Toten wälzen sich unruhig in meinem Herzen.« Aber die neuen Leichen vergißt Burns darüber nicht.

»Schließlich / besteht die Verantwortung der Poesie / gegenüber den Menschen / und nicht gegenüber Begriffen«, erklärt er seinen dialektischen Standpunkt, dem er seine private, persönliche Gefühlswelt gegenüberstellt: »Auf der anderen Seite / habe ich beinahe / zwölf Jahre mit derselben Frau / geschlafen, und ich schreibe jedesmal / ein Gedicht, wenn wir zusammen waren.« So beweist er, daß man sich schon nach den kleinen Dingen Strecken muß, um den größeren Kämpfen und Nöten begegnen zu können, die unser Dasein prägen, diese Gesellschaft deformieren. Es bedeutet schon viel, wenn wenigstens der Schmerz in uns lebt. »Die Szene hier« machen »diejenigen, die immer etwas wollen, aber nicht / fähig sind, irgend etwas dafür zu geben / außer ihrem abgenutzten Gehabe / aus abgenutzten und verlorenen Erwartungen.«

Burns vertauscht die Milchflaschen an den Haustüren, damit die entfremdeten Nachbarn miteinander ins Gespräch kommen, sich klar werden übers Nebenan. Statt Theorien zu hegen und zu pflegen, gebraucht er die List, den durchdachten Jux. Wo ich bin, ist es anders, da schüttet man Schnaps ins Bier, um die Leute zum Schweigen zu bringen, und zwingt sich selbst zum Saufen.

»Der Goldfisch spricht aus seinem Grab« ist ein böses, ein bitterböses Gedicht. Burns führt darin das Zooleben der Sozialwesen vor: »Das Entsetzliche ist, daß es kein Entsetzen gibt.«

In »Probleme des Proletariats« gönnt er sich dafür »Phantasien, wo kopulierende Paare / auf beschlagnahmten kapitalistischen Betten hüpfen. « Es ist eine angenehme Vorstellung, eine deftige Vision, für die es sich zu warten lohnt, ohne dabei zu vergessen, daß auch das natürlichste Vergnügen erkämpft werden muß.

Jim Burns gibt zu, daß er seine Dichterlesungen - ich kenne kein abgeknutschteres Wort - nur mit viel Bier überlebt, und diese Ähnlichkeit mit mir freut mich sehr, da kann ich ihm nachfühlen bei Durchfall und Kotzsucht. Im Widerstreit der Empfindungen, ob er sich als gehobener Schlipsarbeiter oder Schriftversteller begreifen soll, sieht er vielleicht Schiffsmasten in Baugruben. Manche seiner Sätze klingen so, als habe er es doch nicht fertiggebracht, den ganzen Unterricht bei Charles Bukowski zu schwänzen - aber ich kann mich täuschen...

Nichts ist ihm unwichtig. Wenn er sein Gehirn entleert, dann zählt er Bars. Regen, Freunde und Frauen auf, Verschollene, Kranke und solche, die an der Normalität verrückt geworden sind oder erfolgreiche Marionetten verkörpern.

Er liebt den Sex, die Poesie, und haßt das, was diese beiden Sachen unbändig erschwert: den Job! Dem künftigen Gnadenbrot für die Mächtigen, die ihm und allen, die wie er sind und gar nicht anders sein können, jetzt nach soviel Enttäuschungen beschweren, gedenkt er mit der Leidenschaft eines Giftkochs. In seinen utopischen Wachträumen sieht er die Werke revolutionärer Klassiker im Supermarkt reißenden Absatz gewinnen, daneben die bürgerlichen Bestseller im Ramschkorb.

Burns hat einen wahren Kamerablick und jenen Humor, der das Lachen gefrieren läßt. Er ist ein Gedichteschreiber, der sich nicht auf die Zunge beißt und seine Tränen ausspuckt, sicher nicht nur aufs Papier. »Ich schreib Gedichte / weil ich nicht das Geld hatte / dauernd besoffen zu sein.«

Ich kann mit seinen Gedichten mehr anfangen, als sie nur zu lesen; ich kann nicht aufhören, an ihren Inhalt zu denken; und ich fühle mich genauso elend und zuversichtlich und irgendwie stolz auf den Knien. Wenn Jim Burns freigebig seine auf der Zunge geborenen Seitenhiebe gegen parteigezähmte Papierkrieger verteilt, dann lacht einem wieder das Herz in der Hose.

»Fred Engels bei Woolworth« wirkte auf mich wie bin Gutenmorgenkuß nach dem ersten Schluck Kaffee. Jetzt bin ich wieder wacher, lese nochmals Ja, mein Freund, wir werden bald auf den Einkaufszetteln stehen, auch wenn ironischerweise die Revolution in England immer noch ein Fehlstart ist. Na gut, Karl (Marx), es könnte noch viel schlechter sein. Wir mögen zwischen Flitter und Spielzeug versteckt sein, aber das ist besser, als an dem Stand zu liegen, wo die herabgesetzten Sachen verramscht werden.

Jim Burns, Fred Engels bei Woolworth, Rotbuch, DM 7,00

Literatur-Konkret Frühjahr 1978, S. 39

Hermann Kant

Wortkargheit als literarische Ge□ alt

Re□ ension

»Unsere Wirklichkeit ist erschütternd und gewaltiger als die ausschweifendste Phantasie. Je größer die Anzahl der Geschehnisse sein wird, die wir auf dem Papier festhalten, desto größer wird auch die Kenntnis vom heutigen Tag sein und desto schärfer folglich unsere Waffe für den Kampf um den morgigen Tag.«

Sergej M. Tretjakow

Wir hatten da einen Zwischenfall, der dann ein wenig belächelt wurde: Ein Fachmann hatte uns - wie übrigens seit langem löblicher Brauch im Verkehr mit Schriftstellern - mit einigen sehr speziellen Informationen aus dem Wirtschaftsbereich versehen, und an einer Stelle meinte er, das eben Gesagte sei nicht gerade für den alleröffentlichsten Umlauf bestimmt. Wir nahmen das zur Kenntnis, und die, von der ich hier reden will, nahm es auf besondere Weise zur Kenntnis: Sie zerriß ihren Notizzettel und machte auch noch ein kleines Feuerchen im Aschenbecher damit. Wie gesagt: Lächeln in der Runde - diese leicht überdisziplinierten älteren Genossen ...

Sonst keine besonderen Vorkommnisse, außer dem einen, durchgehenden: daß, wer seit Jahren mit ihr zu tun hat, es seit Jahren mit einem besonders aufmerksamen, behutsamen, mitfühlenden, grundsatzfesten, humorvollen, freundlichen und lebensklugen Menschen zu tun hat. Sie kann sich sehr schön aufregen - wenn im Treptower Park ein Baum gefällt wird, wenn ein Verleger sie mit eigenartigen Illustrationen zu einem ihrer Bücher überrascht hat, wenn sich jemand vom Fernsehen wie jemand vom Fernsehen benimmt oder ein Schriftsteller sich nicht so verhält, wie sie es von einem sozialistischen Schriftsteller erwartet.

Aber ich erinnere mich nicht, daß sie auch nur einen leisen Mucks von sich gegeben hätte, wenn in den vielen Jahren, in denen wir freundschaftlich miteinander zu tun hatten, von einem sehr speziellen, sehr aufregenden Teil der Zeitgeschichte die Rede war - zum Beispiel als wir erfuhren, daß Richard Sorge unser Mann in Fremdfernost gewesen ist, unser Genosse. Oder als Filme sehr unterschiedlicher Herkunft Geschichten über die Rote Kapelle und über Grand Chefs und den Direktor in Moskau und seine Kundschafter und Funkerinnen in gefährdeten Weltteilen erzählten. Oder als Rado in seinen Erinnerungen meldete, was Dora gemeldet hat, oder als Otto Braun berichtete, wie es in China zu Tschiangs Zeiten gewesen ist. Meine Freundin Ruth hat mit keinem Laut zu erkennen gegeben, daß sie auch in diesen Themenkreisen recht gut mitzureden gewußt hätte.

Sie hätte immerhin sagen können - ich weiß, die Zettelchen galten als verbrannt -aber theoretisch genommen hätte sie beispielsweise sagen können: Richard Sorge? Doch, den kannte ich. An die achtzig Mal war mein Haus in China der Treffpunkt für ihn und seine Mitarbeiter. Oder sie hätte sagen können: Ausgezeichnet, das Buch von dem Rado, nur die eine Stelle von der Sonja, die für ihn nach Moskau gefunkt hat und später ihrer Kinder wegen Angst vor den Faschisten bekommen haben soll, die ärgert mich, die kränkt mich sogar - schließlich bin ich die Sonja, und ich bin ja nicht aufs Altenteil gegangen, sondern auf einen anderen Kampfplatz, und .zwar auf Befehl vom General; ich war doch Soldat, Oberstleutnant oder Oberst, weiß nicht genau. - Und Angst? Du lieber Gott!

Oder sie hätte sagen können: Was Ihr so vom Kalinin redet; ich bin ihm begegnet; das war, als er mir im Kreml den Rotbannerorden überreichte.

Oder: Der Foote hat ein blödes »Handbuch für Spione« geschrieben - schade, der war damals ganz anstellig und anständig, als ich ihn mit der Arbeit vertraut machte.

Oder - aber sie hat das alles nicht gesagt. Die Zettel waren verbrannt.

Jetzt sind aus der Asche wieder Zettel geworden, und aus den Zetteln wurde ein Buch, eines mit dem bezeichnend nüchternen Titel »Sonjas Rapport«. Es handelt sich um Ruth Werners mit Abstand beste literarische Arbeit, was ja wohl etwas heißen will bei einer so ungemein beliebten und entsprechend gelesenen Autorin.

Eine der wichtigsten Entscheidungen, von denen abhängt, ob Literatur wird oder nichts wird, ist die Entscheidung über den geeignetsten literarischen Zugriff zur Sache. Es geht um das Angemessene, das einzig Angemessene. Ruth Werner hat es gefunden.

Gewiß, das Persönliche, das moralische Kaliber des Schreibers macht auch seinen Ausschlag - dieser Autorin wäre es schier unmöglich, etwas von sich zu geben, das vom Titel tönte wie »Mit Richard Sorge und 100 Sachen auf dem Motorrad durch Tokio«. Aber immerhin, an einen großen Kundschafterroman, an den großen Roman hätte sie denken können - der Stoff dazu schien ja vorzuliegen, schien nur noch Ordnung zu wollen.

Doch keine Spur von Roman in »Sonjas Rapport«. Ein Stück Literatur, das ohne Erfindung auskommt - etwas scheinbar Unmögliches. Ein aufreizend stocknüchterner Bericht, eine Lebensübersicht von enervierender Zurückhaltung. Eine Rekonstruktion aus rekonstruierten Zetteln, eine Erzählkonstruktion mit Lücken, an denen man merkt: Hier hat ein Zettel Asche bleiben sollen und wird es bleiben. Prosa, die von geheimsten und gefährlichsten Dingen spricht und zuweilen klingt, wie Hausfrauennotiz, Ansichtskartentext und Kindermundharmonie. Von Höhepunkten (was .manchmal dasselbe wie Absturz ist) wird eben in Rapportwendungen Meldung getan. Das Herzbeben, das zu dieser Kunde von der Kundschafterin Sonja gehört, hat der Leser hinzuzugeben. Und daß Ruth Werner ihn dazu bewegt, halte ich für ein wirkliches Kunst – Stück.

Manchmal geht mir der Autorin schroffe Nüchternheit aber doch zu weit; dann tut Ruth Werner sozusagen des Wenigen zuviel. Beispiel: Das Wörtchen »leider« in dem Satz »Die Genossen in leitender Stellung wechselten damals leider sehr oft« mutet in diesem Text zwar fast wie eine expressionistische Eruption an, aber ich weilt nicht, ob der Satz seine Wirkung tut bei Lesern, die nicht so recht parat haben, was »damals« war und warum die Genossen so oft »wechselten«.

Und da ich gerade beim Kritteln bin: Ich glaube natürlich nicht, was Ruth Werner zu glauben scheint: daß Hemingways »Wem die Stunde schlägt« vor allem deshalb so gelungen sei, weil der Autor einen Spanienkämpfer so genau nach dessen Erlebnissen und Techniken ausgefragt habe. - Da weiß ich Ausfrager ... Weil ich aber einen Satz zitiert habe, in dem mir der Verkürzung zuviel war, *will* ich einen Satz anführen, dessen Lakonismus mir wie der Lakonismus des ganzen Buches in die Glieder gefahren ist: Man schreibt das Kriegsjahr 1940; Sonja ist mit ihren beiden Kindern unterwegs von der Schweiz nach England, unterwegs von einem Kampfposten zum anderen und da heißt es: »Am 24. Dezember kamen wir in Lissabon an, alle drei krank. Nina hatte hohes Fiber. Ich holte einen Arzt ins Hotel und besorgte noch schnell eine Puppe für sie und einen Baukasten für Micha, bevor *auch* ich' mich hinlegte. Schließlich war Weihnachten.«

Punkt. Ende der Mitteilung. »Schließlich war Weihnachten«. - Mein lieber Mann! Liebe Frau Kollegin, das hast Du wunderbar gemacht l

Aber es ist nicht »gemachte; es ist bei Ruth Werner so. Als ich sie bat, mir das chinesische Lineal aus Messing zu zeigen, das ihr als Funkertaste gedient hatte, ein Instrument immerhin aus zwanzig Jahren Kampf, in dem ein Mensch seinen Kopf hinhielt, weil es der Menschheit an den Kragen ging, da kramte Ruth eine Weile in einer Schublade, bis sie es fand. Sie kramte eine Weile, aber sie fand, was sie suchte.

Ruth Werner, Sonjas Rapport, Verlag Neues Leben (Berlin/DDR) Mark 9,80

Literatur-Konkret Frühjahr 1978, S. 40

Michael Zeller

Geschichte eines doppelten Scheiterns

Rezension

Als ich dieses Buch gelesen hatte, habe ich es in meinen vier Wänden nicht mehr ausgehalten. Ich mußte heraus, um meine Verstörung und Mutlosigkeit abzulaufen. Auch draußen bin ich ihnen so bald nicht entkommen.

Zur Mutlosigkeit besteht bei Jurek Beckers viertem Roman, »Schlaflose Tage«, auch aller Grund. Denn hier liest man die Geschichte eines doppelten Scheiterns. Da wird der Kommunist und solidarische DDR Bürger Karl Simrock vom Gymnasiallehrer zum Hilfsarbeiter degradiert, als er sich mit einem Lippenbekenntnis zum Sozialismus nicht mehr begnügt, sondern Ernst machen will mit den humanen Angeboten dieser Gesellschaftstheorie, auf die sich die DDR beruft. Da wird dem Kommunisten und solidarischen DDR-Bürger Jurek Becker, der diese Geschichte geschrieben hat, die Druckerlaubnis für »Schlaflose Tage« verweigert, und der Autor kann sich mittlerweile die Errungenschaften des DDR-Sozialismus aus dem Jenseits, von West-Berlin aus, betrachten.

Diese beiden bösen Geschichten kommentieren einander bei der Lektüre der »Schlaflosen Tage« und verstellen dem Leser dadurch jede Fluchtmöglichkeit: die Figur des Karl Simrock ist nicht die schwarzseherische Ausgeburt einer Literatenphantasie - dafür steht das ein, was mit Jurek Becker seit dem November 1976 in der DDR geschehen ist -, und Jurek Becker ist kein Gegner des Sozialismus und kein Feind der DDR - das verbürgt die Geschichte um den Lehrer Karl Simrock.

Romanfiktion und Wirklichkeit lesen sich hier wie ein Palimpsest, als zwei übereinanderliegende Handschriften. Umso beeindruckender für die Literatur, umso deprimierender für die Wirklichkeit.

Lesen wir zunächst den 'Text der Literatur. Er ist leichter zu entziffern.

Mit einem harten novellistischen Auftakt setzen die »Schlaflosen Tage« ein. »Wenige Wochen nach seinem sechsunddreißigsten Geburtstag, während einer Unterrichtsstunde, die bis dahin ohne Aufregung verlaufen war, spürte Simrock zum erstenmal im Leben sein Herz.« Simrock erfährt zum ersten Mal die Möglichkeit seines Todes am eigenen Leib. Dieser Wink der Natur reißt sein wohlgeordnet ablaufendes Leben auf. Die angestrengte Alltäglichkeit als Ehemann und Vater, die Routine als Lehrer werden ihm als ein Mangelzustand bewußt: Simrock hat »mit der Zeit die Fähigkeit verloren, eigene Meinungen zu bilden, wie eine Katze, der nur tote Mäuse vorgesetzt werden, nach und nach das ihr angeborene Geschick verliert, lebende zu jagen«.

Nun ist Simrock alles andere als ein Mann schneller Entschlüsse. Er ist ein Grübler, ein schwerblütiger Zauderer, aber er ist gründlich, und sein Wille zur Ehrlichkeit ist größer als seine Angst. Mit der Pedanterie eines Schulmeisters sondiert er das Pro und Contra seiner bisherigen Lebensform, wägt ab, verwirft, zögert, schiebt die Entscheidung hinaus. Jurek Becker versteht es, die Geduld des Lesers mit Simrock so weit zu strapazieren, bis er selbst dessen Durchbruch als Befreiung erfährt.

Simrock trennt sich von Frau und Kind, als Lehrer will er versuchen, zum Verbündeten der Schüler zu werden: »Nicht in der Absicht, einen pädagogischen Trick anzubringen, nicht wie ein Taschenspieler, der mit Hilfe seines Verbündet-Tuns andere Ziele verfolgt, sondern ohne Vorbehalt. Nur auf Grund der Überzeugung, daß Kinder Verbündete brauchen«.

Dieser Ansatz zu einer neuen Selbstverwirklichung leitet den unaufhaltsamen, gesellschaftlichen Abstieg des Karl Simrock ein. Jetzt läuft das Geschehen mit romanhafter Folgerichtigkeit ab: Simrock verliebt sich in eine Frau, die mit seinem sozialistischen Ideal längst abgeschlossen hat. »Aufrichtigkeit«, meint sie, sei »hierzulande nur dann gefragt, wenn der Aufrichtige und die Vielzahl seiner Vorgesetzten übereinstimmten. Seither könne ihr Politik gestohlen bleiben«. Simrock lehnt dieses »Glaubensbekenntnis« ab, aber er bleibt bei der Frau, die es vertritt. Bei einem gemeinsamen Urlaub in Ungarn unternimmt Antonia den Versuch zur »Republikflucht«, ohne daß Simrock etwas davon weiß. Die Flucht scheitert, Antonia wird in der DDR zu einem Jahr und sieben Monaten Gefängnis verurteilt.

Simrock scheint nicht merken zu wollen, was es als Lehrer für ihn bedeutet, mit einer einsitzenden Republikflüchtigen liiert zu sein. Er bleibt entschlossen, weiter nach einer »innigeren Beziehung zum Kommunismus« zu suchen, »als sich immer nur akkurat an die landesüblichen Regeln zu halten«. Er läßt in der Schule unliebsame Texte interpretieren (von Brecht), er stellt einem Offizier der Volksarmee, der Abiturienten keilen will, unwillkommene Fragen, er antwortet auf persönliche Fragen seiner Schüler offen und ehrlich - das ist mehr als genug, um ihn als Pädagogen zu disqualifizieren. Simrock wird aus dem Schuldienst entlassen und genießt eine neue, ihm unbekannte Form von Freiheit als Beifahrer eines Brotlieferanten. Er lebt jetzt in der »Misere, an einer Sache nur dann beteiligt sein zu dürfen, wenn man keinen Einfluß auf sie nahm«. Er ist frei, und er ist draußen. Was bleibt, ist die Erinnerung an einen »flüchtigen Traum vom Glück: Das

Gefühl haben, daß Widerspruch nicht nur geduldet wird, sondern einfach dazugehört, daß er gebraucht und erwartet wird, um nur ja nicht seine Ursachen zu übersehen. So könnte die Liebe sein«.

Der DDR jedenfalls - und damit sind wir im Wirklichen - schien dieses Programm einer Liebe zu anstrengend, zu gefährlich. Sie hat sie ihrem einst gefeierten Schriftsteller Jurek Becker. nachhaltig verweigert. Dabei hatte Jurek Becker in der DDR zunächst alle Trümpfe in der Hand. Der polnische Jude, der seine Kindheit in Konzentrationslagern verbracht hat, bleibt nach dem Krieg in Deutschland, bekennt sich zur DDR, wird dort erfolgreicher Autor von Fernsehspielen. Sein erster Roman, »Jakob der Lügner« (1968), bringt ihm den Heinrich-Mann-Preis ein und das offizielle Lob, das Buch zähle »zu den besten Werken über die faschistische Schreckenszeit«.

In seinem zweiten Roman, »Irreführung der Behörden« (1973), der Geschichte einer literarischen Karriere, werden erste Risse im Selbstverständnis Jurek Beckers, zunächst nur als Schriftsteller, sichtbar. Gregor Bienek muß sich fragen lassen, ob er die Absicht habe, mit seinem Schreiben »die Zukunft zu erreichen. Schreibst du Überzeugungen auf, und zwar deine eigenen, oder richtest du dich nur nach Marktaussichten?«

Mit dem Roman »Der Boxer« von 1976 weicht Becker noch einmal in eine Lebensgeschichte aus, die vom Dritten Reich geprägt ist. Der Jude Aron Blank ist zwar Bürger der DDR, aber er lebt, fixiert auf die Vergangenheit, in diesem Land, ohne es wahrzunehmen. Dieses bewußte Ausblenden der Gegenwart hat dem »Boxer« in Westdeutschland nicht ganz zu Recht verheerende Kritiken eingetragen. Karl Corino ließ sich in der »Stuttgarter Zeitung« gar zu dem Verdikt hinreißen, Becker habe sich mit diesem Roman als ein »total angepaßter Schriftsteller« erwiesen. Das war nicht nur falsch, sondern geschmacklos und politisch fahrlässig.

Jetzt, mit den »Schlaflosen Tagen«, hat Becker alle Zurückhaltung fallen gelassen und einen direkten Vorstoß in die Tabu □ Zonen der DDR-Gesellschaft gestartet (Republikflucht, Nationale Volksarmee), getreu den Versen Wolf Biermanns: »Du sagst: das Eingeständnis unserer Fehler/nütze dem Feind/Gut. Aber wem nützt unsere Lüge?«

Becker hat damit einen hervorragenden Roman geschrieben, wobei die literarischen Qualitäten und die schriftstellerische Weiterentwicklung zunächst einmal von dem persönlichen Mutbeweis des Autors in den Schatten gestellt werden. Das ist ungerecht, aber für Jurek Becker und für sein Bedachtes Publikum, die Leser in der DDR, das dieses Buch nur auf schwarzen Kanälen in die Hand bekommen wird, mag jetzt erst einmal der aktuelle, spontane Eindruck zählen: Dieses Buch »stimmt« auf eine so deprimierende Weise, daß dem Literaturkritiker der Jubel in der Kehle stecken bleibt.

Auch dem Leser in der Bundesrepublik bereitet Beckers Roman 'Schlaflose Tage', in mehr als einer Hinsicht. Wir kennen die Schwierigkeiten des Karl Simrock hierzulande ganz gut. »... schon bist du ein Verfassungsfeind« - Peter Schneider hat 1975 darüber geschrieben. Gleichzeitig aber muß man sich eingestehen, daß bei uns die Kämpfe im Vergleich zur DDR doch mit ein paar Unzen mehr ausgetragen werden, und daß wir alle nicht so hart im Nehmen sind wie die heimatlosen Sozialisten in der DDR.

Jurek Becker, Schlaflose Tage, Suhrkamp, 160 S., DM 20,00

Literatur-Konkret Frühjahr 1978, S. 41

Jochen Kelter

Poetischer Text, lyrischer Wildwuchs

Eine Betrachtung zum Lyrik-Boom und zur westdeutschen Poesie der letzten Jahre

I. *Über Kritik*

Etwa um 1972 setzt in der Bundesrepublik zugleich mit der Wiederentdeckung der belletristischen Literatur eine Renaissance des Gedichts ein, zaghaft zunächst und vorbereitet etwa durch das Rowohltsche *Literaturmagazin.* Namen wie *Brinkmann* oder *Born* stehen am Anfang dieser Renaissance der Lyrik. Seither sind neue literarische Zeitschriften aus dem Boden geschossen, haben Verlage, die der Literatur über Jahre nichts abzugewinnen vermochten, die sich auftuende Marktlücke zu nutzen gesucht. Der Mechanismus ist bekannt: ein Bedürfnis wird mit Hilfe ehrlicher Makler erzeugt, eine Marktlücke via Medien und mit Hilfe einer dienstfertigen Kritik ausgehoben, um anschließend ausgefüllt und befriedigt werden zu können; wonach, da Verschleiß und Innovationsdruck des Markts enorm sind, ein neues »Bedürfnis« gefunden werden muß und so fort. Unterdessen mehren sich die Anzeichen dafür, daß der Lyrik-Boom seinen Zenit überschritten haben könnte, die bekannten Abnutzungserscheinungen werden bereits sichtbar. Und wieder sind es die ehrlichen Makler, die, diesmal in Gestalt des Kritikers, auftreten und ihre Bedenken gegen eine Lyrik anmelden, die »von der Ratlosigkeit des Publikums« *(Peter M. Stephan)* profitiert.

Es scheint nicht untypisch, daß der Höhepunkt der 'Lyrik-Wut`, der 'Entdeckung` einer über Jahre aus dem Blickfeld der Kritik und der Literaturtheorie verschwundenen Gattung, die höchstens als »Abfallprodukt großer Romanciers bekannt wurde« eingeleitet und begleitet wurde von ein paar zeitlich dicht beieinander liegenden Kommentaren aus der Feder von literarischen Protagonisten. Weil sie einem breiten Publikum weniger bekannt sein dürften, seien die folgenden noch einmal erinnert: *Hugo Dittberners* Aufsatz »Unterwegs mit den Leuten«, *Jürgen Theobaldys* Pamphlet »Das Gedicht im Handgemenge« und *Hans Christoph Buchs* »Vorbericht« zur aktuellen Situation der Literatur. Die dort vertretenen Thesen sind, in Schlagworten zumindest, bekannt. Sie lassen sich ungefähr wie folgt zusammenfassen:

Das neue Gedicht ist eine Absage an das verschlüsselte, hermetische Poem der fünfziger und sechziger Jahre, das selber eine totale Wirklichkeit darstellen wollte, indem es sich von der gelebten Wirklichkeit zurückzog. Persönliche und gesellschaftliche Erfahrung sollen im neuen Gedicht zueinander finden, unser Leben, unsere Personen wieder anwesend sein. So weit die Theorie.

Wird dieses Rezept erfolgreich in literarische Praxis umgesetzt wie in den nachfolgenden Zeilen von *Nicolas Born,* dann wird ein für die Erfahrung dieser Generation bezeichnender Schwebezustand erkennbar, bei dessen Artikulation dem Gedicht die vielschichtige Funktion zugewiesen wird, Welt, die eigene Person wie deren Entäußerung aufzunehmen und zu distanzieren und darüber hinaus die mißtrauische Distanz zum Instrument dieser Artikulation, dem Gedicht, welches das uneingeschränkte Vertrauen der Hermetiker besaß, deutlich zu machen.

»Du kannst nicht davon leben/mit der Wirklichkeit zu konkurrieren/noch kannst du von der Wirklichkeit leben/aber du kannst einen Eingriff überleben/... /und durch das Leben gehen/durch schnell verfallende Bilder/...« (1)

Dem Rufgesang folgt der Abgesang. So typisch es war, wie schnell da ein paar theoretische Sätze von trend- und innovationsbesessenen Medien und Verlagen vor zwei, drei- Jahren zu Aufreißern zurechtgestutzt und als Köder auf einen vorgeblich freien Markt geworfen wurden, so bezeichnend ist es, daß sich nun langsam die Kritiker zu Wort melden. Die Bemerkung über den Zeitpunkt der Kritik berührt nicht deren Qualität, nur scheint es eben doch bedenklich, wie die Innovationsgesetze des Marktes auch von ernsthaften Kritikern verinnerlicht werden. Als hätte *Theobaldy* erst heute und nicht bereits vor drei Jahren (neben sehr guten) ausgesprochen schlechte Verse geschrieben! Als galoppierte der »hinkende Pega*sus« (Stephan)* des *Godehard Schramm* erst seit gestern durch die Literaturlandschaft! So rächt sich denn spätestens jetzt auch, daß man meist völlig undifferenziert verschiedene Literaturen, junge und bereits länger publizierende Autoren, unterschiedliche Töne, Temperamente und literarische Traditionen in einen Topf geworfen und unter dem Etikett 'Neue Sensibilität' verwurstet hat. Nun aber beginnen die Kritiker, sich die Augen zu reiben, das 'Neue' gar nicht unbedingt neu und unter vielen Versen viele schlechte zu finden. Trotzdem: die beiden Aufsätze von *Jörg Drews* »Selbsterfahrung und neue Subjektivität in der Lyrik« und *Peter M. Stephan* »Lässige Lyrik für nachlässige Zeitgenossen - Eine Bilanz der Lyrik nach 1970« sind wichtig genug, auch wenn sie fast ausschließlich die negativen Seiten der neuen Lyrik beleuchten und auf die Gefahr hin, daß da, unbeschadet der Intention der Kritiker, das Spiel einer um »kurzlebige Trendmeldungen nie

verlegenen) Branche innerhalb der Kulturindustrie« mitgespielt wird, nämlich der »Verlagswerbung samt einer deren Signale oft blind und schnell folgenden Literaturberichterstattung« *(Drews).*

Daß der im literarischen Geschäft stehende Kritiker, der oft Autor in einer Person ist, Gefahr läuft, sich den Mechanismen einer Kulturindustrie anzupassen, die ihren ganz besonderen Charme aus einer Mischung von Schlamperei und Perfektion bezieht, deren Effizienz aus der weitgehenden Anlehnung an die Werbebranche resultiert wie ihre Unanfechtbarkeit aus einer clanhaften Sippenwirtschaft erwächst, mag noch hingehen und ist wenigstens teilweise verständlich. Über das Niveau der professionellen Literaturkritik hierzulande hat sich einschlägig der newcomer *Thomas Brasch* (in DIE ZEIT vom 21.7.77) geäußert. Daß aber der literaturwissenschaftliche Kritiker, dem man eine (beamtete) Immunität gegen Modeströmungen, andere zeitliche Maßstäbe als die Buchmessentermine und ein wissenschaftliches Instrumentarium wird zumuten dürfen, sich vor moderner Lyrik als schlicht hilflos erweist, scheint denn doch nicht nur unverständlich sondern ein Skandal ganz besonderer Art. Die rüdeste Kritik, die ich bislang an *Peter Wapnewskis* 'Poetologie' (in DIE ZEIT vom 28.1.77) gelesen habe, war *Stephans* Bemerkung, hier »messe einer mit der unpassenden Elle der konventionellen Poetik. « Eher scheint mir schon die Feststellung am Platz, daß hier einer sein Handwerk nicht versteht. Wie da ebenso selbstherrlich wie ignorant versucht wird, strukturellen wie inhaltlichen Zusammenhängen neuer Literatur mit völlig unausgewiesenen formalistischen Methoden beizukommen, wirft ein bezeichnendes Licht auf den Zustand der Wissenschaft von der neueren deutschen Literatur. Ein Essay von *Rühmkorf,* eine Untersuchung von *Wellershoff* halten immerhin wissenschaftlichen Kriterien stand, *Wapnewskis* launischer Versuch zur Definition derLyrik ist ein glatter Hohn auf das theoretische Instrumentarium der ästhetischen Disziplin.

II. *Über schlechte Gedichte und schlechte Zeiten*

Drews und *Stephan* haben über weite Strecken recht, wenn sie der neuen Lyrik Naivität bescheinigen, Wehleidigkeiten, gemischt mit koketter Pose und »Anbiederei« (Drews), wenn sie konstatieren, sie sei »langatmig« (Drews), gebe gewisse Standards eines linken Milieus (Kneipen, Wohnungen, bestimmte Situationen) für Individualität aus, sei mithin »epigonal« *(Stephan).* Besonders zutreffend aber scheint für große Teile der heutigen Lyrikproduktion der Vorwurf der mangelnden gedanklichen Verarbeitung, der »Beliebigkeit«, »Schlamperei« und des »mangelnden Grads sprachlicher Verdichtung« (Drews). Beim Lesen neuerer Lyrik hat man nicht selten das ungute Gefühl, die Abkehr von der »Chiffrenseligkeit« (Drews), dem Hermetismus und Eklektizismus der Nachkriegslyrik sei für die Autoren der siebziger Jahre nur noch Vorwand, um Beliebigkeiten und Banalitäten an den Mann zu bringen, die Abwendung vom Gedicht als zerbrechlichem Sprachgefäß reines Alibi für Gedankenragout und Sprachhaché. Um beim kulinarischen Vergleich zu bleiben: viele Autoren wären beraten, ihren Stoff weniger aus der Abdeckerei des privaten Ego, ihre Intuition weniger aus den Windungen des Dickdarms zu beziehen und das Endprodukt besser abzuhängen. So jedenfalls. muß die berechtigte Forderung des Lesers von Gedichten lauten.

Fast hat es den Anschein, als kämen viele Lyriker mit ihren ' Wegwerfgedichten` unbewußt den Bedürfnissen einer auf rasche Konsumtion bedachten Kulturindustrie nach, in deren Interesse weder die Förderung der Autoren noch die Aufklärung und der Genuß des Lesers liegen. Was wird sein, wenn der augenblickliche Lyrik-Boom ausgedient hat? Viele Gedichte werden sehr schnell als kulturelle Abfallprodukte eines Zeit-Abschnitts erscheinen, in denen nichts von dem, was diese Zeit untergründig bewegt und ausmacht, aufgehoben ist.

Es sind nicht nur die von Drews und Ste*phan* genannten Autoren, auf die die obige Kritik teilweise oder im vollen Umfang zutrifft. Aber es ist z. B. *Stephans* Verdienst, auf die literarischen Mängel *Theobaldys* hinzuweisen, der als eine Art .Galionsfigur der neuen Lyrik kaum einmal kritisch gewürdigt wurde. Sein 1974 erschienener Band »Blaue Flecken« (2), der ein wichtiges programmatisches Vorspann-Gedicht »Abenteuer mit Dichtung« enthält, steckt voll von Banalitäten, Eitelkeiten und politisch halbgarem Schwachsinn.

Man lese einmal das Gedicht »Nach den großen Dingen nachts« oder auch »Wie Dichter heute leben«. Gerade letzteres kann als Paradebeispiel für eine Tendenz der neuen Lyrik stehen, mehr über die Person des Autors und seine unausgelebten Eitelkeiten zu sagen als gelebte Welt ästhetisch zu verdichten. Da präsentiert sich der linke Literat als Polit-Tourist mit idyllischer Kindheit (»...Es war schrecklich, ich meine/es war schön...«), der fast in jedem neuen Gedicht die paar Orte des Milieus abklappert und sie als die große Welt der starken Männer ausgibt:

»... Wir sehen uns jetzt/bei Demonstrationen, anschließend gehen wir/in die Kneipe. Wir trinken mehr als früher, aber/wir vertragen auch mehr. Wir sind nicht mehr/schüchtern, Frauen sitzen mit uns am Tisch ...«

Ähnlich das Gedicht »Im Zug von Köln nach Heidelberg«. Der Dichterling nutzt die Bahnstunden, um seine Ansichten über Gott und die Welt, sprich: Politik, Poesie und Freundin loszuwerden. Mit Politik wird recht salopp umgesprungen (»... wenn/erst mal die Kohlen anders verteilt wären«), sie verkommt zur Staffage für des Poeten Ego, das sich über 45 Zeilen spreizen darf. Kernaussage: »Ich denke an eine Auswahl meiner Gedichte«. So ganz nebenbei kommt auch einiges über das Verhältnis zur Liebsten auf den Tisch. Während sich der Poet in den Polstern räkelt, sinniert er über die Arbeitsbedingungen seiner offenbar weniger privilegierten Freundin: »...deine Arbeit .../die so verdammt anstrengend ist/und es gar nicht zu sein brauchte wenn ...« Wenn was? Nun ja: »wenn erst mal die Kohlen anders verteilt wären« (s. o.). Der Dichter als Kaffeesatzphilosoph, politischer Kraftmeier - und als Pascha: der Beschluß, den Sozialdemokraten auch diesmal die Stimme zu verweigern, wird für die Freundin gleich mitgefaßt: »Sie kriegen sie auch diesmal nicht/und deine kriegen sie auch nicht«. Punktum. Wahrlich ein Zeugnis ungebrochenen männlichen Selbstbewußtseins in einer Zeit des weiblichen Aufbruchs!

Weniger linke Gartenlaubenidylle, weniger soziale Arroganz und weniger sprachliche Klischees in dem 19'76 erschienenen Band »Zweiter Klasse« (3). Dafür neben einem ärgerlichen Nachwort, einigen sehr guten Versen und Bildern aus der Welt der kleinen Leute noch immer sehr viel politische Naivität und unverdaute Abstrakta: »Und ich will nicht verzweifelt sein,/weil der Marxismus/so lange braucht um zu siegen./Verzweiflung, das wäre das Ende«.

Schlechte Verse auch in Wolf *Wondratscheks* Band »Das leise Lachen am Ohr eines anderen« (4), eines Autors, der ansonsten als einziger das fertigkriegt, wovon viele Jung-Poeten hierzulande träumen: die amerikanische Szene wirklich umzusetzen, statt sie lediglich zu imitieren, eine Poesie der *stoned people zu* schreiben, der Leute, die ausgestiegen sind. Besteht die deutsche *scene* ansonsten fast ausschließlich aus Provinz *Freaks,* die bei Würstchen und Flaschenbier vom großen Trip träumen und pubertäre Reime schreiben, so entwirft Wondratschek das genuine Bild einer Zwischenschicht zwischen halbseidener Schickeria (»Die Münchner Mannequins«) und Ausgeflippten. Auf dem sozialen Hintergrund dieser demi-monde gelingen ihm Bilder, die weder aufgesetzt sind, noch geschwätzig daherkommen. Aber seine Methode der Absage an traditionelle Intellektualität, die ihn folgerichtig dazu führt, seine lyrischen Texte zwischen Gedicht und *Song* anzusiedeln, wird streckenweise mit dem Abrutschen ins Banale, in den Bereich der Leierkasten – Plattitüden erkauft. Beispiele dafür bieten die »Gloria-Gedichte«, Liebesgedichte mit teilweise erschreckenden Untiefen, die an die Seelenwehwechen von Schlagertexten erinnern. Da stellt sich die Frage, ob der Preis für den Versuch, das Gedicht in ein volkstümliches Genre umzumünzen, nicht zu hoch gerät.

Politische Torheiten bei *Ludwig Fels* (»Trotzdem ist die Revolution/ein Naturgesetz«), kaum einmal hinterfragte Idyllen, viel Melancholie und voller Rückzug in die Sphären der Innerlichkeit bei *Rainer Malkowski (5).* Schlechte Verse schließlich bei *Christoph Derschau (6),* den *Stephan* unverständlicherweise positiv gegen F. *C. Delius* abhebt (und der zu den wenigen Autoren gehört, der zahlreiche reflektierte und durchgearbeitete Texte geschrieben hat), an ihm gar »die Intensität des Ausdrucks« bewundert. Auch *Drews* läßt ihn unter dem Stichwort »programmatischer narzistischer Anarchie« durchgehen. Kommt dies dem Sachverhalt auch näher, so ist doch schlicht zu bemerken, daß *Derschau* neben überflüssigen formalen 'Experimenten' wenig bietet außer ausgetretenen Gemeinplätzen und wortreichen Holperigkeiten. Der Verweis auf das amerikanische Vorbild *Bukowski* ist untauglich. Mitten in der rollenden *Bukowski-Welle sollte* man festhalten, daß der Weg von *Kerouac* und der Beat – Generation zu *Bukowski* die Gefahr des Umstiegs aus dem literarischen Nietenanzug in die literarische Unterwäsche birgt. Denn auch mit der unentwegten Repetition von Genitalien und Fäkalien läßt sich die Welt vernageln, und die unverdrossene Konfrontation des Lesers mit Suff und Sex reduziert auch den härtesten Tobak auf den Clochard – Effekt, die Welt der Nutten und Penner aufs nur noch Exotische: Viel biederer geht es dagegen meist in den Versen der deutschen *Bukowski-Fans zu*. Etwa in *Derschaus* Gedichtlein über das ewig Menschliche:

Frage
Gestern
wollte ich
am liebsten
sterben.

Warum
habe ich mich
dennoch
in meinem Auto

angeschnallt?

Im Auto? Nein! »In meinem Auto«. - Sancta Simplicitas!

Galt es, die Kritik von Drews und *Stephan* an einigen Beispielen zu verdeutlichen, so müssen doch einige weitergehende und erklärende Einschränkungen hinterhergeschickt werden, die vielleicht zunächst paradox erscheinen mögen. Trotz der angeführten Mängel stellt nämlich die neue Lyrik gegenüber der hermetischen, durch die Namen *Benn* und *Celan* charakterisierten einen kulturellen Fortschritt dar - bei allem berechtigten Mißtrauen gegenüber einem solch wuchtigen Begriff. Sie hat, zumindest von ihrer Anlage und Tendenz her, zurück zur gesellschaftlichen Wirklichkeit gefunden. Gemeint ist damit die grundsätzliche Fähigkeit und prinzipielle Bereitschaft dieser Poesie, Alltagswirklichkeit und soziale Umwelt aufzunehmen (ohne sie gleich auf einen neuen 'Realismus' zurechtzustutzen), Partei ohne Parteipoesie zu sein, nicht auf das außergewöhnliche Erlebnis zu setzen sondern die Realität im unscheinbaren Detail aufzusuchen, in den täglichen Verletzungen, Hoffnungen, Ängsten, in denen sich Existenz erfüllt.

In der Aufgabe einer *poésie pure* steckt - und dies ist eine elementare Voraussetzung für kulturellen Fortschritt - eine wichtige weltanschauliche Komponente: die Zurückweisung einer im Grunde idealistischen Reduktion unserer Existenz auf die Sprache als dem letzten Residuum, der letzten Bastion menschlicher Transzendenz, also der Möglichkeit, menschlicher Existenz mehr zuzubilligen als individuelle Tragik und stumme Niederlage. Dies ist ja die letzte Konsequenz jeder reinen Poesie: *wo* auf die gelebte Wirklichkeit als Objekt der Erkenntnis nicht mehr gebaut werden kann, da muß Sprache als Bastion einer von der Wirklichkeit abgeschirmten Realität befestigt werden, muß sie herhalten als Instrument einer anti-kommunikativen Selbstverwirklichung. Dazu aber ist Sprache von ihrer Funktion her letztlich ungeeignet. Die neuen Gedichte lassen eine gehörige Portion Mißtrauen in die Sprache erkennen. Allerdings bewegt sich diese Poesie auf einem sehr schmalen Grat zwischen der Distanzierung der Wirklichkeit durch den Akt des literarischen Sprechens und ihrer immer neuen Verzahnung mit der Wirklichkeit. Ist es also wirklich so erstaunlich, daß diese Gedichte oftmals stolpern, gar nicht an eine Wirklichkeit gelangen, deren Gegenwart *wie* Zukunft weder die Parteistrategen und theoretischen Kurzstreckler in den Regierungen noch etwelche linken Dogmatiker analytisch halbwegs im Griff haben? Ihre Offenheit macht die Anfälligkeit solcher Gedichte aus: sie laufen viel augenfälliger als ihre metaphernreichen Vorgänger Gefahr, sich in Details und Schnörkel zu verlieren, von der Wirklichkeit überfahren zu werden, durch mangelnde Verarbeitung der Realität ins Banale, ins Larmoyante, in Plattheiten abzugleiten. Die unzulängliche Distanzierung der sie speisenden Realität scheint denn auch zur Zeit der augenscheinlichste und qualitätsmindernde Mangel unserer Poesie zu sein.

Den Autoren der siebziger Jahre sind ihre Gedichte nicht Waffen im politischen Kampf, können es in einem von *Brecht* skizzierten Ausmaß gar nicht seift. Aber es hat doch seine besondere Bewandtnis mit der Genese der neuen Gedichte und der Biographie ihrer Autoren. An ihrem Anfang stand das radikale Programm des »Plus jamais Claudel!«, die Ablehnung des bürgerlichen Kulturrepertoires durch die kulturrevolutionäre Bewegung der Studenten und der Jugend in den späten sechziger Jahren. Das war die Ablehnung der Kunst als Lebensersatz. Man ging vom Schreibtisch auf die Straße, übte sich in anderen, der verändernden Aktion näheren Formen schriftlicher Kommunikation, Flugblatt und Pamphlet. Man versuchte das, wofür bislang Literatur bestenfalls stellvertretend eingestanden hatte, in die Tat umzusetzen: Herr seiner Sinne und Interessen zu. werden, einen totalen, ungeschmälerten Begriff vom Dasein zum Leben zu erwecken.

Von diesem kulturrevolutionären Elan, der als Versuch der radikalen Existenzverwirklichung und politischen Veränderung keinen Erfolg hatte, zehren bis heute viele der neuen Gedichte. Ihre erwähnte Öffnung zur Wirklichkeit zeugt am deutlichsten davon. *Theobaldys programmatische, Hölderlin* entlehnte Parole zu Anfang des Bands »Blaue Flecken«: Komm! ins Offene, Freund! steht in dieser Nachfolge, *Brinkmanns* Postulat: »Es genügt nicht, Kunst zu machen - man muß Kunst sein!« steht ebenso in dieser Tradition wie das schon erwähnte Theobaldy-Gedicht »Abenteuer mit Dichtung«, in der die Dichtung in Gestalt des Kumpel Goethe von ihrem Podest heruntergeholt und zu einer abenteuerlichen Autofahrt ins Freie eingeladen wird.

Als man ernüchtert und um eine für diese Generation vielleicht entscheidende Niederlage aber auch Erfahrung reicher an die Schreibtische, in die Schul- und Redaktionsstuben zurückkehrte, bot sich die Literatur als ein Medium, um die gemachten Erfahrungen zu verarbeiten. Und da man eben aufgrund der gemachtem Erfahrungen Literatur nicht einfach unverändert wieder in Gang setzen konnte, wird das Jahr 1970, das Todesjahr *Celans,* im nachhinein so etwas wie der aufs Datum gebrachte Wendepunkt in der Entwicklung der westdeutschen Nachkriegslyrik.

Die Literatur, die da, mit einem neuen Selbstverständnis ausgestattet, bereits zeitversetzt anhob, traf nun je länger desto fühlbarer auf ein sich rasch wandelndes gesellschaftliches Klima, auf das, was wir uns angewöhnt haben, »Tendenzwende« zu nennen. Die Kultur reagierte auf die ersten Anzeichen dieses *roll back,* der eine Restauration unter ganz neuen qualitativen Vorzeichen signalisiert, wie ein übereifriger Seismograph, die Kulturindustrie, die Kritik mit fast hämischer

Erleichterung. Endlich waren die äußeren wie die inneren Zeichen für eine gründliche Neuausstattung der Kulturauslagen der Republik gesetzt.

Kaum daß Phantasie und Interesse der Autoren sich in die Vergangenheit zu orientieren begannen, wurde auch die Aufmerksamkeit des Publikums mit Macht nach rückwärts, nach innen, in die Breite orientiert. Familien- und historischer Roman, Memoiren, Hitler-Welle, die Musik der plötzlich *golden* gewordenen sixties, die literarische Literatur des *Grass'schen* Groß – Epos sind der Kreis, in den die Lyrik aufgenommen wird. Die mit neuem literarischen Impetus wie mit den Erfahrungen persönlicher und gesellschaftlicher Niederlagen ausgestattete Lyrik, die ohne unmittelbare Verbindung zur deutschen Literatur, ihre literarischen Vorbilder (angelsächsische Dichtung, Beat und Rock) kaum verarbeitet hat, bleibt von der gesellschaftlichen Entwicklung natürlich nicht unbeeindruckt. Das für gesellschaftliche Tatbestände, aber auch für Alltag und Privates nun offene Gedicht füllt sich daher nicht selten mit nur privaten Kopfschmerzen, Wehleidigkeiten und Banalitäten. Kitschige Idyllen, linke Gartenlauben, narzistische Gespreiztheiten nisten sich in den vom Ritual metaphorischer Verschlüsselung befreiten Texten ein. Wo die eindeutige gesellschaftliche Perspektive, ob von den Autoren bemerkt oder nicht, zerfällt, da wird die erstrebte Verbindung von politischem Engagement, privater Dimension und Alltagswelt oft genug zur Seifenblase, zum inhaltsleeren Verbalradikalismus (exemplarisch in einigen Gedichten *Theobaldys),* zum gaghaften Kürzel (etwa in den Epigrammen Arnfried Astels) oder zur Rührszene, mit der man sich selber ein wenig Mut macht. Die Renaissance der (durchaus unter linken Vorzeichen angetretenen) Mundartdichtung legt Zeugnis ab von der Versenkung ins Heimelige wie das erinnernde Aufsuchen geographisch entfernter Stätten den Schluß zuläßt, hier setze sich eine Generation, zumindest probeweise, aus einer, sich dem Zugriff mehr und mehr entziehenden gesellschaftlichen Umgebung ab.

So sind die neuen Gedichte durchaus ambivalent: literarisch progressive werden vielfach zurückgeschraubt auf die kleine Mitteilung, die persönlichen Zahnschmerzen, den Hilfeschrei, auf die Politparole oder den Aufbruch in eine Weite, der schon die nächste Gartenmauer Grenzen setzt.

Wo dann aber Stephan dieser Lyrik auch noch die Verwirrung des Publikums anlastet, wenn er schreibt, sie profitiere von dessen »Ratlosigkeit«, da muß doch zurückgefragt werden, ob dies früher, zur Zeit der »Flaschenbier trinkenden Dichter und ihrer blattvergoldeten Worte« *(Herburger)* anders war? Anders bei einem Publikum, das es zufrieden war, die Wirklichkeit vor der Tür zu wissen, wenn .im Saat die Metaphern rollten, das in seiner eigenen Entfremdung nichts anderes erwartete als die rauschende Unverständlichkeit der Poesie, dem aus verdrängter Angst die Attitüde der Kultur wichtiger war als ihr Inhalt? Sind es nicht viel mehr als die neue Lyrik die Vor – und Verbildung des Publikums in Sachen Kultur, die seine »Ratlosigkeit« verschulden? Treffen wir nicht immer, noch (und schon wieder) auf ein Publikum, das von der Literatur Erbauung, sprich: Ablenkung von der eigenen Existenz erwartet, das es als »anstößig« empfindet, in der Dichtung auf sich selber, auf Politik, auf Alltagssprache zu treffen? Man schiebe der neuen Lyrik nicht die Verwirrung eines Publikums in die Schuhe, das seine weitgehende Unfähigkeit zur genußvollen Rezeption aus Schule, Büro und Familie mitbringt und dem die wie eine ältliche Lebedame ausgehaltene Kultur seine Vorurteile bestätigt.

III. *Über poetisches Sprechen und gute Gedichte*

Wir haben seit einigen Jahren eine für die jüngere deutsche Literatur neue lyrische Form mit einer gewissen Resonanz beim Publikum, viel weniger Klarheit und Einverständnis gibt es in der Frage, was ist das: ein Gedicht. Mit der Diskussion um eine *Politik* geht es weniger darum, den *poeta doctus* in seine alten Rechte einzusetzen als vielmehr um den Versuch, fortzukommen von einer tändelnden *poésie fugitive,* um unsere Gedichte zu lösen von egozentrischem Mief und linker Gartenlaube.

Die Lyrik, der (außer in Ballade und epischem Langgedicht) der Zugang zum *Realis*mus, das heißt zur mimetischen Nachbildung von Welt, schon von der Gattung her schwerfällt, sollte sich um so leichter von jeder »realistischen« Gestik befreien können. Dem Gedicht fällt es leichter als der Prosa, einen Begriff von Wirklichkeit allein mit dem sprachlichen Material zu bilden statt vermeintliche Abläufe und Zusammenhänge »realistisch« nachzustellen, wohinter sich die irrige Auffassung verbirgt, Wirklichkeit und Bewußtsein seien zwei Teile eines Ganzen, die es durch Verdeutlichung lediglich zusammenzufügen gelte. Lyrik darf sich auch nicht einlassen auf die Trennung zwischen *privater* Mitteilung und *politischer* Botschaft, in 'Naturgedichte' und 'politische Gedichte' etwa. 'Politische' Gedichte schreiben läuft letztlich auf Selbstzensur hinaus, auf Eindimensionalität, darauf, politische Spielregeln zu akzeptieren und die Wirklichkeit mit Tabus zu belegen. Das Gedicht ist als politische Waffe untauglich, Literatur kann gesellschaftliches Handeln auf die ihr eigene Art vielleicht befördern, gesellschaftliches Handeln ersetzen oder erzwingen kann sie nicht. Statt agitatorischer Querschläger und Pointen zur Tagespolitik, die sich bestenfalls mit kabarettistischen Einlagen messen können, brauchen wir Texte, die sich für politische Inhalte öffnen, sie mit individuellen und kollektiven Ängsten, Wünschen, Emotionen, Utopien zusammenbringen und verarbeiten. Dies alles praktisch einzulösen, können die Texte von *Rolf Haufs* (g) für sich in

Anspruch nehmen. Politisch sind sie (etwa das Gedicht »Brunos Verhaftung«) eben durch den Verzicht auf den politischen Jargon, wichtig, weil ihre Sprache einen Begriff dieser Jahre bildet.

Dies gelingt aber nicht nur *Rolf Haufs,* der biographisch nicht unbedingt, von der Machart seiner Texte sehr wohl zum engeren Kreis der neuen Lyrik zählt, sondern auch etwa F. C. *Delius* oder dem so heftig kritisierten *Jürgen Theobaldy* in seinem letzten Gedichtband, in Gedichten wie »Bretterzäune« und »Blues aus Bayern«.

Was über *Realismus* und *politische* Inhalte in der Lyrik ausgeführt wurde, mag unter. anderen Vorzeichen auch für epische Literatur zutreffen, ist mithin noch keine hinreichende Spezifizierung dessen, was wir unter lyrischer Literatur verstehen. Auch *Günter Kunerts* Definition, das Gedicht könne »nichts anderes sein als der verbale Anlaß zur Selbsterkenntnis. Freilich jedoch zu einer Selbsterkenntnis, die, im Kontrast zur Frage nach der individuellen Lösung, keine individuelle enthält; ins Bewußtsein gehoben wird dem Individuum seine Individualität als Präformation und Deformation, als ein Ergebnis von Gesellschaftlichkeit« scheint noch nicht ausreichend für die Eingrenzung der spezifisch poetischen Sprachform, so richtig sie auch für die Festlegung für die Funktion von Literatur ist. Näher kommt dann schon *Heißenbüttels* Vermutung, das Spezifische des Gedichts habe etwas zu tun mit der »ausgehaltenen Ambivalenz«, »der nicht aufhebbare Rest, Kennzeichen jeder menschlichen Reaktion, erschien geradezu als mögliche Definition des Gedichts.«

Wenn man diesen »nicht aufhebbaren Rest« in seine Bestandteile auflöst, als da sind: Emotionen, Reflexionen, Faktizität und Subjektivität, bereits Gewordenes und Entstehendes, Vergangenheit auf dem Weg in die Zukunft, durch das Gedicht im flüchtigen Augenblick der Gegenwart angehalten, dann gelangt man zu einer Definition, die das Gedicht als literarische Form ausweist, die am sinnfälligsten alle Bereiche unserer Existenz gleichwertig nebeneinanderhält, ineinander taucht, das eine im anderen aufspürt, dies aber auch in einer besonders eindringlichen, unterstreichenden Weise, in besonders knapper und konzentrierter Form tut. Ist die erzählende Prosa Instrument, um die Irrwege des individuellen wie des kollektiven Schicksals aufzuspüren und einen Begriff von ihm zu entwickeln, so bedeutet das Gedicht im Gegenteil, einen zerstreuten und genießenden, einen ebenso konzentrierten wie flüchtigen Blick auf die Simultanität dessen zu werfen; was wir sind, das Miteinander und Ineinander der verschiedensten Bewegungen unserer Existenz in einer Intensität anzutreffen, den andere literarische Formen nur im Ausnahmefall bieten.

Das Gedicht hat den Vorzug der Kürze und ist schon deshalb eine 'moderne' literarische Form, die unserer, auf durchgängig episches Erleben wenig angelegten Zeit entgegenkommt. Es entspricht dem Bedürfnis des Lesers nach einer zerstreuten, assoziativen und gleichzeitig rasch alles beieinander versammelnden Lektüre. Auch der Trend zur kürzeren .Prosa ist ja Ausdruck veränderter Erlebens- und Lesegewohnheiten, denen das Gedicht entspricht, wenngleich -hier ist neben anderem der Grund für die vergleichsweise geringe Verbreitung von poetischer Literatur zu suchen - die in seiner Kürze mitangelegte Überfrachtung an Bedeutung und Verweisungen eine zumindest kurzfristig intensive Beschäftigung mit dem Text erfordert.

Das Gedicht ist eine Art Brennglas, unter dem viele verschiedene Partikel von Wirklichkeit für kurze Zeit überdeutlich sichtbar werden und Verbindungen miteinander eingehen, die ihnen in der gelebten Realität meist versagt bleiben. Es ist eine verbale Alchemie, mit der die Eindimensionalität unserer Existenz aufgeweicht, die 'logischen' Abläufe, die Rechtfertigungen unserer Erinnerung unterbrochen werden. Das Gedicht bietet dem Autor die Freiheit, einen bekannten Tatbestand oder Topos mit einer radikalen Subjektivität zu überziehen und so oftmals Ströme unseres Unterbewußtseins einzuholen und ans Licht zu ziehen, die uns ansonsten selten bewußt werden. Solche Umpolung durch Subjektivität gelingt in einigen seiner Texte z. B. *Wondratschek,* etwa in »Endstation« oder »Poesie ist die Erinnerung ...«

Die Beschädigung des 'Ich' mag *Antrieb* sein für literarische Produktion; wo es diese Beschädigung freilegen und transparent machen will, muß es als biographisches Ich zurücktreten, um dem Leser die auf ihn bezogene Prüfung dieser Beschädigungen zu ermöglichen, ohne daß sie von individueller Biographie verstellt würden. Diesen Weg vom biographischen zum literarischen Ich, die Freilegung von Gesellschaftlichkeit im persönlichen Schicksal kann man exemplarisch in den Gedichten von *Ute Erb* verfolgen - auch da, wo sie nicht glückt. Das Gedicht »Immer nur Nachkrieg« aus ihrem Gedichtband »ein schöner Land« (9) dürfte eines der gelungensten Beispiele dafür sein, was es heißt, die persönliche Biographie transparent zu machen.

Es scheint, als setze sich der Zug zur Innerlichkeit in der Lyrikproduktion dieses Frühjahrs fort. Dabei fällt auf, daß ältere und eingeführte Autoren wie *Andersch* und *Kipphardt,* die nun auch Gedichte vorgelegt haben (10), auf gesellschaftlichem Engagement und gedanklicher Dimension insistieren, während die Tendenz zur Privatheu von den jüngeren Gedichteschreibern kommt. Zu erwähnen etwa die fein gestrichelten Skizzen und kleinen Bilder von *Hans Georg Bulla (11), Hannelies Taschaus* Bändchen »Luft zum Atmen« (12) oder der erste Gedichtband der Leonce- und Lena-Preisträgerin *Frederike Roth (13):* feinnervige, sensible Bilder, in denen sich Wahrnehmung und Erinnerung verschließen; ein wenig dünnblütig, langatmig manchmal, ein bißchen zu viel Tollkirschen, Erinnerungsgrün und Seele nach meinem

Geschmack. Dem Alltag zugewandter, mehr Gradlinigkeit in *Gabriele Wohmanns,* im selben Verlag erschienenen neuen Band »Grund zur Aufregung« (14).

Eine Lyrik-Veröffentlichung erster Ordnung bringt dieses Frühjahr indes zumindest: Nicolas *Borns* gesammelte Gedichte aus den letzen zehn Jahren (15), das seine ersten drei Gedichtbände vereinigt und die seither entstandenen enthält. Ein Band, von dem man, ohne Gefahr zu laufen, in die kurzatmige Lobhudelei der Kritiker zu verfallen, sagen kann, daß er die wohl beste und wichtigste Lyrik seit 1970 enthält.

1 **Nicolas Born**: Im Innern der Gedichte. In: Das Auge des Entdeckers, Rowohlt, 1972

2 **Jürgen Theobaldy**: Blaue Flecken, Rowohlt, 1974

3 **Jürgen Theobaldy**: Zweiter Klasse, Rotbuch, 1976

4 **Wolf Wondratschek**: Das leise Lachen am Ohr eines andern. Zweitausendeins, 1978

5 **Ludwig Fels**: Alles geht weiter. Luchterhand, 1977

6 **Rainer Malkowski**: Was für ein Morgen. Suhrkamp, 1975 und: Einladung ins Freie. Suhrkamp 1977

7 **Christoph Derschau**: Den Kopf voll Suff und Kino. Maro, 1976

8 **Rolf Haufe**: Die Geschwindigkeit eines einzigen Tages, Rowohlt, 1976

9 **Ute Erb**: ein schöner land. fietkau, 1978

10 **Alfred Andersch**: empört euch der himmel ist blau. Diogenes, 1977 und: Heinar Kipphardt: Angelsbrucker Notizen. Autoren Edition, 1977

11 **Hans Georg Bulla**: landschaft mit langen schatten, Sauerländer, 1978

12 **Hannelies Tas**chau: Luft zum Atmen, Atelier Ate Paysasage, 1978

13 **Friederike Roth**: Tollkirschenhochzeit. Luchterhand, 1978

14 **Gabriele Wohmann**: Grund zur Aufregung. Darmstadt, Luchterhand, 1978

15 **Nicolas Born**: Gedichte. Rowohlt, 1978

Literatur-Konkret Frühjahr 1978, S. 46

Johannes Bobrowski

BRECHTS ERBEN

Was hinterließ uns nicht unser Verstorbener alles! Ein gänzlich
unübersehbares Werk, Schränke voll Zettel, gehäuft
Ausschnitte, Auszüge, Noten, ja mehr noch: die Heere der Schüler,
die zwar nicht Denken von ihm, dafür aber das Farzen gelernt.

Bobrowskis Epigramme aus dem Nachlaß erscheinen in diesem Frühjahr unter dem Titel 'Literarisches Klima` bei der Deutschen Verlagsanstalt (110 S. DM 14,80).

Literatur-Konkret Frühjahr 1978, S. 46

Manfred B□ hn

Wird Brecht durch Suhrkamp erst sch□ n?

Bert Brecht: 1998 wird er 100 Jahre. Wer die Geschichte seiner Wirkung verfolgt, kann jetzt schon sicher sein, daß manches Wichtige auch dann noch von ihm zu entdecken sein wird. Daß weitergesucht und weiter veröffentlicht werden soll, steht nicht zur Diskussion, zweifelhaft ist, wie gesucht und vor allen Dingen: wie veröffentlicht wird.

Da haben wir ihn also, den schönen neuen Suhrkamp-Brecht. Zum 80. Geburtstag hat Werner Hecht wieder herausgegeben und genachwortet, Max Frisch ein gutes Vorwort für den alten Bekannten eingelegt, Willy Fleckhaus gestaltet. Titel des Ganzen: 'Bertolt Brecht. Sein Leben in Bildern und Texten'. Die Preisgestaltung haben Verleger Siegfried Unseld und seine Mannen übernommen. 98,- DM fanden sie angemessen. Überrascht sein dürfen wir nicht; denn das ungemein wichtige 'Arbeitsjournal' Brechts war uns schon teuer genug dahergekommen (DM 75,-). Raubdrucker halfen so manchem aus der Klemme und Suhrkamp versöhnte uns halbwegs mit der Welt, als das 'Arbeitsjournal' in der Ausstattung der Werkausgabe und erschwinglicher Preislage nachgeschoben wurde. Frustration durch Prachtbände, versöhnliche Geste durch spätere Werkausgabe - man kann es beklagen, aber funktionieren tut's.

Nun also: was heißt angemessen? Werner Hecht hat wirklich schöne und interessante Bilder und Dokumente aufgetrieben: Brecht mit Mutter, Brecht mit Vater, Brecht mit Eltern, Brecht mit Geliebten, Brecht mit tragenden Figuren und Persönlichkeiten unseres Jahrhunderts, Brecht mit sich selbst. Warum sollte man verheimlichen, daß Neugier reichlich befriedigt wird. Faksimiles, Manuskriptseiten breit ausgebreitet, - informativ ist das schon - aber angemessen? Was soll's: DIN A4, DIN A3 gar, hat Fleckhaus ausgeschöpft; doch um ehrlich zu sein: Din A5 hätte voll ausgereicht, zumal der wohlmeinende Leser ohnehin einige Schritte zurücktreten muß, um das Dargestellte zu überblicken. Oder, ein furchtbarer Verdacht drängt sich auf, sollten wir gar den Band zerschneiden, um die schönsten Bilder als Poster zu benutzen? Wie auch immer ... warten wir auf eine 'Volksausgabe' und begnügen wir uns derweil mit interessiertem Durchblättern in den Buchhandlungen, die sich zur Lagerung dieses entschließen.

Das ist alles umso bedauerlicher, da Werner Hecht den m. E. sehr gut gelungenen Versuch unternimmt, mit Bildmaterial und Auszügen, primär aus den 'Tagebüchern' und dem 'Arbeitsjournal`, die politische und private Biographie Brechts weiter zu erhellen. Das Material ist zwar - bis auf einige Briefäußerungen - schon veröffentlicht, jedoch wäre die Kompaktheit von Bild- und Wortmaterial ein ausgezeichneter Ersatz für die wissenschaftlich unzureichende Rowohlt-Monographie von Marianne Kesting und eine willkommene Ergänzung zu schon vorhandenen Biographien.

Das Erscheinen einer weiteren Biographie hat Siegfried Unseld zunächst zu verhindern gewußt. Die von der Autoren-Edition angekündigte Lizenz-Ausgabe von Ernst und Renate Schumachers 'Leben Brechts in Wort und Bild', (440 Seiten, 775 Fotos, Subskriptionspreis 76,- DM, später 89,- DM), die jetzt im Henschelverlag erschien (I. Aufl. vergriffen, geplante Neuauflage ebenfalls), enthielt 3 Gedichte, einige Gedicht- und Briefzitate, die nicht das Plazet der Suhrkamp-Leute fanden. Ein wenig gerangelt wird - schon wegen des Konkurrenzunternehmens - noch werden.

Die Publikation der Schumachers verspricht einiges, da hier, nach Auskunft des Verlagsprospekts, stärker als in dem schon vorliegenden Band von Hecht die Biographie Brechts und politisches Geschehen im Bildmaterial dokumentiert werden.

Müßig wäre es aber, das Ende der Kämpfe abzuwarten, denn wer sich schon mal einlesen will, der findet dazu reichlich Gelegenheit beim Verlag 'das europäische buch'. Sämtliche Standardwerke der DDR – Brechtforschung liegen nunmehr in preiswerten Reprints vor:

· die erste fundierte marxistische Auseinandersetzung mit Brecht von Ernst Schumacher: 'Die dramatischen Versuche Bertolt Brechts 1918-1933', 1954 unter der Betreuung von Hans Mayer und Ernst Bloch erschienen. Schumachers Thesen fordern in fast allen Teilen wegen ihres eng an Lukács orientierten Realismusbegriffs zum Widerspruch heraus, bleiben aber die Auseinandersetzung wert. Ergänzt wird dieser Brocken (596 S.) durch die damals auf Interventionen der Verlagsleitung gekürzten Ausführungen zum Agitproptheater und ein Nachwort Ernst Schumachers, das man sich selbstkritischer gewünscht hätte. Das Ganze für 23.- DM.

· Von Werner Hecht: 'Brechts Weg zum epischen Theater', 1963, DM 7,-

· Von Werner Mittenzwei 'Bertolt Brecht, Von der Maßnahme zu Leben des Galilei`, 1965, DM 14,-

· Eine der besten Darstellungen der Verfremdungstheorie bei Käthe Rülicke-Weiler 'Die Dramaturgie Brechts', 1966, DM 16,-

· Die sehr empfehlenswerte Biographie Hecht/Bunge/Rülicke 'Bertolt Brecht, sein Leben`, 1969, DM 9,-

· Geradezu sensationell auch der von Mittenzwei herausgegebene Band ' Wer war Brecht. Wandlungen und Entwicklung der Ansichten über Brecht im Spiegel von 'Sinn und Form' (752 S., 28,- DM), der einige wichtige Zeugnisse dafür gibt, daß der Kampf um die Brechtsche Methode der Wirklichkeitsaneignung in der DDR noch nicht abgeflaut ist. Man lese z. B. die Erbe-Debatte, die 1972/1973 in 'Sinn und Form' ausgetragen wurde - der Streit um Brecht ist nie und wird nie ein Streit um Brecht allein sein.

Damit wären wir wieder bei der Frage, was denn bei Brecht noch zu entdecken sei. Lassen wir andere sich in die geschlechtlichen Untiefen der Brechtschen Biographie stürzen! Die Provokation, hier ist Kroetz zuzustimmen, wird nicht von ein paar »Fick – Gedichten« (Kroetz) mehr oder weniger ausgehen. Das wissen wird doch nun, daß er hat und wer mit ihm hat.

Die Herausforderung liegt immer noch in der dialektischen Methode seiner Literatur, in der Zugespitztheit seiner politischen Formulierungen. Herausforderung tritt aber erst dann ein, wenn wir ihn selbst eingreifend machen, ihn benutzen, nicht einfach 'veröffentlicht' lassen.

Auch die sozialistische Bewegung (wir reden hier gar nicht erst von der Totrederei in den bürgerlichen Feuilletons) steckt hier noch in den Kinderschuhen. Frappierend z. B. die Ignorierung seiner Bemerkungen zum 'Stalinismus', zum 17. Juni usw. Haben wir seine Bemerkungen zur Bündnispolitik, zur Volksfrontstrategie schon 'ausdiskutiert' (welch Wort!)? Erinnern wir uns z. B. an seine sarkastischen Äußerungen zum I. Internationalen Schriftstellerkongreß in Paris 1935:

»Wir haben soeben die Kultur gerettet. Es hat 4 (vier) Tage in Anspruch genommen, und wir haben beschlossen, lieber alles zu opfern als die Kultur untergehen zu lassen. Nötigen Falles wollen wir 10-20 Millionen Menschen opfern. Gott sei Dank haben sich genügend gefunden, die bereit waren, die Verantwortung dafür zu übernehmen. Übrigens sind wir sowohl kühn als auch vorsichtig geworden. Unser Bruder Henricus Mannus hat seine flammende Rede für das freie Wort, bevor er sie hielt, der Sureté vorgelegt ... Der Faschismus wurde allgemein verurteilt, und zwar wegen seiner *unnötigen* Grausamkeiten.« (Brief an Grosz, etwa Juli 1935, z. Zt. bei Hecht.

Die Aktualität ist allenthalben gegeben. Wichtiger vielleicht noch - und das haben die 2001-Versandleute endeckt, ist Brechts antimilitaristischer Kampf. Man schlage die 'Kriegsfibel' auf, die 1955 schon in der DDR erschienen war, und man findet Material für den Kampf z. B. gegen die Neutronenbombe. Brecht hatte die 'Kriegsfibel' im dänischen Exil zusammengestellt. Bilder vom Kriegsgeschehen und kommentierende Vierzeiler tragen zur Entlarvung von Faschismus und Krieg bei; so findet sich z. B. unter der Aufnahme einer zerstörten Landschaft im Kaukasus folgender Vers:

»Ihr Brüder, hier im fernen Kaukasus

Lieg ich nun, schwäbischer Bauernsohn, begraben

Gefällt durch eines russischen Bauern Schuß.

Besiegt ward ich vor Jahr und Tag in Schwaben.«

Beschämend, daß auch bei dieser Veröffentlichung Suhrkamp-Geschäftsführer Marré in Harnisch geriet: »Wir können uns nicht erinnern, unsere Zustimmung zur Verbreitung der 'Kriegsfibel' ... gegeben zu haben.«

Der 'Stern' wußte zu berichten: »Nach einer eindringlichen Ermahnung des Ostberliner Eulenspiegel Verlages und der Brecht Erben wird Marré die bundesdeutsche Erstausgabe freilich stillschweigend dulden.«

Also, was ist angemessen? Ich glaube, der Kauf der 'Kriegsfibel' (DIN A 4 - Format, 17,50 DM, die regelmäßige Konzentration der Werkausgabe für die tägliche politische Arbeit (wenn die Werkausgabe zerfällt, hat das wiederum ein bißchen mit dem Verlag zu tun, kann aber auch nur ein gutes Zeichen sein) - vielleicht blickt uns dann der alte Brecht, zufrieden augsburgernd, über die Schulter.

–

Literatur-Konkret Frühjahr 1978, S. 47

Walter Boehlich

Thomas Mann – Leiden an Deutschland?

Rezension

Als Hitler an die Macht gebracht wird, befindet sich Thomas Mann auf einer Vortragsreise; er kehrte nicht nach München zurück, kehrte überhaupt nicht mehr nach Deutschland zurück, so schwer die Trennung ihm zunächst fiel, so bemüht er später heimgewünscht wurde. Es gab viele Gründe, das Mörderland zu meiden, nicht nur das materielle Elend der ersten Kriegsjahre, aber man kann auch nicht sagen, daß es den Westdeutschen sonderlich ernst gewesen wäre, mit denen wieder zusammenzuleben, die an ihren Verbrechen nicht teilgenommen hatten, die ihre ersten Opfer gewesen waren. Emigranten stehen in der Bundesrepublik nicht hoch im Kurs, man ließ sie lieber, wohin sie verschlagen worden waren. Einige kamen von allein wieder, aber die Generation, die den Faschismus großgemacht hatte, wollte am liebsten auch die Demokratie mit Hausmitteln - und möglichst mit dem alten Personal - aufbauen, mit bekannten Folgen. Die 'innere' Emigration war wichtiger als die äußere, man blieb unter sich, Jünger und Benn hieß die Losung, als wären die kurzen zwölf Jahre tatsächlich lange tausend Jahre gewesen. Nicht Goebbels hatte da ganze Arbeit geleistet, sondern die tonangebende Mehrheit hatte vergessen, was sie nie geliebt hatte. Döblin, der zurückkehrte, weil er etwas wollte, hat es spüren müssen. Brecht wollte auch etwas; er ging nach Ostberlin. Hätte ihn hier jemand gewollt? Ihn oder Heinrich Mann oder Arnold Zweig?

Mit Thomas Mann war es ein wenig, anders. Wenigstens war er nicht links. Mit ihm hätte sich das Bildungsbürgertum ganz gern wieder arrangiert, nur blieb der 'Zauberer' störrisch. Er wollte nicht mehr. Wie es zu dieser Entfremdung gekommen ist, zeigen die Tagebücher, die jetzt im Fischer Verlag publiziert werden. Das heißt, sie zeigen es ausführlicher und ungeschminkter als die autobiographischen Schriften und die Briefe, wenngleich sie wesentlich Neues nicht enthalten. Man hat es ziemlich alles schon gewußt, und die Frage, ob die so lange wohlverschnürten Pakete nicht besser im Archiv verwahrt geblieben wären, ist nicht leicht zu beantworten, wenn man sie nicht mit kaltem Blick auf den Markt stellt. Die Tagebücher werden Käufer finden, und selbst wenn es sonst mit der Emigrantenliteratur bei uns nicht zum besten steht, vieles, allzu vieles nach wie vor fehlt, wer sollte denn wem vorschreiben, was er zu veröffentlichen habe und was nicht.

Wer nicht genug bekommen kann von Thomas Mann, der kann nun oft von Tag zu Tag teilnehmen an seinem öffentlichen und privaten Leben. Er wird mancherlei über seinen Medikamentenwahn erfahren, über sein fast hemmungsloses Interesse an der eigenen Person, seine monströse Eitelkeit, also sein nicht ganz intaktes Selbstwertgefühl. Thomas Mann muß sich ununterbrochen selbst bestätigen, sich ununterbrochen bestätigen lassen; er braucht den Erfolg, und wo der sich nicht einstellt, kommen Unzufriedenheit und Depression. Welche Zweifel an seiner Bedeutung muß er gehabt haben, wenn er sich selbst der 'Überlegenheit meines Talentes' über alle in Deutschland Zurückgebliebenen versichert? Oder wie gekränkt muß er gewesen sein? Er hatte sich sein Alter anders vorgestellt, olympischer, goethischer. Er war ratlos und hilflos.

Jahrelang hat er gezaudert, mit sich selbst deswegen gehadert, das offene Wort wie den offenen Bruch vermieden, erst zurückgewollt, dann wenigstens um die Rückkehr gebeten sein wollen, um sich ihr verweigern zu können, schließlich mehr reagiert als agiert. Was geschah, ist ihm aufgezwungen worden; er hat es sich nicht ausgesucht. Woran lag das? Warum hat Oskar Maria Graf den Bruch sofort provoziert, warum Thomas Mann nicht? Weil der eine nichts zu verlieren hatte und der andere sehr viel und einfach nicht leben zu können glaubte ohne seine bourgeoisen Bedürfnisse?

Ein neues Leben, das doch wieder das alte sein sollte und sein mußte, mit dem alten narzistischen Hypochonder im Mittelpunkt, auch wenn ringsumher alles in Scherben fiel.

Für viele ist die Emigration das pure Elend gewesen, nicht für Thomas Mann. Nicht, daß er nicht wie ein Hund leben wollte, beunruhigt, sondern die panischen bürgerlichen Ängste, die Unfähigkeit aus der Rolle auszubrechen, die er sich nach seinem Goethe-Verständnis auf den Leib geschrieben hatte. Nichts Peinigenderes als die Vorstellung, 'degradiert' sein zu können, auf irgendetwas Gewohntes verzichten zu müssen. Er muß repräsentieren, um zu leben, lebt, indem er repräsentiert, und wohl nur so. Er braucht eine 'würdige Existenz', sein 'gewohntes Niveau', einen 'stilvollen Wohnsitz', 'seine Sachen', das 'gute Silber', zu schweigen von der 'Seiden-Steppdecke' und dem 'seidenen Schlafrock'. Wenn vor dem Hotel wieder ein eigener Wagen steht, 'eine Anschaffung im Stil des früheren Lebens', fühlt er sich wieder. Nicht 1. Klasse zu reisen, ist so wenig seine Sache, wie nicht hofiert, als Zelebrität vorgestellt zu werden. Was da als würdig verstanden wird, ist allemal Materielles, und diese Abhängigkeit von Materiellem hat seine moralische Würde durchaus lädiert. Das ganze erste Jahr in der Schweiz, in Frankreich und wieder in der Schweiz verbringt er in nur langsam abnehmender Angst, mit schweren Schlafstörungen. Da hat nicht nur das 'Leiden an Deutschland' mitgespielt, keineswegs. Er brauchte Geld, um sich sicher zu fühlen. Behaglich vermerkt er jedes Honorar, rechnet und rechnet wie ein Buchhalter, was er hat und was

ihm bleibt. Sein gerettetes Vermögen von rund 200.000 Schweizer Franken stellt er sich als eine Million Französischer Francs vor. Das klingt nach mehr. Besorgt stellt er fest, daß er nun im Jahr mit 30.-40.000 Franken auskommen müsse, statt über 50.-60.000 verfügen zu können, wie vorher in München. Seine Unentschiedenheit, sein Zögern, sich gegen den Faschismus zu erklären, hängt mit seinen Geldbedürfnissen zusammen, denn ein großer Teil seiner Einnahmen kam damals noch aus Deutschland. Er wollte, verständlicherweise, so viel retten wie möglich, auch das Haus, und immer wieder schiebt er seine Entscheidung hinaus, weil immer wieder jemand ihm Hoffnungen macht, und der Satz aus der ersten Tagebucheintragung: 'wozu in diesem Augenblick diese Tiere reizen' hat lange seine Gültigkeit behalten.

Es war aber nicht nur das Geld. Eine Angst saß womöglich noch tiefer, die Angst um seine in München zurückgelassenen Tagebücher (die er später fast alle verbrannt hat). Die Vorstellung, daß die Partei, in deren Hände sie sein Chauffeur gespielt hatte, sie gegen ihn verwenden könne, war wochenlang seine ganze Qual. Warum, kann man nur vermuten. Es scheint da um Aufzeichnungen über seine homoerotische Tendenz gegangen zu sein, nichts worüber einer graue Haar bekommen müßte, es sei denn, die Reputation, die lebensnotwendige bürgerliche Wohlanständigkeit, sei ihm wichtiger als die Sache selbst. Andererseits, die Nazis hätten es sich kaum entgehen lassen, ihn auf das ekelhafteste anzuprangern. Sie hatten da ihre Praktiken.

Schließlich das dritte Angstmotiv: der Faschismus. Auch da wieder rettet er sich in eine Rolle. Die Gründe seiner Unentschlossenheit sind ihm wohlbekannt, auch die 'Schiefheit und Unklarheit` seiner Lage. Die Verletzung, daß diese Nation, die ihm so viel verdankte, die er zu repräsentieren glaubte, sich protestlos von ihm abwandte, alte Freundschaften und alte Loyalitäten zu altem Plunder warf, ihn nicht mehr wollte, muß sehr tief gewesen sein. Er konnte nur dadurch mit ihr fertigwerden, daß er sich vom verlorenen Status nicht trennte. Gewiß, sein 'Lavieren' auf der einen Seite, aber auf der andern sein 'Außensein', das nur als Demonstration genommen werden könne, wo es doch nichts anderes war als das geringere Übel. Sehen 'diese Tiere', scheint er sich wie ein furchtsames Kind im Walde zugerufen zu haben, denn nicht ein, daß sie es mir schuldig sind, mich zurückzuholen, mich zu bitten, doch bloß wiederzukommen?

Wie lange hat er an einen guten Ausgang geglaubt, wie lange mit dem Gedanken an die Rückkehr gespielt; man müsse sich ja nicht benehmen wie Hauptmann oder Strauß. Oder er hat mit dem Gedanken gespielt, sich eine Art Urlaub für zwei Jahre geben zu lassen, damit die Sache nicht so nach Flucht aussehe. Er hat sich, darin jedenfalls, über den Charakter des deutschen Faschismus hinweggelogen, sich eingebildet, selbst der könne schlecht ohne ihn auskommen. Noch in der »Entstehung des Doktor Faustus« weidet er sich an Görings Behauptung: »Der Fall Mann ist falsch behandelt worden. Ich hätte es anders gemacht!« Er ist gereizt, streitet mit der Familie und Freunden, die endlich das erlösende Wort von ihm hören wollen, er schämt sich, daß er das 'Zugehörige` nicht sage, begräbt aber den Plan des 'Politikums', einer Schrift über die deutschen Zustände.

Diese Zustände erscheinen ihm in sonderbarem, sehr bürgerlichem Licht. Was die Nazis machten, sei Marxismus, seien bolschewistischer als die Kommunisten, der Faschismus sei ein Übergangszustand zum wirklichen Sozialismus und die parlamentarische Demokratie könne nicht wiederkommen. Allen Ernstes hält er Faschismus und Kommunismus für 'brüderlich-verschiedene Ausdrücke einer und derselben historischen Sache' - eine Wunschvorstellung, von der er sich später befreit hat. Gehaßt wie die. Nazis hat er die Kommunisten nie, aber auch nie hätte er einen 'Bruder Marx` schreiben können, während an seinem 'Bruder Hitler' dieses und jenes Wahre ist. In seinen Sympathien und Antipathien unterschied er sich oft nicht von denen, die ihn ausbürgerten. Es gibt einen latenten Antisemitismus bei ihm (nach dem Schema: meine Juden sind gute Juden, aber die andern Juden sind schlechte Juden), es gibt Aversionen gegen die Rolle der Juden in Literatur und Justiz, die er sich dadurch annehmbar macht, daß er in einigen Juden Wegbereiter der antiliberalen Wendung sieht. Mit den dezidierten Linken hatte er schon vor 1933 wenig gemein, danach nicht viel mehr. Ihre Politik, ihre Hoffnungen waren nicht die seinen. Gemeinsames, das sich nicht in Bewunderung für seine 'Inkommensurabilität' ausdrückte, schätzte er nicht, der geborene primus inter impares.

Eben weil er sich als primus fühlte, war ihm der Gedanke unerträglich, mit anderen Emigranten in einen Topf geworfen zu werden. Da sind seine Meinungen von unmenschlicher Härte. Joseph Roth etwa, das ist für ihn 'alkoholisches Emigrantentum', und zu Theodor Lessing, den die Nazis in Karlsbad ermordet hatten, fällt ihm der Satz ein: 'Mir graust vor einem solchen Ende, nicht weil es das Ende, sondern weil es so elend ist und einem Lessing anstehen mag, aber nicht mir.' Wie widerwärtig ihm Lessing war, das wußte man schon länger, etwa aus dem 'Leiden an Deutschland'.

'Leiden an Deutschland', das sind 1946 veröffentlichte Auszüge aus den Tagebüchern von 1933/34, kein Wunder also, daß dem Leser manches bekannt vorkommt -und dann doch wieder nicht. Vergleicht man das originäre Tagebuch mit der eigenhändigen Bearbeitung, fallen weniger Milderungen hier und Verschärfungen dort auf, als vielmehr ganze Passagen, die erst aus dem Jahre 1946 stammen können, in der Regel längere Auslassungen über deutsche Geschichte, deutschen Charakter, deutsche Kultur, und da wird man sich erinnern, daß Thomas Mann damals am 'Doktor Faustus' arbeitete, in den Tagebucherinnerungen ebenso eingeflossen sind wie eben Gedanken aus der Faustus-Zeit in das 'Leiden an Deutschland'. Der Herausgeber, Peter de Mendelssohn, der geduldig und meist zuverlässig 165 Seiten Kommentar zu den Tagebüchern beigesteuert hat, sagt darüber nichts. Das wäre der Rede nicht wert, wenn sich beim Vergleich von Tagebuch und 'Leiden'

nicht herausstellte, daß der Textherstellung weniger zu trauen ist, als wünschenswert wäre. Man kann wohl davon ausgehen, daß Thomas Mann seine eigene Handschrift lesen konnte, auch wenn möglich wäre, daß er beim Diktieren einiges verändert hat. Überall dort aber, wo der Text im 'Leiden' sowohl den üblichen Wortgebrauch Thomas Manns als auch die größere Stimmigkeit zeigt, dürfte der Herausgeber, dürfte auch seine Helferin, das Fräulein Yvonne Schmidlin, sich verlesen haben. Wie oft? Wie entscheidend?

Es ist ein Unterschied, ob von (Günther) Gereke, einem Agrarfachmann aus der Weimarer Zeit, gesprochen wird oder von bloßem 'Gerede'. Die 'Austreibung des mittelländisch (d. h. mediterran humanen Geistes' ist etwas anderes als ein 'mittelständisch humaner' Geist, während wieder der 'Mittelstandscharakter seiner (Hitlers) Anbeter' nicht der seiner Anbetung und die 'deutsche Kultur-Quertreiberei' mit 'Kultur-Quatscherei' nicht gleichzusetzen ist. Auch ist der 'niedere Klerus' nicht unbedingt ein ´biederer Klerus‘, 'nationale' Feindschaft keine 'rationale' Feindschaft. Gut, das sind Hypothesen, aber man muß befürchten, daß die Philologen sich der Ausgabe werden annehmen müssen, eine Arbeit, die wenig lohnend und überflüssig ist. Es wäre besser gewesen, der Verlag hätte eine gehörige Portion des Honorars von vornherein für eine exakte Kontrolle ausgesetzt, dann wüßte, wer diese Tagebücher lesen will, daß, was er liest, auch das ist, was Thomas Mann notiert hat.

Thomas Mann, Tagebücher, S. Fischer, DM 58,00

Literatur-Konkret Frühjahr 1978, S. 49

Angelika Mechtel

Die Summe täglicher Erfahrungen nicht nur in der DDR

Rezension

Guten Morgen, du Schöne!
Steig auf den Apfelschimmel und reite Galopp.
Ich warte auf dich im Wald.

Drei Zeilen aus einem Zigeunerlied, zärtlich, faszinierend und fordernd; doch die letzten vier Zeilen dieses Liedes jagen mir wieder jenen Schrecken ein, den ich nicht loswerde, so lange ich denke, daß einer Besitz von mir ergreifen könnte:

Kommst du nicht,
ziehe ich das Messer aus dem Brot,
wische die Krumen vom Messer
und treffe dich mitten ins Herz.

Ein Lied von der ungebrochenen Männlichkeit hat also für den Titel eines Buches Pate gestanden, das siebzehn Frauen sich selbst darstellen läßt. Eine Selbstdarstellung, die gerade auf die letzten vier Zeilen des Liedes Antwort gibt, weil sich keine der Frauen mehr in Besitz nehmen lassen will, sondern selbst Besitz ergriffen hat von sich und von ihrem Leben.

Maxie Wandar, Gesprächspartnerin der Frauen und Herausgeberin der Protokolle, lebte und arbeitete, 1933 in Wien geboren, seit 1958 in der DDR, war als Journalistin tätig, schrieb Kurzgeschichten und starb im November 1977 in Kleinmachnow/DDR an Krebs.

Für »Guten Morgen, du Schöne« hat sie Frauen in der DDR befragt, läßt Frauen aller Altersstufen und aus den verschiedensten Berufen über ihre Interessen und Probleme sprechen, über ihre Schwierigkeiten, Selbstbewußtsein zu entwickeln, beruflich voranzukommen, sich aus weiblichen Rollenklischees zu lösen, über ihr Verhältnis zum Mann, zur Erotik und zur Sexualität, über Wege, zu sich selbst und in eine noch immer männlich orientierte Umwelt zu finden. Auch in der DDR, die uns auf dem Weg zur Verwirklichung der Gleichberechtigung um einiges voraus ist, sieht sich die Frau immer noch mit männlicher Dominanz konfrontiert: im Berufsleben halten überwiegend Männer die führenden Positionen - im Haushalt sind es die Frauen, die 80% der Hausarbeit erledigen. Das klingt vertraut.

Vertraut ist dann auch vieles von dem, was jede der siebzehn Frauen von sich selbst und der Auseinandersetzung mit ihrem Leben erzählt. Keine kann eine aufsehenerregende Biografie vorweisen, keine will aufsehenerregendes Schicksal darstellen; aber exemplarisch ist jede einzelne, auch - wenn ihr Lebensweg noch so austauschbar scheint -mit jedem anderen Lebensweg - oder gerade deshalb?

»Ich halte jedes Leben für hinreichend interessant, um anderen mitgeteilt zu werden, « hat Maxie Wandar zu diesem Buch gesagt, und ihre Protokolle bestätigen noch mehr: nämlich eine Lebensintensität, die ich nicht besser beschreiben kann, als Christa Wolf es in ihrem Vorwort tut: »Dies ist ein Buch,« schreibt sie, »dem sich ein jeder selbst hinzufügt. Beim Lesen schon beginnt die Selbstbefragung. In den Nächten danach entwerfen viele Leserinnen, da bin ich sicher (nicht so sicher bin ich mir bei Lesern), insgeheim ihr Selbstprotokoll - inständige Monologe, die niemand aufzeichnen wird. Ermutigt durch die Unerschrockenheit der andern, mögen viele Frauen wünschen, es wäre jemand bei ihnen, der zuhören wollte: wie Maxie Wandar ihren Gesprächspartnerinnen.«

Beim Lesen sich selbst zu befragen und nach der Lektüre mit geschlossenen Augen, sozusagen im Dunkeln ein Selbstprotokoll zu entwerfen (ich habe mich dem auch nicht entziehen können), das beruht ganz bestimmt auf der Unmittelbarkeit jedes einzelnen Protokolls, auf seiner Subjektivität, die die eigene Subjektivität herausfordert.

Da finden sich Parallelen zum eigenen oder zum Leben einer anderen (das man zu kennen glaubt), wenn z. B. Katja P., 34, Ärztin, sagt: »Ich habe härter gearbeitet als ein Mann, um mich durchzusetzen.« oder Erika D., 41, Dramaturgie-Assistentin: »Aber ich weiß nicht, was das ist, eine emanzipierte Frau. Wir haben uns den 'Faust` angesehen und entdeckt, daß die Gretchen – Geschichte uns nicht mehr berührt. Vielleicht ist das Emanzipation, daß Dinge, die früher zu

Katastrophen führten, heute kein Problem mehr sind.« oder Gabi, 16, die auf die Frage nach Glück antwortet: »Als ich von meiner Mutter das Tonbandgerät bekommen hab.« oder Doris L., 30, Unterstufenlehrerin: »Was Glück für mich bedeutet, kann ich nicht so sagen. Ich weiß nur, daß ich nicht unglücklich bin.«

Andere Parallelen finden sich im Konsumverhalten, in den Anforderungen, die an das Äußere einer Frau gestellt werden, in der Doppelbelastung, im Schulstreß und auch im Überdruß an der funktionierenden Gesellschaftsordnung, die sich etabliert hat: »... Und die gleiche Sache haben wir auch, den Sozialismus, aber den haben wir ohne Konflikte bekommen. Dafür kämpfen, wozu? Das haben die anderen schon für uns erledigt.« (Gudrun R., 18, Oberschülerin).

Aber diese Parallelen allein sind es nicht, die dieses Buch so faszinierend machen - obwohl sie ausreichen würden, weil so viel Gemeinsames an der Individualität, des eigenen Geschicks tröstlich zweifeln läßt -, als faszinierend empfinde ich die Selbstverständlichkeit, mit der diese Frauen in der DDR ein Selbstwertgefühl äußern, das wir in dieser Ausschließlichkeit noch nicht erreicht haben: »Ich bin Sekretärin, schön und gut, aber ich bin auch ich, ich bin Rosa R. Daß in mir noch eine Menge drin ist, das ich nicht ausschöpfen kann, das spüre ich und das macht mir Mut zum Weitermachen.« oder: »Im Sex drücke ich meine ganze Persönlichkeit aus, viel direkter als sonstwo, ja? Ich bin keine Sexmaschine, ich bin eine Frau.«, äußert eine 34jährige. Die Ärztin Katja P. dokumentiert ihr Selbstbewußtsein noch absoluter: »Er ist mir gleichberechtigt, weil ich ohne ihn ja auch leben könnte.«

Es gibt in der DDR keine Frauenbewegung, wie wir sie kennen. Sie ist vielleicht, auch nicht notwendig (das Bewußtsein der Solidarität eines Staatsgefüges, kann ich mir vorstellen, fördert auch das Bewußtsein einer Solidarität der Geschlechter, ganz abgesehen von der ökonomischen Notwendigkeit der Gleichstellung der Arbeitskraft von Mann und Frau), trotzdem, scheint es, sind sie uns in einem wichtigen Schritt weit voraus. Während wir uns noch bemühen, Institutionen zu bewegen, neue Positionen zu gewinnen, also, unseren Stellenwert in der Gesellschaft zu verändern, kollektive Forderungen für unser Geschlecht zu stellen, beginnen die Frauen in der DDR individuell nach sich selbst zu fragen - Christa Wolf: »Was sie erreicht haben und selbstverständlich nutzen, reicht ihnen rächt mehr aus. Nicht mehr, was sie haben, fragen sie zuerst, sondern: wer sie sind.«

Es wäre aber falsch, diese Dokumentation der Maxie Wandar nun lediglich als Lehrbuch für die Frauenbewegung in der Bundesrepublik zu begreifen - das kann u. a. auch sein, das allein ist sie jedoch nicht. »Guten Morgen, du Schöne« dokumentiert die Vielfalt der Möglichkeiten, sich nicht nur als menschliches Wesen weiblichen Geschlechts, sondern vor allem und zuerst als Individuum zu begreifen; »Guten Morgen, du Schöne ...« dokumentiert zugleich, daß die Summe täglicher Erfahrungen über die Alltäglichkeiten hinausweist, weil sie das eine Individuum mit dem anderen verbindet.

Maxie Wandars Buch könnte, gäbe es eine Bewertungsliste der Bücher über Frauen, ganz oben plaziert werden, könnte so manchem mit literarischen Anliegen geschriebenem Roman zu diesem Thema den Rang ablaufen.

Eines Morgens, stelle ich mir vor, werde ich nach einer dieser *Nächte inständiger Monologe* vor den Spiegel treten und mein schwesterliches Spiegelbild begrüßen: »Guten Morgen, du Schöne! Steig auf dem Apfelschimmel und reite Galopp.« Dabei werde ich überhaupt nicht daran denken, daß es ein menschliches Wesen männlichen Geschlechts war, das dieses Lied einmal für uns entworfen hat, weil ich mir meiner selbst sicher geworden bin, den Schrecken nicht mehr brauche und begriffen habe, daß es nicht utopisch ist, die gewaltlose Gleichheit der Geschlechter im Sinn zu haben.

Maxie Wander, »Guten Morgen, du Schöne«, Luchterhand, DM 22,00

Literatur-Konkret Frühjahr 1978, S. 50

Hermann L. Gremliza

Die Fußballspieler als Repräsentanten der Arbeiterklasse

Rezensionen

Die Richtung der Jungsozialisten, die in unseren Medien mit dem Kürzel »Stamokap« belegt wird, hat im letzten Jahr zwei schwere Rückschläge erlitten. Erst wurde, im Frühjahr, ihr Genosse Benneter aus der SPD ausgeschlossen. Und dann rutschte der FC St. Pauli auf den aussichtslosen letzten Platz der Fußball-Bundesliga. Vielleicht erfahren es die Paulianer erst jetzt: Der Kern der Hamburger Stamokap-Gruppe ist ihr treuester Fan-Club.

Als ob die Theorie vom staatsmonopolistischen Kapitalismus was mit der Kickerei eines Abstiegskandidaten der Bundesliga zu tun hätte! Keine Angst, sie hat. Neben dem bürgerlichen Monopolverein HSV, gemanagt von Typen wie dem ehemaligen Springer-Angestellten Peter Krohn, aufgepäppelt mit Millionen-Einkäufen im In- und Ausland, gilt der FC St. Pauli als Verein der Unterprivilegierten, der einfachen Leute, kurzum als Arbeitersportverein - auch wenn er das so nicht mehr ist. Zu den Verdammten dieser Profi-Liga gehört er doch, und also hat er Anspruch auf den linken Zuruf: Wacht auf!

Ähnliches ist in München zu beobachten, bei den 1860ern, deren Unterschicht-Fans in ihrer Verzweiflung Schaufensterscheiben einschlagen und RAF-Parolen brüllen, ohne Rücksicht darauf, daß ein feister CSU – Abgeordneter Vereinspräsident ist.

Ein Thema für Millionen (Menschen), das unsere Publizistik nur als Thema für Millionen (Mark) abhandelt. Und selbst unsere bürgerlich-progressiven Buchverlage haben es bislang *links* liegengelassen. Es war auch aus diesem Grund unabweisbar, den Autoren-Verlag Syndikat zu gründen, damit er dieses Buch veröffentliche: Rolf Lindner/Heinrich Th. Breuer »Sind doch nicht alle Beckenbauers. Zur Sozialgeschichte des Fußballs im Ruhrgebiet«.

Breuer (Lieblingsspieler Abramczik) und Lindner (Lieblingsspieler »Ente« Lippens), aufgewachsen in Bottrop, haben ihre Sache deshalb so gut gemacht, weil sie wirklich ihre Sache ist. Sie kennen »die Wiese hinter den Zechenhäusern«, über die sie mit Rüdiger Abramcziks Vater reden, sie wissen, wer »die Fußballspieler als Repräsentanten der Arbeiterklasse« waren (und sind).

Sie erzählen die Geschichte des Fußballs, wie sie

- auf Deutsch noch nicht erzählt wurde: Wie die nach der Jahrhundertwende gegründeten Arbeitervereine -darunter der FC Schalke 04 - abschätzig »wilde Vereine« genannt wurden, weil sie »unordentlich, im Amtsdeutsch nicht ordentlich mit Vorstand, Satzung und Spielordnung versehen, kurz: nicht bürgerlich waren. Gerade in der Anfangszeit des DFB galt jeder Arbeiterverein, der sich dem DFB anschließen wollte, jedoch nicht über einen Bürgen aus den Reihen der (Klein) Bourgeoisie (kirchlicher Würdenträger, Werkmeister, Betriebsführer) verfügte, per se als nicht ordnungsgemäß.« «

Der Arbeiterverein Schalke 04 wurde noch 1925, als er schon führender Gelsenkirchner Fußballverein war, in einem Artikel zum 25jährigen DFB-Jubliläum über »30 Jahre Gelsenkirchner Fußball« einfach totgeschwiegen. Die kleinbürgerliche Konkurrenz hatte das Chronisten-Monopol. »Erst 1928, nach dem Gewinn der Westdeutschen Fußballmeisterschaft, änderte der Vorstand den Namen des Vereins auf Wunsch der Stadtverwaltung in »FC Gelsenkirchen – Schalke«. Der 'fragwürdige' Verein wird zum städtischen Repräsentanten.«

Damals waren die Schalker Knappen tatsächlich noch Knappen, die Glücks – Kampfbahn war im Wortsinn genau dies. Heute sind beides nur noch Klischees im Munde der Sportshow-Conferenciers Huberty und Cons., die zum Fußball so viel Liebe (und von ihm so viel Verstand) haben wie ein Börsenspekulant zum (und vom) Malochen.

Heute? Da gibt es einen italienischen Fußball-Profi namens Paolo Sollier, der reckt die linke Faust hoch und wettet mit seinem Vereinspräsidenten: Für jedes Tor zwei Abonnements des »Quotidiano dei Lavoratori«, der Zeitschrift seiner linken Sekte. (Eben wie Paul Breitner die Peking – Rundschau liest.) Mit Arbeitersport hat es nichts zu tun, Fußball ist Geschäft, Schnaps bleibt Schnaps. Solliers autobiografischer Roman »Ein Portrait des Fußballspielers als junger Mann« (Rowohlt) ist auch ein Geschäft, nämlich in Italien, wo man - wie der Erfolg von »Schweine mit Flügeln« zeigt -derzeit von der Kombination: links plus ficken, Arschloch, Scheiße, Pisse, Möse gut leben kann. Ob Solliers Ausbruch subjektiv ehrlich ist oder nicht, weiß ich nicht. Ich will's auch nicht wissen.

Sollier über Autogramme: »Ein Autogramm ist ein Schwindel, eine Dummheit, die nichts kostet und mit einer Eroberung oder einem Zeichen der Zugehörigkeit verwechselt wird ... Da ist es wieder, das alte Lied! Berühmt = wichtig = den will ich mal anfassen. Und wenn die Großen sich für die Kleinen stark machen? Verflucht nochmal, nein! Sonst werden sie gleich daran gewöhnt...«

Bei Lindner/Breuer erzählt der Sodinger Fußballer Leo Konopczinkski: »Da war z. B. das Autogrammgehen. Das waren ja meistens Kinder. Da gab es keine Stunden für, die hat man gegeben wie es gerade kam, mein Gott, um denen einen Gefallen zu tun oder einfach aus Verpflichtung. Heutzutage, ich habs gesehen im Fernsehen, wenn die in den Bus steigen, da kommen die kleinen Kinder, die stolz wären, von irgendeinem ein Autogramm zu kriegen, und der marschiert da durch, daß die Kinder fast auf die Seite fliegen, nicht wahr. Das war bei uns nicht drin ... wir waren einfach zu nah mit dem Zuschauer ...«

Der italienische Kick- und Fick-Revoluzzer hat unheimlich recht. Und ich wird mir gelegentlich ein Autogramm von »Konop« besorgen.

PS.: Es ist bald Weltmeisterschaft in Argentinien, Helmut Schön hat gesagt, von Diktatur sei dort keine Spur, Udo Jürgens hat dazu einen Hit verbrochen - da maß wohl der Verlag Benzinger gemeint haben, sein Autor Walther Kauer könnte mit einem Fußballroman (»Abseitsfalle«) ganz groß rauskommen. Als ich am Fuße der ersten Seite auf den Satz stieß: »Jedenfalls hatte Jörg das Gefühl, Blei im Arsch zu haben«, wußte ich, welche Mühe sich hier einer gemacht hat und so habe ich mir dieselbe erspart.

Rolf Lindner und Heinrich Th. Breuer, »Sind doch nicht alles Beckenbauers, Syndikat, DM 12,00

Paolo Sollier, Ein Porträt des Fußballspielers als junger Mann, Rowohlt, DM 12,80

Walter Kauer, Abseitsfalle, Benziger, DM 6,80

Literatur-Konkret Frühjahr 1978, S. 51

Lottemie Doormann

Die unwirkliche Wirklichkeit unwirklich werden lassen

Rezension

I.

Vater, Mutter und Kind. Der Vater ein »Pferd«, die Mutter »Ameise«, das Kind ein Mädchen. Vater und Mutter fügen sich wie Automaten in die qua Geschlecht bestimmte Verteilung von Macht (Pferd) und Ohnmacht (Ameise). Und betreiben so, allein mittels ihrer Existenz, an der Tochter von allem Anfang an das Geschäft der Abrichtung, die Reproduktion der Verhältnisse, die Enteignung ihrer Psyche und ihres Körpers, die Formierung eines Menschen zur »Frau«.

Schon um der rücksichtslosen Beschreibung dieser informellen »erzieherischen« Vorgänge willen ist der Roman Jutta Heinrichs geradezu ein Glücksfall für die Frauenbewegung. Was Simone de Beauvoir schon vor 25 Jahren behauptete: »Man kommt nicht als Frau zur Welt, sondern wird dazu gemacht« und Ursula Scheu kürzlich wissenschaftlich nachzuweisen versuchte, gelingt Jutta Heinrichs, aus der subjektiven Sicht eines Mädchens direkt in Szene zu setzen. Die literarische Dimension der Autorin fördert zutage, daß das Ausmaß an diffuser, ständig gegenwärtiger Unterdrückung und Verbiegung weit mehr umfaßt, als wissenschaftlich je dingfest gemacht werden könnte.

»Allein die Heimlichkeit, welche mich vom Flur her überwältigte, gab mir das Gefühl, nun wäre der Zeitpunkt gekommen, da ich verpackt werden sollte, abgerichtet und dann feilgeboten.«

Das Mädchen, namenlos gefangen in einer vom Geschlechtlichen durch und durch geprägten »Treibhaus«-Atmosphäre, einem perversen »Schlüssellochsystem«, verfällt der Vorstellung, seiner permanenten menschlichen Reduktion nur entkommen zu können, indem es alles, was mit Sexualität in Verbindung steht, in sich und um sich herum zerstört.

»Mich packt eine unbändige Wut, daß sie, meine Mutter, mir keine andere Möglichkeit gab, als das zu werden, was sie war und so stahl ich mir das Herrische vom Vater, um sie dafür zu bestrafen.«

Doch gleichermaßen abgestoßen von dem Geschlecht ihres Vaters, reicht der Ekel des Mädchens weiter.

»Ich ordnete lange mein Kleid, das im Sitzen die Formen noch gewaltiger nachzeichnete, und mir war, als ragte mein Kopf über eine Brüstung, jeder Atemzug schien dazu bestimmt, im Mund eines anderen zu enden. Gewaltsam aufgestöbert und gekennzeichnet durch die Art meines Geschlechts hatte ich nur den einen Wunsch, kein Geschlecht zu besitzen. «

Was nun geschieht, ist von unerhörter Provokation. Die Autorin wagt es, die von Gewalt bestimmte Entwicklung ihrer Figur radikal weiterzudenken; denn »was schwach gemacht wird«, sagt Jutta Heinrich, »kann zwangsläufig nicht edelmütig und lieb werden, so wie die Frau im allgemeinen gern gesehen wird«. Noch in jener lächerlichen Hülle aus Falten und Rüschen und zum erstenmal umlagert von den Spielgefährten ihrer Kindheit, entdeckt das Mädchen »das unberührbare Geschlecht der Gedanken«, »und ich glaubte zu wissen«, heißt es, »daß mir nichts mehr widerfahren könnte«. Von nun an beginnt sie, ihre Verletzungen nach außen zu wenden.

»Durch das Kleid stieg eine kalte Bosheit in mir auf und ich wünschte mir plötzlich, jemand möge ertrinken.«

In ihrem »geschlechtlichen Niemandsland« der Gedanken entwirft sie entschlossene Rachefeldzüge, die sie umgehend zu verwirklichen trachtet. Unbändige Vernichtungsphantasien ausbrütend, setzt sie diese mehr und mehr, in der Dosis sich steigernd, in ihre Lebenswirklichkeit um.

Allmählich breitet sich von Szene zu Szene, immer alptraumartiger, eine wuchernde Panik aus, die wie eine ansteckende Krankheit sämtliche Erscheinungsformen des Lebens in ihren Bann zieht und Menschen, ihren Städten und Behausungen, Tieren, der Natur den Stempel unaufhaltsamen Sterbens aufdrückt. Getrieben von der wahnwitzigen Hoffnung, in der bewußt inszenierten Zuspitzung des Unerträglichen möge die Erlösung von dem Übel liegen, könnten die Menschen gezwungen werden, ihr anerzogenes Herrschafts- und Unterwerfungsgebaren zu erkennen - und aufzugeben, geht das Mädchen seinen vernichtenden Weg der Auflehnung bis ans Ende.

»... meine und ihre Trostlosigkeit beflügelten mich in dem Wunsch, ihnen allen den Rest zu geben, das Gespenstische ihrer Lage auf den Höhepunkt zu treiben.

»Ich fühlte mich mitten in den Kreisel der Ansteckung eindringen und beschloß, die Dinge ringsum allmählich zu zerstören, bis ich den Kern treffen würde. «

Und die Abbilder der Widerwärtigkeit sind von so atemberaubender Dichte und durchgehaltener Spannung, daß sich die Umsetzung in das Medium des Films dem Leser geradezu aufdrängt.

Bis schließlich der Knoten platzt. Entsetzliche Leere, Trauer, Verlassenheit anstelle des aalten Leidens«. Erwachsenwerden, »mitten im Leben mit gesteigerten Geburtsschmerzen auf die Welt kommen«. Und die qualvolle Erkenntnis,

»... daß ich von meinen Eltern weiter nichts zu wissen brauchte, weil ich durch sie sie geworden und daß es nichts zusagen gäbe, weil von uns Dreien jeder an jedem Wort des Anderen und gegen jedes Wort gewachsen war.«

Der Tod des Vaters. Sein Grab. Noch einmal bricht, zusammengerafft wie in einem Kaleidoskop, der Traum von der »Stadt der Pferde« in die neue ernüchterte Wirklichkeit ein.

»Aus der Küche trafen mich jetzt die Ermahnungen von Mutter, mit einem Ton, der mir an Vaters Ungehaltenheit die Schuld gab, sie rief: 'Um Gottes Willen, geht endlich, Vater hat eine Freude für Dich, er will Dir die Stadt der Pferde zeigen!'«

Zum Schluß der sanfte schmerzhafte Brief an die Mutter. Danach kann vieles kommen, der Leser wird in seine eigene Phantasie entlassen.

II.

Jutta Heinrichs war 31 Jahre alt, als sie den Versuch wagte, »einer stereotypen Vorstellung zu widersprechen, derzufolge Frauen eine Kreativität, die herausfordernde Erfindungen schafft, eine geschlossene 'Kunstwelt` produziert, abgesprochen wird«. Sie löste sich aus allen bisherigen beruflichen Tätigkeiten und schrieb, ganz auf sich zurückgezogen, am »Geschlecht der Gedanken« ein dreiviertel Jahr, Tag und Nacht. Gezwungen allerdings, ein paarmal zu unterbrechen, »auf Messen, in Großmärkten, Kaufhäusern und auf Zeltplätzen alles Mögliche zu verkaufen«, erzählt Jutta, »um mich zu ernähren«.

1971 war die »herausfordende Erfindung« fertiggestellt. Sie bot das Buch einigen Verlagen an, erntete durchweg positive Kritiken, teilweise sogar Euphorie, es fehlte nicht einmal an Empfehlungen renommierter Kollegen. Aber schließlich immer dieselbe Antwort: bedauerlicherweise gäbe es für das Buch keine Käuferschicht. Und häufig der Vorbehalt: eine *solche* Phantasie bei einer Frau! Wenn sie wenigstens bereit wäre, für eine Veröffentlichung ihren Namen zu vermännlichen. Die Bombe blieb in der Schublade.

Als ich sie 7 Jahre später bei einer Autorenlesung kennenlernte, war die Situation inzwischen gründlich verändert, das Buch unter Dach und Fach. Die Frauenbewegung hat vor den Verlagen nicht halt gemacht, auch in diesem Metier haben Frauen begonnen, ihre Sache selbst in die Hand zu nehmen. Nach Jahren der Niedergeschlagenheit machte die Hamburger Literatur – Frauengruppe im Schriftstellerverband der Schriftstellerin Jutta Heinrich neuen Mut, besonders Margot Schroeder (»Ich stehe meine Frau«) half ihr weiter.

Bei dieser ersten Begegnung machte Jutta Heinrich auf mich den Eindruck einer selbstbewußten, tüchtigen Geschäftsfrau, direkt, zupackend, ohne Schnörkel. Niemals hätte ich ihr einen solchen Stoff zugetraut. Und wenn sie betont, daß es sich bei ihrem Buch nicht um die Verarbeitung der eigenen Biographie handelt, so kann ich mir doch nicht vorstellen, daß nichts aus ihrem Leben in den Roman eingeflossen ist.

»Natürlich sind Haltungen von mir drin«, stimmt Jutta zu. »Die Kraft, der Horror vor Enge innen und außen, es ist aber sicher nicht sehr viel mehr als ein inneres Röntgenbild. Aber die Art der Wahrnehmungen, das bin ich. Und fremd sind mir natürlich -nicht die unterirdischen Ängste, die viel mit der weiblichen Erziehung und dem weiblichen Leben zu tun haben.«

Obwohl aus tiefer weiblicher Betroffenheit und Verletzung heraus geschrieben -»auch ich trage ähnliche psychische Schreck-Narben«, sagt Jutta Heinrich von sich - trägt dieser Roman trotz seiner provozierenden Radikalität keime »feministischen« Züge. Denn er ergreift keine Partei für ein Geschlecht. Er richtet sich 'vielmehr gegen die erbärmliche Zurichtung des Menschen nach Geschlecht, weitergereicht von zerstörten Müttern und Vätern an ihre Kinder in einem zerstörerischen Umfeld, wobei fast physisch spürbar wird, wie Mädchen in besonderer Weise Gewalt angetan wird, bis sie fast sämtlicher Selbstverständlichkeiten beraubt sind.

In diesem Abbild einer menschlichen Schreckensgestalt ist auch der Mann Opfer, sein Gebaren verunstaltet und unwürdig, tot sind die Augen des Vaters, das Geheimnis seiner Macht bleibt verborgen. Die Autorin verweigert sich auch einer alle Frauen verbindenden Solidarität. Die Ich-Figur ist sehr einsam, wütend bekämpft sie die Frauen mit »Wasser-Seelen«, welche ihre Unterwerfung und Erniedrigung angenommen haben, wütet gegen die Frauen, die zu Gefängniswärterinnen ihrer selbst wurden. Und die Botschaft ist auch die, daß Verweigerung und Aufstand einer einzelnen Frau zwangsläufig abgewürgt werden, sich folgenlos verbrauchen, vielleicht zurückkippen ins Alte - solange sich die anderen um sie herum und ihre Lebensbedingungen nicht ändern.

Irmtraut Morgner hat kürzlich in einem Gespräch gesagt: »Gesellschaftsordnungen, die vom Krieg geprägt sind, müssen auch dem Intimsten dieses Vom-Krieg-Geprägt – Sein aufdrücken. Der Geschlechterkrieg ist eine Widerspiegelung der allgemeinen Kriegssituation. Friede auch in den intimen Beziehungen ist nur zu erreichen, wenn eine Gesellschaftsordnung weltweit wird, für die Krieg nicht Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln ist.«

Gewiß provoziert dieser Frauen-Roman vielschichtige Assoziationen und Fragestellungen. Dies mag die »Frauenoffensive« dazu bewogen haben, der Autorin eine interpretatorische Einleitung anzuraten, als spräche das Buch nicht in viel beredterer Sprache für sich selbst. Desgleichen, zum Ende hin, einige Wendungen ins' mögliche Positive, obwohl die Autorin »subversiv« genug gearbeitet hat, von den unheilbaren Vernarbungen nicht zu lassen.

Denn Jutta Heinrichs Thema ist es nicht, »einen Weg aufzuzeigen, wie alle diese Fesseln abgeworfen werden können, aber immerhin zeigt mein Buch die Rebellion einer einzelnen heranwachsenden weiblichen Person.« Eine absurde Rebellion, so absurd wie der Zustand der Verhältnisse, der sie hervorgebracht hat.

Wenn die Autorin auch »keine verbindlichen Hinweise geben kann, wie Veränderung machbar ist«, so hat sie doch »die Frage nach der Auswirkung des Inhaltes von Zeit zu Zeit immer wieder und immer anders beschäftigt«. Mehrere gründliche Überarbeitungen waren die Folge. Welche Rolle spielt für Jutta Heinrich die Phantasie im Emanzipationskampf der Frauen? »Für mich ist ungebrochene Phantasie ein Widerstandsnest von ungeheurer Kraft«, sagt Jutta. »Ich habe einmal in mein Tagebuch geschrieben: Die Phantasie ist für mich die einzige Möglichkeit, die unwirkliche Wirklichkeit unwirklich werden zu lassen.«

Ist ihr Buch mißbrauchbar? Eher glaube ich, daß es ein. Buch ist, das Staunen und Faszination von jener Sorte hervorruft, welche die unterschiedlichen Frauen-Fraktionen eint.

Jutta Heinrich, Das Geschlecht der Gedanken, Verlag Frauenoffensive, DM 10,00

Literatur-Konkret Frühjahr 1978, S. 52

Pawel Klinger

Mord an Christus und Reich

Rezension

Dieses Buch ist das letzte Aufbäumen eines müden Mannes. Es ist genial und peinlich, unerträglich und faszinierend.

Wilhelm Reich hat den 'Christusmord` im Sommer 1951 geschrieben; es ist das letzte bekannt gewordene Buch dieses Psychoanalytikers, der für viele Schüler und Studenten in den späten 60er Jahren eine Bedeutung gewinnen sollte, die größer war als die von Karl Marx. Reichs Theorien sind auch heute noch umstritten, werden häufig ignoriert. Seine 'Massenpsychologie' des Faschismus` z. B. zählt für mich zu den wesentlichen Werken über eine Erscheinung, die auch von vielen fortschrittlichen Menschen fälschlich und illusionistisch auf die angewandte Herrschaft des Kapitals reduziert wird. Im Christusmord schreibt Reich dazu: »Niemals sind es die Herrscher, die das Volk beherrschen, sondern immer ist es das Volk selbst, das die Herrscher zwingt, über es zu herrschen« und: »Nur die widerlichen Freiheitskämpfer (gemeint sind die Kommunisten, P. K.) verherrlichen die Massen.« Welche Verkürzung und Dummheit (mit einem wahren Kern!). Was war passiert?

Seit den 20er Jahren hatte Wilhelm Reich versucht, Marxismus und Psychoanalyse miteinander zu verbinden. Neben seiner wissenschaftlichen Arbeit widmete er sich in Wien und später Berlin der Betreuung moralgeschädigter Jugendlicher, Proletarier. Er entdeckte die *Charakterstruktur* und führte die *funktionale* Betrachtungsweise in die Psychologie ein. Dann jedoch, 1933, wurde er seiner *Massenpsychologie* wegen aus der Kommunistischen Partei, ein Jahr danach aus der Organisation der Psychoanalytiker ausgeschlossen. Verbittert zog er sich aus der Politik zurück. Im norwegischen Exil und später in den USA gelangen ihm sensationelle Entdeckungen in der *Sexualökonomie, so z.* B. einer bis dahin unbekannten Energie, von Reich *Orgon* genannt. Doch enttäuscht von den 'unbelehrbaren Massen' kapselte er sich immer mehr in seinem Laboratorium ab, umgeben nur von ein paar Freunden, Jüngern. 1956 werden seine Bücher in den USA beschlagnahmt und verbrannt, Reich selbst zu zwei Jahren Haft verurteilt. Er stirbt 1957 in einem Zuchthaus des US-Bundesstaates Maine.

In dem Buch 'Der Christusmord', den Kindern der Zukunft gewidmet, fragt Reich, warum der frei geborene Mensch als Sklave durch das Leben gehe, warum er zwanghaft das Lebendige, Freie (= Christus) morden müsse. Die Frage ist rhetorisch, Reich kennt längst die Antwort: Christus mußte und muß immer wieder ermordet werden, weil er unerträglich ist für den pestilenten Menschen. Die emotionale Pest, hervorgerufen in der mittleren Charakterschicht des Menschen (dem Freudschen Unterbewußten), »tötet, verleumdet, klatscht, mordet offen und heimlich, verursacht Kriege, diffamiert, verstümmelt Kinder, verdreht große religiöse Ideen, fickt, furzt, klaut, betrügt, stürzt sich gierig auf die Früchte der Arbeit anderer, lügt, ersticht von hinten, beschmutzt alles Klare und Saubere, zieht jeden guten Gedanken in den Dreck; sie eignet sich jeden einzelnen Versuch, die Lage der Menschheit zu verbessern, an und zerstört ihn; sie zieht plündernd und geißelnd über das Land, macht aus freien Menschen Sklaven und bringt sie zum Schweigen, damit sie sich nicht beklagen können; sie macht Gesetze zum Schutz ihrer eigenen Existenz und ihrer Missetaten .«

Hatte Reich bis in die 30er Jahre geglaubt, der Marxismus könne den Menschen von seiner Erstarrtheit, seinem Panzer (wir würden sagen: gesellschaftlichen Deformierungen) befreien, so meinte er nach seinem Bruch mit der Partei auch in den Kommunisten nur Erstarrte, Gepanzerte erkennen zu können, Er spricht nur mehr von den 'roten Faschisten' und verdammt sie sprachgewaltig: »...die Kommunisten, die sich für die wahren Weltgestalter halten, werden sich eines Tages als zertrampelter Dreckfladen unter dem Fuß eines Elefanten wiederfinden.« Denn: »Kann man sich Molotov oder Makenlow in der Morgensonne eines Frühlingstages auf einer Wiese vorstellen, wie sie das äsende Wild beobachten? Völlig unmöglich! « Nur neue, nicht pestilente Führer können die Menschheit befreien von dieser Geißel der Pest: Christus, Reich ...

Man müßte über dieses Buch verschämt schweigen, fänden sich nicht auch in ihm faszinierende Hinweise (zur Entstehung der Ethik z. B.), Interpretationen (Christusverehrung) und Erklärungen. Nur Kenner des gesamten Reichsehen Werkes werden diesem Vermächtnis eines wahnsinnig gewordenen Genies noch etwas abgewinnen können, anderen versperrt es nur den Zugang zu Reich.

Wilhelm Reich, Christusmord, Walter Verlag, ca. DM 36,00

Literatur-Konkret Frühjahr 1978, S. 53

Karl Pawek

Medienliteratur 78: »... geistiger Tod täglich aus tausend Röhren ...«

Rezensionon

Ein Mann, der was zu sagen hat und keine Zuhörer findet, ist schlimm dran. Noch schlimmer sind Zuhörer dran, die keinen finden, der ihnen was zu sagen hat.

Bertolt Brecht

Im Wiener Proletariat galten die Vertreter von vier Berufsständen als die größten Gauner: Taxifahrer, Kellner, Zuhälter und Journalisten. Doch im Unterschied zu meiner Großmutter, von der ich diese Einschätzung lernte, will ich differenzieren: Taxifahrer, Kellner und Zuhälter sind selbst die Opfer ihrer Lebensbedingungen, Journalisten hingegen häufig verantwortliche Kanaillen.

Entlarvend für das Bewußtsein und Selbstverständnis von Chefredakteuren z. B. ist eine Untersuchung der Arbeitsgemeinschaft für Kommunikationsforschung, die das Berufsbild, die Rolle und die Funktion von 100 BRD-Chefredakteuren aus ihrer Selbsteinschätzung sowie aus der Sicht ihrer Verleger ermittelte. (1)

Demnach stammt der typische Chefredakteur aus bescheidenen Verhältnissen, war Klassensprecher mit Neigung zum Schreiben, hat seine Ausbildung nicht abgeschlossen und betrachtet seinen Verleger als Garanten für die Unabhängigkeit seiner Arbeit, wobei die ihm gewährte Freiheit als Belohnung der eigenen Arbeit verstanden wird. »Chefredakteure sind mit ihrem Beruf zufrieden, weil sie mit sich selbst, ihrem Aufstieg, ihrer Leistung zufrieden sind. Das schließt Selbstkritik nicht aus, hält diese aber in Grenzen. Zum Chefredakteur – Dasein gehört die tägliche Selbstbestätigung: daß man noch so gut schreiben kann wie früher, obgleich man weniger Zeit und Gelegenheit findet, sich im Schreiben zu üben; daß man noch so tatkräftig führen kann wie in jüngeren Jahren, obgleich die Zeiten (und die Redakteure) schwieriger geworden sind; daß man noch Erfolg erzielt, obgleich die Konkurrenz immer wachsamer und das Publikum kritischer geworden ist.«

31 % dieser befragten Journalisten sind Mitglieder eines Sportvereins, 28% des Rotary-Clubs, 5% der Gewerkschaft. Ich will nicht behaupten, daß diese Eigenschaften irgendwas über die Ursachen der bundesrepublikanischen Pressemisere aussagen, doch sie sind nützlich für die Bewahrung eben dieser Ursachen, z. B. in der Bereitschaft, den Interessen eines Verlegers zu dienen: »Doch, wir hatten mal einen Fall, ich weiß nicht mehr, was das war, wo der Verleger mal sagte: Muß das denn nun sein. Und auf solche Dinge kann man dann schon Rücksicht nehmen. Es war eine Belanglosigkeit, irgendwie so eine Unfallmeldung. Da habe ich gesagt, ich sehe darin nichts Ehrenrühriges - ach ja, da war jemand vom Pferd gefallen, die Frau eines Bekannten hier, Bankdirektors. Und da meinte der Verleger, das wäre doch wohl nicht nötig. - Das war aber mal so ein Fall, wo wir mal drüber gesprochen haben. (Chefredakteur, männlich, bis 50 Jahre, mittelgroße Redaktion, Norddeutschland).«

Was hier als Abschaum dokumentiert wird, findet sich modifiziert auch bei einem so integren Sozialdemokraten wie Fritz Sänger (2). Dieser langjährige Chefredakteur von dpa veröffentlicht in diesem Frühjahr seine Lebenserinnerungen. Sie sind in dankenswerter Offenheit geschrieben und machen so u. a. auch das Phänomen Faschismus und seine Nicht-Bewältigung nach 45 verständlich. Mit der Naivität eines Staubsaugervertreters (wie anders hätte auch Sänger als Sozi und Journalist unter den Nazis arbeiten können) schreibt er 30 Jahre nach der kurzfristigen Niederlage: 'Sie (die Front 'gegen Demokratie und Menschlichkeit, gegen Fortschritt und Freiheit', K. P.) begann am 30. Januar 1933 zu herrschen, weil der Reichspräsident, Generalfeldmarschall Paul von Hindenburg, Hitler zum Reichskanzler berief, der eine Regierung mit nur drei Nazis, aber mit acht Konservativen führte. Diese Elf trägt die Verantwortung für die Zerstörung von Freiheit und Recht in Deutschland, für Gleichschaltung und Willkür, für Verlogenheit der offiziellen Politik und für die Entmündigung der Staatsbürger.'

Gewiß, würde Sänger weiter gedacht haben, hätte er kaum Karriere machen können in diesem Land, nicht einmal in der SPD.

Hundert Jahre zuvor, als Sozialdemokraten noch ein Klassenbewußtsein besaßen und ihre Zeitungen noch unterscheidbar waren von denen der Bourgeoisie, scheuten sie nicht einmal den Widerstand, geschweige denn die parteiliche Auseinandersetzung. Nachdem das 'Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie' eine weitere Pressearbeit im Deutschen Reich unmöglich gemacht hatte, gründeten deutsche Sozialdemokraten in Zürich den 'Sozialdemokrat' und schafften wöchentlich bis zu 10.000 Exemplare über die Reichsgrenzen. Der Organisator dieses Schmuggels, Josef Belli, berichtet in seinen bereits 1912 erschienenen und jetzt neu aufgelegten Erinnerungen (3) über den

riskanten Vertrieb dieses »besten Blattes, das die Partei je besessen« (Engels). Wer Bellis mit Sängers Erinnerungen vergleicht, gewinnt ein überaus anschauliches Bild vom Verfall der deutschen Sozialdemokratie.

Damals stellte ein Ferdinand Lasalle noch fest: 'Wenn jemand Geld verdienen will, so mag er Maschinen fabrizieren oder Tuche, oder auf der Börse spielen. Aber daß man um schnöden Gewinn willen alle Brunnen des Volksgeistes vergiftet und dem Volk geistigen Tod täglich aus tausend Röhren kredenze - es ist das höchste Verbrechen, das ich fassen kann!'

Doch derart starke Worte finden sich in SPD-nahen Medienanalysen längst nur mehr als Zitat. In dem Sammelband 'Pressefreiheit und Mitbestimmung` (4) z. B. wird überzeugend nachgewiesen, wie sehr die Pressefreiheit in diesem Land zur Gewerbefreiheit verkommen ist, wie notwendig die Mitbestimmung, wie unsinnig der Tendenzschutzparagraph sind, wie häufig und vehement Zensur geübt wird. Freilich sollte dieses Buch nur lesen, wer die Verhältnisse bei SPD-eigenen Zeitungen nicht kennt, er fühlt sich sonst verschaukelt. Es sind eben nicht nur die wirtschaftlichen Bedingungen, die unsere Zeitungen so mies machen, sondern auch die Macher selbst. Überzeugend nachgewiesen haben dies Manfred Knoche und Thomas Krüger in ihrer Analyse der Berichterstattung zum Druckerstreik 1976. (5) Sie kommen zu dem Ergebnis: »In den untersuchten Zeitungen dominierte die Einseitigkeit zugunsten der Interessenvertretung der Verlagseigentümer in einem solchen Maße, daß weder in den einzelnen Zeitungen kontroverse Meinungen einigermaßen gleichgewichtig zu Wort kamen noch sich die Zeitungen untereinander in ihren Haupttendenzen in nennenswertem Umfang unterschieden ... Die Verleger brauchten ihre Interesse in den Zeitungen selten selbst zu vertreten, auch nicht in 'Notzeitungen`. Diese Aufgabe wurde durchgängig von Journalisten wahrgenommen, meist von Redakteuren in leitenden Stellungen, wie die Inhaltsanalyse ergab. Es ist nicht zu übersehen, daß diese Journalisten bewußt Partei ergriffen gegen den Druckerstreik, und zwar fast immer mit einem direkten oder indirekten Hinweis darauf, daß sie eine 'Öffentliche Aufgabe' erfüllen.«

Über den Zeitungsstreik beim Bremer Weserkurier erschien soeben eine Darstellung mit Lehrstückcharakter (6). Bei einem etwas modischen Umbruch informiert dieser Band doch sehr klar und konkret über die Ursachen, Formen, den Verlauf und die Ergebnisse dieses Arbeitskampfes, hervorragend ergänzt durch Fotos der Gruppe Arbeiterfotografie/Bremen.

Die neugegründete Arbeiterfotografie hat längst Anschluß gefunden an die, vielen nur durch die AIZ bekannte, Tradition der Arbeiterfotografen in der Weimarer Republik. Sie benutzten das Foto als Waffe, indem sie mit den Augen ihrer Klasse sahen, das Proletariat in der Fotografie zum Subjekt *und* Objekt machten. Der darauf aufbauende Entwurf einer marxistischen Ästhetik der Fotografie von Berthold Beiler (7) ist nun endlich auch in der BRD erhältlich. Wer diese keineswegs einheitlich guten, dennoch wichtigen, da Perspektiven eröffnenden Auszüge aus Beilers publizistischer Arbeit liest, sollte auch Peter Tausks ' Geschichte der Fotografie im 20. Jahrhundert` (8) einmal durchblättern. Dort findet er mustergültig die bourgeoise herrschende Auffassung von Fotografie als Kunstwerk vermittelt, in der für die Live – Fotografie (geschweige denn für Arbeiterfotografen) kein Platz mehr zu sein scheint: Ein schönes, ein stimmiges Buch, mit vielen Bildern, Kurzporträts von Fotografen, doch ein Buch, das nicht bewegt, nur aufhält.

Eva Kroths 'Ansichten von Frauen' (9) hingegen haben mich durchaus fasziniert. Die Bilder wirken auf mich, als hätte die Fotografin darauf verzichtet, ihre Person, ihre Interpretation und Sichtweise einfließen zu lassen in die Bilder: Selbstdarstellungen von Frauen, größtenteils kalt und distanziert vermittelt, doch nicht diffamierend, da wahrhaftig.

Lügen hingegen, wenn auch ungewollte, bestimmen die Sujetwahl und das Arrangement in der Privatfotografie. 'Man fotografiert nicht, was man täglich vor Augen hat`, und kaum ein Bild in den unzähligen Fotoalben der Amateure sagt etwas aus über deren Wirklichkeit. Das massenhaft verbreitete Produktionsmittel Kamera bleibt für gewöhnlich ungenutzt, wird mißbraucht zur vergeblichen Konservierung von Vergänglichem. 'Ästhetik und Kommunikation' (10) hat bereits im Sommer 77 darüber ein Themenheft veröffentlicht. Gewiß gibt dieses Heft mehr Hinweise als Analysen, dennoch war es wichtig und hoffentlich nicht folgenlos, auf dieses unerforschte Phänomen hinzuweisen.

Kaum weniger verbreitet als das Produktionsmittel Kamera und sicher einflußreicher ist das Noch-Nur-Rezeptionsinstrument Fernsehapparat. Zum Thema Rundfunk/Fernsehen erscheinen seit längerem gut ein Dutzend Bücher jährlich, die Wirkungsfragen untersuchen: Wer sind die Zuschauer, was wollen sie, wie werden Inhalte von wem an sie vermittelt?

Allgemein dient diese Fernsehforschung dazu, das Schlechte als Schlechtes besser zu verkaufen, sei es, um die für Werbeeinnahmen entscheidende Zuschauerbeteiligung zu erhöhen, sei es, um - selbstverständlich frei von ideologischer Beeinflussung, nicht wahr? - effektiver zu vermitteln. Eine Ausnahme von dieser Art Nutzungs/Wirkungsforschung bildet der von Feil herausgegebene Sammelband 'Feedback oder Anpassung' (11). Auch wenn kein Beitrag die bisher übliche Rundfunkforschung radikal in Frage stellt, entwickeln die Autoren, ihrer Ohnmacht gegenüber den Programmmächtigen durchaus bewußt, Alternativen, berichten über begleitende Projektforschungen und erkennen die praktizierte

Fernsehforschung als Herrschaftsinstrument, solange ihre Ergebnisse nicht endlich auch den Programmachern, also Redakteuren, Autoren, Regisseuren usw. zugänglich gemacht werden. Sogar das meiner Erfahrung nach schwierigste Problem der Kommunikationsforschung, nämlich ihre Ergebnisse verständlich mitzuteilen, haben die Autoren befriedigend gelöst.

Holger Rust hingegen brachte seine soziologische Analyse der 'Massenmedien und Öffentlichkeit' (12) durch den Mißbrauch der Sprache mittels eines unzumutbaren Soziologengeschwätzes um jegliche Wirkung. Wenn Rust bereits in der Vorbemerkung schreibt: »Die empirische Sozialforschung, die sich mit kommunikationssoziologischen Problemen auseinandersetzt, benötigt mehr als eine bloße Nominaldefinition ihres Objektes - sie befindet sich während des gesamten Forschungsprozesses auf der Suche nach ihrem Gegenstand, hat insofern also niemals ein abgeschlossenes und statisches Segment gesellschaftlicher Realität vor Augen, sondern ein flexibles System intervenierender Variablen, die nach einer bestimmten (technologisch, juristisch und sozial sanktionierten) Ordnung angelegt sind und sich im Rahmen dieser Ordnung entwickeln«, wird jeder nichttrainierte Leser resignieren. Das ist schade, entgehen ihm dann doch Satzgebilde wie 'Die Öffentlichkeit eines Ereignisses (seine Publizität) wird durch die Chance ermöglicht, innerhalb der Kommunikationsprozesse zu einem Objekt der Diskussion erhoben zu werden`, aber auch überaus interessante Informationen und überraschende Zitate.

Die aus einer Selbstbeschränkung resultierende Wertlosigkeit derartiger wissenschaftlicher Untersuchungen liegt m. E. in ihren Verzicht begründet, die Bedeutung der vermittelten Inhalte zu analysieren. Michael Andreas Schmidt (13) z. B. trug in seiner Arbeit über 'Tagesberichterstattung in Zeitung und Fernsehen' beeindruckend umfangreiches Material zusammen und kam zu dem Ergebnis, daß Vorinformationen durch die Fernsehnachrichten die Zeitungslektüre des nächsten Tages kaum beeinflussen. Dies überrascht nicht, wissen wir doch längst, daß die Mehrheit der FS-Zuschauer 20 Minuten nach dem Schluß einer Nachrichtensendung nur mehr einen geringen Teil der Informationen erinnert. Wirkungsforscher bastelten inzwischen an allen Formen der Präsentation und Vermittlung herum: Grafiken, verschiedene Hintergrundfarben, Vereinfachung der Sprache, ein oder mehrere Sprecher, männlich oder weiblich, Häufung oder Reduzierung von Filmeinblendungen usw. - fast ergebnislos. Nur auf den naheliegendsten Gedanken, daß nämlich *diese* Nachrichten die Mehrheit der Bevölkerung nicht interessieren könnten, scheint noch niemand in den Fernsehanstalten gekommen zu sein.

Um größere Nachrichtennähe für den Zuschauer bemüht sich, sieht man von den einleitenden Hofberichterstattungsblöcken ab, die Redaktion der Aktuellen Kamera (DDR). Über Hörfunk und Fernsehen drüben, dem 'wichtigsten Propagandainstrument der DDR', veröffentlichte Heide Riedel (14) ein Buch, das viele brauchbare Informationen enthält, allerdings ergänzt um die Verwunderung der Autorin über sozialistische Kommunikationstheorien. Sich objektiv gebärdend macht Frau Riedel Politik mit Anführungsstrichen und Konjunktiven, verfällt in die Arroganz des souveränen, freiheitlich inspirierten BRD-Wissenschaftlers, um schließlich offen antikommunistische Positionen zu vertreten.

Ein Betrug am Leser gar ist der von Hufen/Lörcher herausgegebene Band 'Phänomen Fernsehen` (15). Verspricht der Untertitel immerhin noch 'Aufgaben, Probleme, Ziele, dargestellt am ZDF', so offenbart das Inhaltsverzeichnis erst den wahren Charakter dieser PR-Arbeit: Die führenden Herren des ZDF plaudern über ihre Tätigkeit.

Dennoch ist dieses Buch voll unfreiwilliger Komik unbedingt lesenswert. Da erscheint das ZDF 'demokratisch verfaßt, das heißt pluralistisch`, da wird das 'vielfältig getönte Konzert aller Stimmen' angekündigt, da wird der Bildschirm 'die Welt selber` etc. pp.. Unübertroffen freilich sind Rudolphs und Schättles (Leiter der Hauptredaktion Aktuelles und Innenpolitik) 'Bemerkungen zu einem Nachrichtentag'. Mehr Banalität, Menschenverachtung und Überheblichkeit hätte auch ein getarnter Günter Wallraff nicht aus der Heute-Redaktion zu berichten gewußt.

Nur in einem Bereich sind die Argumente und Darstellungen der ZDF-Oberen identisch mit denen fortschrittlicher Fernsehkritiker: In der verbissenen Abwehr jeglichen privaten Rundfunks und Fernsehens. Nicht erst Wolfgang Künkler (16) hat auf den Irrtum hingewiesen, »wenn man die Presse, weil kapitalistisch betrieben, als parteilich identifiziert und den Funkmedien, weil öffentlich-rechtlich organisiert, eher den Status von Objektivität bzw. Über- oder Unparteilichkeit - zumindest der Möglichkeit nach - zuweisen will. Es wird sich zeigen, daß sich - über die Organisationsform vermittelt - gerade hinter diesem Mantel der Überparteilichkeit primär die Verwertungsbedürfnisse der verschiedenen Kapitalfraktionen verbergen und die - wenngleich spezifisch formbestimmte - bürgerliche Ideologie sich über die Rundfunkprogramme vermitteln läßt«.

1 **Jacobi u. a**., Manager der Kommunikation, Verlag Volker Spiess, DM 32,00

2 **Fritz Sänger**, Verborgene Faden, Neue Gesellschaft, ca. DM 34,00

3 **Josef Belli**, Die rote Feldpost, Neue Gesellschaft, DM 18,00

4 **Klaus-Detlef Funke**, u.a., Pressefreiheit und Mitbestimmung, Neue Gesellschaft, DM 16,00

5 **Manfred Knoche/Thomas Krüger**, Presse im Druckerstreik, Verlag Volker Spiess, DM 16,80

6 **Jürgen Alberts**, u.a., Zeitungsstreik, VSA, DM 14,00

7 **Berthold Beiler**, Weltanschauung der Fotografie, Damnitz Verlag, DM 12,00

8 **Petr Tausk**, Die Geschichte der Fotografie im 20. Jahrhundert, DuMont, DM 24,80

9 **Eva Kroth**, Ansichten von Frauen, Zweitausendeins, DM 17,00

10 **Ästhetik und Kommunikation**, Juni 77, Heft 28, DM 7,50

11 **Georg Feil**, Fernsehforschung Feedback oder Anpassung?, Verlag Volker Spieß, DM 20,00

12 **Holger Rust**, Massenmedien und Öffentlichkeit, Verlag Volker Spiess, DM 19,80

13 **Michael – Andreas Schmidt**, Tagesberichterstattung in Zeitung und Fernsehen, Verlag Volker Spiess, DM 36,00

14 **Heide Riedel**, Hörfunk und Fernsehen in der DDR, Literarischer Verlag Braun, DM 18,00

15 **Fritz Hufen/Wolfgang Lörcher**, Phänomen Fernsehen, Econ, DM 68,00

16 **Wolfgang Künkler**, Rundfunk und Kapital, Selbstverlag der Herausgeber, Auslieferung durch Prolit-Buchvertrieb, Dammstr. 11, 63 Gießen, DM 5,00

–

Literatur-Konkret Frühjahr 1978, S. 56

Hans-Jörg Sandkühler

Kopfstand – Philosophie

Vom Kopf auf die Füsse - ein einfaches Bild zur Skizzierung eines einfachen Vorgangs, auch in der Philosophie: Marx hat es benutzt, um den theoretischen Fortschritt über die Hegelsche Dialektik hinaus plastisch zu kennzeichnen. Worum ging es? Zu beschreiben war, wie die Kritik am Idealismus eine neue Philosophie begründete. Im Sprachgebrauch der Theorie heißt der Vorgang »Aufhebung«, mit der doppelten Dimension von bewußtem kritischen Bewahren der positiven Elemente bürgerlich – revolutionärer Ideologie, durch welche in die Theorie der Geschichte Bewegung, genauer Bewegung durch den Widerspruch als Motor der Geschichte, gekommen war, und Negation, Brechen mit der bürgerlichen Tradition des Idealismus. Der historische Materialismus erforschte die Geschichte in der Perspektive der tatsächlichen materiellen Produktion und Reproduktion und der wirklichen Produzenten, der Klassen. Vom Kopf auf die Füße, von der idealistischen Spekulation über die Macht der Idee zur Begründung historischer Veränderung durch Arbeit und durch Ideen, die nicht nur den Bedürfnissen der Menschen entsprechen, sondern auch massenhaft durchsetzbar sind. Schluß mit der Philosophie für Sonntagskinder! Dies war eine Kampfparole, keine Bilanz ein für allemal. Der Idealismus behielt aufgrund der bürgerlich-gesellschaftlichen Arbeitsteilung von geistiger Tätigkeit und körperlicher Arbeit sein Existenzrecht.

In der Geschichte der Arbeiterbewegung wiederholt sich immer wieder der Vorgang der geistigen Bevormundung der Arbeiter durch Denker von Beruf, d. h. das Einbrechen bürgerlicher Ideologie in die Politik der sozialistischen Bewegung. Daß der Sozialismus von der moralisierenden Kritik an menschenunwürdigen Zuständen zur Wirtschaft, zur Analyse der Bedingungen dieser Zustände, entwickelt wird, provoziert immer wieder auch diese Offenheit gegenüber den Ideologen des andern Lagers. Der Revisionismus in der II. Internationalen, der Linkshegelianismus in der III. Internationalen, die Anthropologisierung des Marxismus heute, sie belegen diesen Kampf der Tendenzen im Sozialismus. Nur wer alle diese Erfahrungen vergißt, wird sich wundern über die »Neuen Philosophen«

‚Eine Anzahl, keine geschlossene, programmatisch verbundene Gruppe von Köpfen machte in Frankreich seit 1975 Furore. Ihre Hauptbeschäftigung war der Kopfstand. Der Materialismus der marxistischen Theorie sollte wieder umgekehrt werden. Kluge Köpfe innerhalb der studentischen Intelligenz hatten nicht verkraftet, daß die Französische Kommunistische Partei im' Pariser Mai '68 die vermeintliche Chance zur Revolution ungenutzt gelassen hatte. Dabei waren die Ideen, die Träume, die Phantasien doch so reif gewesen. Nur: nicht die Masse der Arbeiter hatte sie gedacht, geträumt. Die avantgardistische Idee zum Stellvertreter zu erheben, dies war die Kopfstandphilosophie der neuen alten Idealisten.

Weil die Masse nicht folgte, werden die Theoretiker bestraft, deren Lehren das Abenteuer auszuschlagen veranlaßt haben: Marx, Engels, Lenin, der Marxismus – Leninismus. Der Ärger sitzt tief und verhindert eine klare Sicht auf die Realität. Wird nicht in Frankreich seit Jahren gerungen um das Gesicht des künftigen Sozialismus? In den Farben Frankreichs?

Unbelastet von Verantwortung und den Folgen politischer Entscheidung verlegt sich eine Anzahl intelligenter Köpfe aufs Denunzieren der Realität. Bernhard-Henry Lévy, Andre Glucksmann, Jean-Marie Benoist verschreiben sich der Provokation, die niemanden, den es angeht, provoziert und deshalb umso intensiver den Zugang zu den Medien des bürgerlichen Staats eröffnet. Ein Skandal neben anderen, aber ein Skandal: suggeriert wird die theoretische Spaltung der .Linken. Das Motto heißt »Marx ist tot«.

Soll man da widersprechen? Sozialisten und Kommunisten in Frankreich widersprechen, weil die »Neuen Philosophen« den Anspruch erheben, als Linke ernstgenommen zu werden. Weil Desorientierung die Chance des Übergangs mindern muß. Weil die Dozenten am College de France, am CNRD, an Akademien - hier ist die Mehrzahl der nouveaux philosophes tätig - eine Philosophie der düsteren Verzweiflung verbreiten. Und: weil sie Ursache und Wirkungen verwechseln, Ideen zu welthistorischen Subjekten stilisieren und alles Übel dieser und aller ferneren Gesellschaften Ideologen anlasten und nicht den Widersprüchen der materiellen ökonomischen und sozialen und politischen Praxis. Die neuen Philosophen zeichnen sich durch eine grandiose Verachtung der Realität aus, sie pfeifen auf die Bedingungen (Produktionsbedingungen in Sowjetrußland nach 1917, . Interventionskriege, faschistischen Überfall), unter denen der Sozialismus aufzubauen war. Wohlbestallt setzen sie sich mit Gleichgültigkeit über die Frage hinweg, daß nicht die Freiheit der Intelligenz, sondern die Zahl der Hungertoten die Qualität des Sozialismus zu beweisen hatte und noch heute die Lösung des Problems der Massenarbeitslosigkeit Bedürfnis Nr. 1 sein wird.

Obwohl ihre Antworten ihre Fragen nicht disqualifizieren müssen, bleibt der Eindruck, daß es sich um Scheinfragen handelt. Nicht daß der Stalinismus ein Scheinproblem wäre! Aber nach den Ursachen des Stalinismus fragen und auf Ideen verweisen heißt, keine Antwort zu wollen. Geradezu autistisch befangen wird Marx, wird Lenin, werden große Figuren, werden Weltanschauungen zur Verantwortung gezogen. Und dies nach einem Muster, das als Mode getragen werden kann,

vor allem hierzulande: es gebe den GULAG, heißt es, der keine Perversion des Sozialismus darstelle, sondern dessen eigentlichen Inhalt; Sozialismus = Terrorismus, - was ist daran neu und was philosophisch? Glucksmanns Pamphlet über die Beziehungen zwischen Staat, Marxismus und Konzentrationslager – Pop – Titel »Köchin und Menschenfresser« - propagiert die Identität von »Rußland von heute und Chile«. Das politische Unbehagen des Theorie-Chaoten frißt Solschenyzin (»Solschenyzins Pariser Söhne«, frohlockt »Die Welt«) aus der Hand. Er ist einziger Zeuge Gluckmanns. Philosophische Methode? Interesse. an Wahrheit?

»Les Maîtres Penseurs«, Andre Glucksmanns zweites Buch, erscheint in diesen Wochen in deutscher Übersetzung bei Rowohlt. Wenn die ganze Übersetzung so verharmlosend ausfällt wie die Übertragung des Titels ... »Die Meisterdenker«? Der französische Titel lebt von der diskreditierenden Assoziation von 'Denklehrern' und 'Herren – Denkern', 'Herrschafts-Denkern'! Es handelt sich um ein Buch gegen Philosophen und Philosophie schlechthin, wenn deren Kennzeichen heute Wissenschaftlichkeit und Systemform sind. Die Widmung zeigt, wohin der Theaterkarren gezogen werden soll: »Dem Irren, der Breschnew und Pinochet, den einen gegen den andern, auswechseln wollte«. Fichte als Jakobiner und Vorschein Lenins, Hegel und seine Theorie der Herrschaft über Natur und Gesellschaft, Weltherrschaft entwickelt Nietzsche aus dem Willen zu Hegel, - und Marx als Verschnitt allen Perversen in der Denktradition der »Deutschen«. Deutschsein als ontologische Voraussetzung aller Blumen der Metaphysik und des Dickichts des GULAG? Philosophie? Historische Forschung? Methode? Ja, Methode radikaler Ohnmacht, weil die Radikalität des An-die-Ursachen – Gehens völlig fehlt. Schlüssel-Loch – Philosophie.

Wozu der Aufwand einer Übersetzung? Wann übersetzt Rowohlt die wichtigen Texte der Spinoza-Debatte in Frankreich? Wann die Althusser-Debatte? Wann die über Philosophie und Physik, die P. Jaegglé mit seinem Buch »Essai sur l'espace et le temps« eröffnet hat? Gibt es nicht genug an Stoff über Sozialismus, Freiheit, Pluralismus, Persönlichkeitsrechte? Gewiß, es gibt! Aber nicht so pseudolinks-antikommunistisch. Rowohlt-Werbung im Wortlaut: »Fichte, Hegel, Marx und Nietzsche? Die deutschen Philosophen des neunzehnten Jahrhunderts, sind sie mitverantwortlich für die totalitären Schrecken des zwanzigsten? Ist dies ihr Staat, den sie vorgedacht, in Frage gestellt haben, der heute Gulag produziert und die Staatsterroristen in Santiago de Chile?«

Noveaux philosophes? Im Westen viel Neues, aber bei ihnen nur Erlesenes von der Abraumhalde der Totalitarismus-Doktrin. Oskar Negt hat in seiner umfassenden, vorzüglichen Analyse (»Frankfurter Rundschau«, 11.2.78) die entscheidende Frage gestellt: »Wenn die französischen Philosophen den Marxismus zu einer der perfektesten Herrschaftstheorien machen, warum wird er dann von den Herrschenden so entschieden bekämpft?«

Die Antwort kann man in den Salons finden, in denen man über die Neuen Philosophen rätselt, und in Berufsverbots – Anhörungen.

Literatur-Konkret Frühjahr 1978, S. 59

Ingrid Zwerenz

Mimosen im Gewerkschaftsgarten

Ingrid Zwerenz, Mitglied der Tarifkommission Verlage, berichtet über dichtende Gewerkschafter.

Eure Mimosenhaftigkeit, schimpft Max Melzer, was die schon einbringt - einen Wust Geschriebenes und wir von der Drupa haben weiß der Himmel andere Sorgen -600 unserer Kollegen stehen vor der Entlassung, und ich muß mich mit euren aufgebauschten Problemen beschäftigen. Wenn Ichs mal ganz hart formulieren darf: Es ist eigentlich unter der Würde, über alle eure Briefe zu diskutieren. Überhaupt will ich deutlich sagen: die letzte VS-Versammlung fand ich nicht erbaulich ...

Wir sitzen im Gewerkschaftshaus und kennen unseren Kollegen Melzer nicht wieder. Jahrelang hatten der Schriftstellerverband (VS) und der Landesbezirksvorstand der IG Druck und Papier in Hessen gut zusammengearbeitet. Max Melzer war immer hilfsbereit und aufgeschlossen gewesen.

Mir ist nicht wohl in meiner Haut. Ich hatte mit meinem Rücktritt von der Funktion des 2. Vorsitzenden im VS Hessen die ausgedehnte Kollegen-Korrespondenz in Gang gebracht. Ein dicker Schnellhefter voller Briefe lag vor Melzer auf dem Tisch und ärgerte ihn.

Ich verstand Melzers Zorn. Die Drupa brauchte alle Energien im Kampf um die Arbeitsplatzerhaltung. Andererseits haben Schriftsteller auch ihre Probleme. Ich konnte dem Kollegen Melzer nicht verschweigen, daß es nicht Aufgabe von VS-Versammlungen ist, »erbaulich« zu sein. Uns verlangte nach Interessenwahrnehmung, nicht nach Gottesdiensten. Dazu gehörte es, genau zu klären, wie der DGB zu den Kernkraftwerken steht. Als unser Kollege Heinz Brandt wegen seiner Rede gegen den ATOM-FILZ von der IG Metall ein Verfahren angehängt kriegte, solidarisierten wir uns mit ihm. Bei der Versammlung aber kam es zu seltsamen Vorgängen. Plötzlich geriet Heinz Brandt ungerechtfertigt ins Zwielicht, ihm wurde gewerkschaftsfeindliches Verhalten unterstellt.

Verfielen wir in Wortklaubereien, wenn wir dazu genaue Auskünfte verlangten? Rücksichtnahme ist kein Charakteristikum von Schriftstellern, dann hätten sie ihren Beruf verfehlt. Wir waren in der Druck und Papier und nicht in einer IG Druck und Papier.

Bisher hatten wir keinen Anlaß zu argwöhnen, man wolle uns gängeln. Die Drupa wagte etwas im politischen und sozialen Kampf, das war nachzulesen in den Reden und Artikeln von Leonhard Mahlein und Detlef Hensche, die dem Hauptvorstand unserer Industriegewerkschaft angehören. Die großen Vorsitzenden in Stuttgart zensierten uns nicht und mit Max Melzer, zuständig für die Drupa in Hessen, konnte man einig werden. Wir hatten ihn allerdings 1975 in einen Loyalitätskonflikt gestürzt, als der VS eine öffentliche Diskussion über Jürgen Roth's Buch »Z. B. Frankfurt - die Zerstörung einer Stadt« ansetzte.

Das brachte den bewährten Gewerkschafter und verdienten Sozialdemokraten in ideologischen Zwiespalt. 1975 hatte die SPD unter Oberbürgermeister Rudi Arndt noch das Sagen und Jürgen Roth konnte so wenig wie zuvor Gerhard Zwerenz in seinen Frankfurt-Büchern verschweigen, daß Arndt und die Partei in der Main-Metropole nicht immer das Richtige getan hatten. Offenbar haben das Publikationen über diese Stadt so an sich. Melzer war nicht glücklich über die Veranstaltung, verbot sie uns aber nicht, tilgte nur die IG Druck und Papier aus der Reihe der Einladenden, der Abend wurde allein durch den Hessischen Schriftstellerverband verantwortet, fand aber immerhin im Gewerkschaftshaus in der Wilhelm – Leuschner-Straße statt.

In diesem Fall hatte uns die Drupa verlassen, sonst konnten wir uns auf sie verlassen. Ich berichte vor allem über Erfahrungen in Hessen, wo ich reichlich zwei Jahre im VS gearbeitet habe. Wir arbeiteten nicht bloß, wir feierten auch: Den 60. Geburtstag von Max Melzer mit üppigem Kalten Büffett und warmherzigen Ansprachen wichtiger Herren aus Wirtschaft und Politik. Frauen traten wie in der BRD üblich nur als »Gattin«, Sekretärinnen und Gäste im Publikum auf, nicht hinterm Rednerpult. Bei der Geburtstagsfeier verweigerten selbst die ökonomischen Gegner, Druckerei- und Zeitungsbesitzer, dem Jubilar nicht ihren Respekt. Ein Verhandlungspartner, hart in der Sache, fair im persönlichen Umgang. Max Melzer nutzte seine Dankesrede, den Vertretern der anderen Seite ein paar Wahrheiten unters festliche dunkle Jackett zu jubeln.

Der Druckerstreik war damals noch in frischer Erinnerung, Melzer hielt sich glänzend in den schweren Wochen, ein Sechziger, der kein leichtes Leben und mehrere Herzinfarkte hinter sich hatte.

Und ausgerechnet wir paar Autoren, untergeschlüpft bei der Drupa, sollten mit diesem Mann nicht zurechtkommen? Mußten uns »Mimosen« nennen lassen, Miesmacher (was die Kommunalpolitik der SPD in Frankfurt betraf), miserable Zahler, was die Beiträge für die Gewerkschaftszugehörigkeit anging. Worte sonderten wir, wie Melzer fand, im Übermaß ab, mit der Überweisung der satzungsgemäß geforderten Summen waren wir überaus zurückhaltend. Die »Einigkeit der Einzelgänger«, zeigte sie sich vor allem darin, daß sich alle einig waren, Pflichten auf die leichte Schulter zu nehmen? Die ersten Kongresse des VS in der Drupa standen unter weitausgreifenden Losungen: Eine hieß »Einigkeit der Einzelgänger«, die nächste »Fantasie und Verantwortung«. Wo blieb die Fantasie, wo die Verantwortung?

Mir schien, daß vor allem Verwaltung gefordert wurde. Der Beitritt zur IG Druck und Papier zog eine Menge Papierkram nach sich. Anfangs gabs keine Briefbogen und man hatte den Kopf mit der umfänglichen Adresse jedes Mal in die Maschine zu tippen. Auch schrieb ich lauter Originalbriefe zu Vorgängen, die längst hätten faksimiliert werden sollen.

Wir waren angetreten unterm Gesetz des Handelns, jetzt regierte uns das Parkinsonsche Gesetz. Mitunter meinte ich, wenn ich meinen monatlichen Ausstoß an Korrespondenz und Aktenvermerken betrachtete, die hätten in der Drupa Buchhalter gebraucht, keine Buchschreiber. War das der Preis der Organisation? Was organisierten wir eigentlich? Versammlungen des VS, befrachtet mit Tagesordnungen, die berufsspezifische Fragen höchstens unter dem Punkt Verschiedenes berücksichtigen konnten. An Quantität der Arbeit fehlte es nicht, wo blieb ihre Qualität? Wir verfaßten Resolutionen; wo wir schon nicht revolutionär waren, gaben wir uns wenigstens resolutionär.

Hinzu kamen die Unwägbarkeiten des Apparats. Ein Redakteur aus dem Feuilleton der »Frankfurter Rundschau« war bei uns Mitglied geworden, der erhielt nie seine Einladung. Wir »tüteten« stundenlang in einem Hinterzimmer des DGB-Hauses ein, wo die Adrema stand und die DinA5 – Umschläge bereit lagen zum Verpacken unserer Mitteilungen. Das Porto durfte die Drupa auch noch berappen. Gleichwohl gelang es mir in all den Monaten nicht, zu erreichen, daß der FR-Redakteur rechtzeitig von unseren Veranstaltungen erfuhr.

Während wir Einladungen abzogen, in Kuverts steckten und Drucksache draufstempelten, besuchten uns reihum die Kollegen vom Bezirksvorstand: Max Melzer, Manfred Balder, der Kassierer Ernst Häring und die Sekretärin Hannelore Schoppmann. Hannelore griff mitunter resolut ein, wenn wir uns in der praktischen Gewerkschaftsarbeit gar zu dämlich anstellten.

Zwischendurch formulierten die Kollegen leise theoretische Einwände: Ihr müßtet euch ja mal darüber klar werden, wen ihr alles in den VS aufnehmt. Eine Frau, die eine Häkelanleitung für Baby-Jäckchen verfaßte und einen Mann, der ein Buch über Bienenzucht schrieb - stimmt denn das überein mit eurem Selbstverständnis als Autoren? Das jedoch hing weniger mit unserem Selbstverständnis zusammen als vielmehr mit den Aufnahmebedingungen. Nach denen darf in den VS, wer *ein* gedrucktes Buch vorlegt, egal ob über Wolle oder Imkerei. Zumindest in Hessen verfuhren wir so, andere Landesbezirke siebten strenger aus.

Nun ist nichts einzuwenden gegen Sachbuch-Schreiber. Wir wollten kein elitärer Belletristen-Verein sein. Was gegeben sein sollte, ist die Kontinuität literarischer Tätigkeit, schließlich sind wir ein Berufsverband. Übrigens fehlt es uns in Hessen nicht an berühmten Autoren - wir führen viele davon in der Mitgliederkartei - nur bei Versammlungen und in der konkreten Gewerkschaftsarbeit kriegten wir sie nie zu Gesicht. Zur Gewerkschaftsarbeit gehört auch, daß man die Ortsvereine besucht, wo Schriftsetzer und Drucker sich treffen und wer sonst noch zu Drupa zählt.

Es ist durchaus kein böser Wille, wenn die meisten von uns die »Basis« vernachlässigen. Dem tatsächlich schreibenden Schriftsteller bleibt einfach keine Zeit dafür. Was man in den VS investiert, geht schon ab von den Arbeitsstunden. Ich glaube nicht, daß wir uns klar waren über die »Folgelasten«, als wir der IG Druck und Papier beitraten. Kurt Tucholsky forderte bereits in den Zwanziger Jahren den gewerkschaftlichen Zusammenschluß von Autoren, die dann auch Tarifverträge durchzusetzen hätten. Wußte er, was da alles auf ihn zugekommen wäre? Tucho beim Eintüten - er war schon über den Verwaltungskram entsetzt, den ihm die Leitung der »Weltbühne« aufbürdete und gab die Chefredaktion schleunigst an Carl von Ossietzky ab.

Ein Autor, der wirklich vom Schreiben lebt, hat damit einen Fulltime-Job und muß alle anderen Betätigungen, so wichtig und nützlich sie sein mögen, als störend von sich weisen. Große Begeisterung und schöne Reden auf VS-Kongressen sind eine Sache - eine andere sind die Anforderungen täglicher Kleinarbeit.

Was nicht beizeiten geklärt wird, bringt später Enttäuschungen und Ärger. Wir kosten die Drupa viel Geld, die ohnehin seit dem Streik über leere Kassen klagt. Mit dem Nahziel - einer engen Bindung an die Drucker und Schriftsetzer - ist es offenbar Essig, aber es bleiben ja noch die Fernziele: Der Abschluß von Tarifverträgen für Autoren. Ich weiß, wie mühselig es damit vorangeht, weil ich zur Tarifkommission Verlage gehöre. Die Schriftsteller machen *ein* Prozent aus in der Drupa, machen sie dafür nicht ein bißchen viel Wind? Wo die IG Druck und Papier vor allem kämpfen muß, dem Großteil ihrer Mitglieder die Arbeitsplätze zu erhalten? Den Nobelpreisträger Heinrich Böll in ihren Reihen zu wissen, freut die Kollegen. Er ist nicht angewiesen auf den Tarifvertrag, der handelt ich seine Prozente alleine aus. Und die anderen, die

halb- und viertelberühmten Autoren? Nehmen sie wenigstens Notiz von den Sorgen der Drupa?

Was wäre zu tun? Parallel zum Gemeinde-(Stadt) -Schreiber einen Gewerkschafts-Schreiber küren. Der könnte dann den guten Max Melzer und viele andere von uns enttäuschten Kollegen sogar mit der »Mimosenhaftigkeit« der Schriftsteller versöhnen. Wenn er sie anwendete, um in einem genauen Buch die Existenzängste der Schriftsetzer zu schildern, deren wichtiger Beruf durch die hochentwickelte Technik angeblich überflüssig wird. Es steht nicht zu befürchten und es wäre nicht der Sinn eines solchen Romans, daß sein Verfasser an seiner einzelnen Schreibmaschine zum »Maschinensturm« aufriefe, doch könnte er wenigstens das Problembewußtsein darüber wecken. Quellenstudium fiele leicht, Details zur Lage erführe dieser Autor genügend in den Ortsvereinen der Drupa. Das wäre dann eine fruchtbare Anwendung des Organisationsprinzips, das wir nun einmal akzeptiert haben. Kreativität statt Karteiführung.

Literatur-Konkret Frühjahr 1978, S. 62

Christoph Rodig

Die schlaue Krake

Reinhard Mohn - wie fortschrittlich ein Reaktionär sein kann, beschreibt Christoph Rodig

In einer der ersten Ausgaben von *Konkret* (Dez. 74) schrieb Hartmut Schulze über Bertelsmann. Das Thema war nicht sonderlich aufregend, und kaum jemand kam damals auf die Idee, den Gütersloher ähnliche Aufmerksamkeit zu widmen wie z. B. Springer, obgleich Bertelsmann, wie Schulze feststellte, 1974 immerhin schon einen Umsatz von 950 Millionen vorweisen konnte.

Drei Jahre später rackert sich Hartmut immer noch bei *Konkret* ab und nicht zuletzt seiner Arbeit ist es zu verdanken, daß diese Zeitschrift inzwischen eine Umsatzsteigerung um ca. 40% gegenüber 1974 erreicht hat. Doch Reinhard Mohn, der nahezu unumschränkte Herr über den Bertelsmann – Konzern, bewies erneut, was wahrer Unternehmergeist vermag. Er vollbrachte in gleicher Zeit ungleich Beeindruckenderes als die Kollegen Blattmacher bei *Konkret:* Der Umsatz seines Konzerns beträgt heute über 3 Milliarden Mark. Kein anderer Unternehmer vermochte in den Jahren der vielbeschworenen Krisen ähnliche Erfolge zu realisieren. Sein 'Haus` wurde in kurzer Zeit zum fünftgrößten Medienkonzern der Welt (nach CBS, RCA, EMI, ABC), sein Verlag der größte. Das Springerimperium mit seinem 1,5-Millarden-Umsatz erscheint im Vergleich dazu als ein solides mittelständisches Unternehmen.

Dennoch gelang es Mohn weiterhin, sich der Aufmerksamkeit einer medienkritischen Öffentlichkeit zu entziehen. Vereinzelte Warnungen vor der Gütersloher Krake, ja selbst die Unverfrorenheit, mit der Mohn als Aktionär in die Verlagspolitik bei Gruner und Jahr eingriff, ließen das Image dieses Konzernherrn als kühler Rechner, als größter Papierhändler der BRD ungeschoren.

Mohn verstärkt diese ihm ungefährliche Einschätzung durch Zurückhaltung. Im Gegensatz zu Springer verzichtet er auf dümmliche Stellungnahmen zu aktuellen Fragen, überschüttet er nicht seine Zuhörer mit sentimentalem Gequatsche. Selten nur tritt er in der Öffentlichkeit auf, und unsere wiederholte Bitte um ein Interview ließ er durch seinen Pressesprecher und ein Vorstandsmitglied auf die liebenswürdigste Weise abschlägig beantworten.

Wer ist dieser Reinhard Mohn, was denkt, was will er? Die wenigen Fotos, die von ihm im Umlauf sind, zeigen einen farblosen Mann, korrekt und bescheiden, als Familienvater ebenso liebevoll wie streng, doch auch zielstrebig, energisch. Gütersloh und Protestantismus und Buchhalter sind naheliegende, nicht ganz unbeeinflußte Assoziationen, den Typ des rechtschaffenen Calvinisten meint der Betrachter zu erkennen.

Was nicht zu Widersprüchen provoziert, bleibt häufig unbemerkt, und genau davon profitiert Reinhard Mohn. Doch es lohnt sich, über diesen Mann ein wenig nachzudenken, ihn beim Wort zu nehmen.

Am 24. Januar 78 hielt Reinhard Mohn vor der Deutsch-Amerikanischen-Handelskammer in New York eine vielbeachtete Rede, in der der größte Verleger der Welt kein einziges Mal vom Buch, dafür aber 13 mal über das Know-how sprach. Auch in seinen Artikeln, z. B. für die FAZ v. 30.9.76, taucht immer wieder dieser Begriff auf. Ein Schlüsselwort?

Das Wissen um Art und Weise, Formen eines Handlungsablaufes ist gewiß die Voraussetzung jeglichen geplanten Erfolges. Doch Mohns Know-how beschränkt sich nicht auf Fragen der Organisation und Technik. Er weiß auch das von der Psychologie bereitgestellte Herrschaftswissen zu nutzen und fordert von seinen Führungskräften, »daß sie die Sozialtechniken, das Know-how in der Gestaltung zwischenmenschlicher Beziehungen und der sozialen Rationalisierung« beherrschen. Eine derart entmenschtlichte Sprache verrät den Technokraten, den Kapitalisten auf der Höhe seiner Zeit.

Mohns Unternehmenspolitik scheint zunächst ausschließlich der Effizienz verpflichtet. Sein 'Prinzip der Delegation von Verantwortung' suggeriert den Führungskräften Unabhängigkeit und Selbständigkeit in der Planung »des Geschäftsverlaufes *ihrer* Firmen«, läßt sie ihre abhängige und somit potentiell widersprüchliche Stellung vergessen. Durch einen »hohen Grad an Identifikation der Mitarbeiter mit dem Unternehmen ... kombiniert mit dem aus Amerika übernommenen führungstechnischen Rüstzeug ergab sich ein außergewöhnliches Maß an Initiative und Kreativität in allen Funktionen des Unternehmens«.

Derart gewinnbringende Eigenschaften sollen auch mehrere interne Informationsorgane fördern, indem sie Mohns Mitarbeiter in die Lage versetzen, »die Unternehmenszielsetzungen kennenzulernen, zu verstehen und schließlich sich mit diesen zu identifizieren«. Die Kausalität des 'schließlich' ist dabei schon verblüffend, scheint doch Mohn jeder alternative Schluß aus seinen Informationsorganen undenkbar.

Immer wieder betont der Verleger, daß er sich nicht als Investor, sondern als Unternehmer versteht: »Wir wollen also nicht nur eine gute Verzinsung des eingesetzten Kapitals erzielen, sondern wir möchten unternehmerisch und gestaltend tätig sein.« Doch mit derartigen Bekenntnissen hat die Offenbarung des Know-what bereits ihre Grenzen erreicht. Fragen nach den Zielen, den Formen des Gestaltens bleiben unbeantwortet, sieht man von Floskeln, Leerformeln ab wie 'globale

Kooperation`, 'Verstehen, Achtung des anderen` etc. Erst ein genaueres Lesen der Mohnschen Texte erlaubt Rückschlüsse: »Das Haus Bertelsmann fördert jegliches politisches Engagement - gleich welcher Partei es gilt.« Bevor ungläubiges Staunen jegliche Kritikfähigkeit trübt, sollte man rasch einen Blick werfen in die 'Unternehmensverfassung'. Sie nämlich legt verbindlich fest: »Wir bekennen uns zu einer Wirtschaftsordnung mit den Prinzipien: Leistung, Wettbewerb und breit gestreutes privates Eigentum.«

Somit erweist sich der großmütige Liberalismus als schlichter Pluralismus der Einfalt, der aber ist breit gestreut: »Zumindest bei Großbetrieben befürworte ich ... die Gewährung von Spenden an die wesentlichen, konstruktiven demokratischen Parteien.«

Was immer auch die dreifache Einschränkung zu bedeuten habe, so zeigt sich Mohn doch frei von reaktionärem oder auch nur konservativen Determinanten. »Weder die Konservierung des Alten, noch die Neuerung durch revolutionären Umsturz«, sondern der evolutionäre Wandel ist ihm die wünschenswerte Perspektive.

Welche Vorstellungen sich hinter solchen Äußerungen wirklich verbergen, wird erst aus Mohns Einschätzung der Gewerkschaften deutlich. Unzählige öffentliche Beteuerungen der Wertschätzung brauchen hier nicht zitiert zu werden. Interessanter ist da schon, was Mohn im Wirtschaftsteil der FAZ dazu schreibt.

In den Gewerkschaften meint er eine Tendenz zu erkennen, den 'fortschrittlichen' Integrationsgedanken (alle in einem Boot) zugunsten des 'überholten' Denkmodells vom Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit wieder aufzugeben. Diese Entwicklung hält er für falsch, rückt sie doch »die Frage der Herrschaft über den Betrieb in den Vordergrund«. Ihm jedoch geht es »in erster Linie um das Individuum und dessen Streben nach Selbstverwirklichung«, wie sie (s. o.) seine Unternehmenspolitik so vollkommen gewährleistet. Inmitten des gesellschaftlichen Wandels sieht Mohn sich nämlich zwei Linien treffen, die sich verbinden lassen:

»1. Das Unternehmen braucht, um seine volkswirtschaftliche Aufgabe zu erfüllen und um im Wettbewerb zu überleben (Mohns Standardformulierung für Profitstreben, C. R.), die Kreativität des einzelnen. Es steht vor der Notwendigkeit, die brachliegenden, noch weithin ungenutzten Ressourcen dieser Art auszuschöpfen und zu Leistung und Effektivität zu führen. 2. Der einzelne strebt nach zusätzlichen Möglichkeiten der Mitsprache, Teilhabe an Entscheidungsprozessen und somit Selbstverwirklichung. Er ist besser ausgebildet und verlangt nach mehr Freiraum, sein Wissen umzusetzen.

So treffen sich zwei Erfordernisse dieser Zeit. Voraussetzung ist allerdings, daß mit der herrschenden Vorstellung von der Trennung von Arbeitswelt und übrigen Lebensbereichen aufgeräumt wird.« In der Arbeitswelt müßten die Verhältnisse geschaffen werden, »die es dem einzelnen ermöglichen, sein Arbeiten als sinnvollen Lebensteil zu integrieren, anstatt das Glück allein im Privaten zu suchen (und letztlich im privaten Bereich die Last der Arbeitswelt kompensieren zu müssen).«

Die Ausführlichkeit des Zitats scheint mir gerechtfertigt, denn selten wurden fortschrittliche Forderungen (Aufhebung der Trennung von Arbeits- und Privatleben) geschickter genutzt zur Durchsetzung privatkapitalistischer Verwertungsinteressen als hier durch Reinhard Mohn.

Die Gestalt gewinnt Kontur. Der 'liberale` Konzernherr aus Gütersloh erweist sich als moderner, anpassungsfähiger Kapitalist, der die Zeichen und Erkenntnisse der Zeit zu nutzen weiß. Er dekretiert nicht, gibt sich nicht autoritär, da er um die Reibungsverluste eines solchen Führungsstiles weiß. Dieser 'fortschrittliche' Unternehmer, dem eine gemäßigte Sozialdemokratie, also unsere, gar nicht unlieb sein kann in der Regierungsverantwortung, weil nur Klasseneintracht sein System ermöglicht, verdankt seinen Erfolg nicht dem Zufall, sondern tatsächlich seinem Know-how, erlaubt es ihm doch, seinen Angestellten optimale Leistungen abzugewinnen und ihnen gleichzeitig glauben zu machen, sie gäben diese gern. Oder wie es Hermann Hoffmann, Vorstandsmitglied und Leiter der Hauptverwaltung der Bertelsmann AG zynisch formuliert: »Es macht dem Mitarbeiter einfach mehr Spaß, wenn er sich mit den Unternehmenszielen identifizieren kann ...«

Verweigert er jedoch die Identifikation, wie es der stellvertretende Stern- Chefredakteur Bissinger tat, erweist sich die ganze Verbalprogressitivität doch als recht vordergründig: In seinem FAZ-Artikel leugnete Mohn die Fremdbestimmung von Arbeitern und Angestellten durch Anteilseigner, Banken usw. und warf im Gegenteil den Gewerkschaften vor zu verkennen, »daß der tatsächliche Einfluß der Kapitalgeber in den Betrieben immer mehr abnimmt«. Im Fall Bissinger freilich konnte der Kapitalgeber (und anderes ist Mohn bei Gruner und Jahr nicht) die Kündigung eines Redakteurs sehr selbstverständlich durchsetzen, sogar gegen ein Redaktionsstatut. Auch der fortschrittlichste Kapitalist bleibt eben ein Kapitalist oder wie Nestroy schon vor über hundert Jahren feststellte: »S'ist alles nur Chimäre ...«

Literatur-Konkret Frühjahr 1978, S. 64

Hartmut Schulze

Sobota: »Ich bin ein Chauvinist, Madame«

Hartmut Schulze beobachtete die Präsentation eines Zuhälters, der zur Nutte wurde

»Was, wollen Sie etwa schon gehen?« fragt der Verleger so gegen Mitternacht am Ausgang von »Cuneo«, dem In – und Outsider-Italiener in der Davidstraße auf St. Pauli. »Ja, ich bin müde. Aber ich werde Ihnen einen schönen Verriß schreiben.« »Das will ich hoffen«, sagt der Verleger kokett, und schon war ich nicht mehr ganz meiner Meinung. Reinhold Neven DuMont, der Kiepenheuer & Witsch – Chef, hatte zum PR-Snack für ein unmögliches Buch gebeten: »Der Minus-Mann« angeblich von und mit Heinz Sobota aus Wien, 33, aber der Name stimmt auch nicht.

Der Kulturbetrieb hat endlich wieder einen Skandal. In einer Auflage von 20.000, aber wie man hört, soll der Buchhandel sich nicht so recht rantrauen. Dabei muß es einen doch spitz machen, wenn ein liberaler Großkritiker wie Reinhard Hoffmeister in seiner ZDF-Litera-Tour sich vor Ekel schüttelt und über diesen Zuhälter- und Schläger-Report nicht mehr sagen will, als daß es »das scheußlichste Buch ist, das mir je in die Hände gekommen ist«. Ja, ja, mag ja stimmen, aber es ist auch eins der langweiligsten dieser Saison, und die extensive Negativ-Reklame verspricht zu viel. Der »Spiegel«: »Ein Schockbuch«; die FAZ: »Dreck«. Ich hab nur rund ein Drittel gelesen, den Rest ein bißchen diagonal. Jeder sei eindringlich gewarnt: Dieses Buch schockt *nicht.*

Ob er Reinhard Hoffmeister mal in einer dunklen Ecke der Frankfurter Bahnhofsgegend treffen will, habe ich Sobota gefragt. Er weiß inzwischen, was sich gehört und verneint.

Nein, ich werde dem Kiepenheuer & Witsch-Verleger doch besser nicht den Gefallen eines weiteren Verrisses tun. Aber die Choreographie eines Literatur-Skandals ist ein paar Sätze wert.

Es war eine unangenehme Veranstaltung. »Cuneo«-Wirt Franco fand die Stimmung mies, und wenn ein Wirt die Stimmung in seinem Lokal mies findet, dann ist sie es allein schon aus diesem Grund. Da hilft auch kein Wein mehr und kein Spanferkel. Nicht die Fernseh-Scheinwerfer hatten alles verdorben, nicht einmal die Zusammensetzung der Gäste; die war auch nicht viel anders als sonst im »Cuneo«: Hamburger Journalisten, ein bißchen Halbseidenes, ein paar Buchhändler. Nein, es war der Anlaß, dieses Buch und dieser. Mann, der sich Sobota nennt. Ein österreichischer Aufschneider, der großes Talent hat, sich zu produzieren und auch Sprüche machen kann, viel KuK – fossilen Charme hat, mit dem er die gröbsten Gemeinheiten auch den weiblichen Party – Gästen ins Gesicht sagt. Der Aufschneider ist ehrlich: »Ich bin ein Chauvinist, Madame«.

Er zerrt zwei Mädchen zu sich heran, plappert mit ihnen für die »Bücherjournal«-Kamera. Sie lassen's geschehen und wollen noch ein Autogramm haben. Nasse Höschen für die Kultur-Groupies. Sie haben den Leibhaftigen Sobota vor sich, das Monstrum, das frauenmordende. Oder in den Kategorien des Literatur-Betriebs: Die machistische Antwort auf die gegenwärtige Softi-Welle mit »Männerbildern« á la Pilgrim. Wie seinerzeit die Vilar die bestsellernde antiemanzipatorische Antwort auf Alice Schwarzer war. (Das steht so in meinem Vertrag, sagt er). Sobota spielt diese Rolle perfekt. Vielleicht sogar ein wenig zu artig posiert er für Fotografen, geht zu vorgerückter Stunde auch mal mit runter in die Küche, wenns dem Reporter gefällt, geduldig antwortet er auf immer dieselben dummen Fragen: »Haben Sie das alles wirklich selbst erlebt, was Sie da beschrieben haben, Herr Sobota?« Das alles, das sind brutalste Vergewaltigungen, Morde, Zuhälterei, Diebstähle undsoweiter. Die Antwort ist uninteressant.

Jedem, der auch nur so flüchtig in den »Minus-Mann« geschaut hat wie ich, muß die Leserverarsche aufstoßen. Nur ein Beispiel: Sobota erzählt, daß er einer deutschen Wache vor der Fremdenlegion in Marseille glaubhaft gemacht haben will, er sei ein achtzehnjähriger DDR-Flüchtling, der vor einem Jahr in die Bundesrepublik und dann nach Österreich gekommen sei. Wissen'S wos, i bin auß Drösden.

Aber ob die Fakten stimmen, die hier erzählt werden, ist im Fall Sobota so unerheblich wie bei der Bibel. Wie sie verkauft werden, darauf kommts an. Heinz Sobota macht seine Sache gut: »Ja,« bestätigt er, »vom Zuhälter bin ich jetzt selbst zur Nutte des Kulturbetriebs geworden.« Die Nutte ist ehrlich. Nutten sind immer ehrlicher als Zuhälter.

Nicht ganz so ehrlich erscheint in diesem Ambiente der distinguierte Verleger Reinhold Neven DuMont aus Köln. Er spielt ein bißchen Entrüstung über die heftige Ablehnung des »Minus-Manns«: »Superlative in Bezug auf Bücher sind immer eine ungute Sache.« Wieso eigentlich? Neven muß doch wissen, daß er das abstoßendste Manuskript eingekauft hat, das je über seinen Schreibtisch ging. Die Leiterin seiner Presseabteilung, die nette Frau Gollhardt, jedenfalls weiß es. Sie hofft, daß der »Minus-Mann« eine »Eintagsfliege« bleibt, die dem Image des Verlages nicht allzusehr schadet. Daß solche Hoffnung, im Vertrauen geäußert, nicht Teil einer besonders geschickten Reklame-Strategie ist, darf beim Verlag eines Heinrich Böll unterstellt werden.

Doch das Image ist bereits angeknackst. Der »Minus-Mann« wird zur willkommenen Gelegenheit für die Kultur-Reaktion, auf einen Verlag einzuschlagen, dessen literarisches Programm bisher mit den Stichworten Realismus, Humanität und Emanzipation zu kennzeichnen war, eben der Verlag von Böll, Wallraff, Wellershoff und Biermann. Und jetzt Sobota in dieser Reihe? Wallraff sagte mir: »Böll und ich haben uns überlegt, ob wir jetzt nicht versuchen sollten, ein Statut durchzusetzen, mit dem die Autoren wenigstens solche Auswüchse verhindern können. Denn schließlich wird ja unser Ruf mitgeschädigt, wenn wir mit so einem wie Sobota in einem Verlag erscheinen.«

Neven DuMont riskiert also eine ganze Menge mit Sobota. Und er investiert eine Menge. Wallraff: »Der Verlag macht für dieses widerwärtige Buch einen Reklame – Rummel, wie er sonst für keine andre Kiepenheuer & Witsch-Produktion üblich war - finanziert wird das ganz offensichtlich mit aus Gewinnen aus meinem Bildzeitungs – Buch.« Der Verlag verschickt Tonband – Kassetten mit einer Sobota-Lesung an Journalisten, läßt Plakatieren, inseriert überdurchschnittlich viel und lädt sechsmal zu »Präsentationen« -wie der im »Cuneo«. Vier Jahre lang hatte das Manuskript bei den verschiendensten Lektoraten gelegen, keinem der Verlage reichte aus, was dann anscheinend für Neven DuMont Grund genug für eine Veröffentlichung war: »Verstöße gegen absolute Tabubereiche«. Neven setzt also auf den Skandal. Aber der ist gar nicht so leicht herzustellen in einer Zeit, in der Filme wie »Im Reich der Sinne« höchstrichterlich freigegeben werden. Und »Verstöße gegen absolute Tabubereiche« hätte der Verleger wenige Häuser von seiner Hamburger Sobota-»Präsentation« entfernt meterweise in den Pornoshops von St. Pauli finden können.

Kann sich der Verlag also nur noch mit angeblichen literarischen Qualitäten rausreden: »Ein bedeutendes Stück Bekenntnis-Literatur, dessen gedrängte, manchmal auch hochexpressive Sprache ...« Papperlapapp. Leseprobe: »Ich steche ihm das Messer in den Bauch. Es gleitet hinein wie in frische Scheiße, dann brüllt er, und ich ziehe ihm die Brieftasche aus dem Rock.« Das ist eine der vier bis fünf Stellen, von denen Sobota klagt, daß sich alle Rezensenten drauf kaprizieren. Er will die ganzen 400 Seiten gewürdigt wissen und wünscht sich eine »knallharte, ehrliche Kritik«. Nein, das wäre eine Perle vor die Sau. Stattdessen lieber noch ein Stückchen gedrängte, hochexpressive Sprache, mal sehen, was übrigbleibt, wenn Brutalität und Geilheit fehlen: »Der Abend ist dann faltig und zahnlos und verbittert. Ein Stern blinkt im obersten linken Gittervierеck. Das Licht schafft keine Resonanz.«

Auch was seine eigenen literarischen Qualitäten betrifft, ist Sobota ehrlicher als sein Verleger. Er will, scheint's, seinem Buch nicht mehr Wert zumessen als anderen Produkten menschenverachtender sadistischer Phantasie. Der Autor am Kalten Buffet: »Ach sehen's, ich hab das so runtergschrim in sieben Wochen ...«

Aber das nächste Buch, versichert er, das werde gut. Das reflektiere die gesellschaftliche Situation und die Abhängigkeiten derjenigen, in deren Milieu Sobota bis jetzt zu Hause gewesen sein will. Außerdem wolle er sich selbst mal als Literaturkritiker versuchen. Das neue Buch von Erica Jong will er renzensieren. Neven DuMont hört das gerne. Er setzt auf den »neuen Autor, den es aufzubauen gilt« (so das Börsenblatt des Deutschen Buchhandels). Er sollte die Finger davon lassen, wenn er seinen Verlag nicht abbauen will.

Literatur-Konkret Frühjahr 1978, S. 66

Friedrich Knilli

Wie Vorbeter des Bürgertums

Friedrich Knilli untersucht die Literatursendungen des Deutschen Fernsehens

Auf dem Bildschirm erscheint eine Dichterstirn mit Silberlocken. Voll Ehrfurcht folgt die Kamera der Dichterhand, die schreibt. In den Schreibpausen hängt sie erwartungsvoll an den kirschroten Lippen, die an einem Pfeifenstummel saugen, versucht im Dichterauge zu lesen, was es sieht, am Hinterkopf zu entdecken, was er denkt und dichtet, und wirft zwischendurch immer wieder einen verstohlenen Blick auf das bereits Geschriebene. Und das Ganze mit Musikbemalung. Mozart. Das G-Moll Quintett. Eine behutsame Mikrophonstimme, die niemand wecken will:

»Über diese Musik (Gedenkenpause) schreibt Wolfgang Hildesheimer (und weiter mit Leseton): Das G-Moll Quintett spricht eine Sprache, die zum Mitvollzug eines unerklärbaren Vorganges auffordert, einer abwechselnd dringlichen und wieder distanzierten Mitteilung, die auf uns, es gibt da wohl kaum eine Ausnahme, tief tragisch wirkt. Wozu bedürfen wir sonst überhaupt der Musik, wenn sie nicht eben dies bewirkt, die Befriedigung des Verlangens nach emotionalem Erleben, ohne in den tiefen Aufruhr ihrer Quelle verwickelt zu sein. Letzten Endes beruht darauf unser niemals nachlassendes Mozarterlebnis. Wir genießen die Sublimierung der Katastrophe eines Menschen als Katharsis«. Danach einige Kupferstiche und Ausschnitte aus einem Mozartfilm, über den Hildesheimer in der Halbtotalen hängend, immer wieder aufgeweckt von seiner eigenen Stimme im Stabreim meditiert: »Die Unwahrhaftigkeit, ... äh ... äh ... äh, die unwillentliche Unwahrhaftigkeit eines solchen Filmes beruht natürlich darauf, daß dem Kitsch ... äh ... äh ... entgegengewirkt sein soll und nun etwas entsteht, was ein absolut artifizielles Gebilde ist, nämlich die stumme Familie Mozart, die ihn immer nur verständnisinnig anschaut und ein völlig falsches Bild einer wahrscheinlich sehr lebhaften, eines sehr lebhaften Familienlebens ... äh äh ähä ins Gegenteil verzerrt. Ich halte solche Filme, die sozusagen antikitschiger Kitsch sind, für genau so ... äh ... äh gefährlich wie die äh verkitschte Mozartliteratur, in denen uns das Wolferl aus Salzburg nahegebracht wird.«

Wie wahr! Leider gilt das auch für das Stilleben unseres Wolferls aus der Schweiz, wo Hildesheimer lebt. Dieses Poesiealbum wurde am z. März zu später Abendstunde im 'Bücherjournal' des NDR III aufgeblättert. Es ist eines von den vielen Zuckerstückchen deutschen Dichterlebens, von den kleinen Soap Operas, mit denen Literaturredakteure ihre Termine versüßen im Ersten Programm ('Kritik am Sonntagabend`, 'Titel Thesen Temperamente`), im Zweiten ('Litera Tour', 'Aspekte') und im Dritten ('Bücher beim Wort genommen`, 'Für Leser', 'Copyright', 'Literaturmagazin' und 'Bücherjournal'). Die Einschaltquoten liegen zwischen 1 und 2%, aber es gab auch schon Sportbeteiligung. Die Buchhändler disponieren nach den Buchbesprechungen, aber sie sehen die Literaturmagazine wohl meist selten (»Ich bin überzeugt, daß es sich andere ansehen. Aber erstens bin ich persönlich ein Fernsehmuffel, zum anderen ist es so, daß ich die Zeit nutze, die ich zur Verfügung habe, um die Literatur zu lesen.«) Studenten, Studienräte und andere Intelligenzler fragen nach im Fernsehen besprochenen Büchern, in Arbeitervierteln und auf dem Lande fehlt die Resonanz fast vollständig. Der einzige Buchhändler in dem 10.000 Einwohner zählenden Saulgau in Schwaben: »Nein, sehe ich mir nicht an. Noi, also da hab ich nix, keine Resonanz bei den Kunden!« Und ein Buchhändler im Berliner Arbeiterbezirk Reinickendorf: »Die Literaturmagazine werden meistens gesehen, aber mit der Praxis in den Buchhandlungen haben sie meistens nicht so sehr viel zu tun, weil hier in Reinickendorf ist die Resonanz vergleichsweise gering. Wenn der Jungk mit dem Atomstaat kommt, das hat eine gewisse Resonanz, aber wenn jetzt Männerbilder behandelt werden, dann ist es hier im Norden, kann man sagen, untergegangen. Wenn es in der BZ oder in der Morgenpost steht, dann hat es Wirkung. Die Buchbesprechungen im Fernsehen werden wohl nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten ausgesucht. Irgendwie ist das so eine Mafia, die sich gegenseitig die Termine zuspielt im Fernsehen. Ich würde mir wünschen, daß das Niveau allgemeiner zugänglich ist. Nicht so esoterisch. Vom elitären Buch weg auf das, was den Leuten Spaß macht, auf eine anständige Weise.«

Aber das soll 1978 alles ganz anders werden. 1978 sollen sich *die deutschen Literaturredakteure im deutschen Fernsehen neue literarische Maßstäbe setzen. Allen voran will das Jürgen Lodemann. Alle vier Wochen gibt sein Baden-Badener Literaturmagazin eine Bestenliste heraus, Ergebnis einer Umfrage bei 27 Literaturkritikern, die jeweils zehn neuere Titel nennen, denen sie möglichst viele Leser wünschen. Und in diesem Herbst wird er sogar zu einem Baden – Badener Kritiker-Treffen einladen und zehntausend Mark spendieren für den 'Preis des Literaturmagazins'. Jürgen Lodemann: »Es wird ... eine Tagung werden, an der die Kriterien des Kritischen Handwerks zur Diskussion stehen ... Und damit das Baden – Badener Treffen ja nie ins bloß Theoretische abfliegt, bekommen die Berufskritiker konkrete Aufgaben: Drei Autoren werden dazugeladen, werden Unveröffentlichtes vorlesen und die Jury wird sich in spontaner Praxis üben, in Sofort-Kritik. Das gab es schon in jener nun endgültig verabschiedeten Gruppe 47, dort aber blieb das unter geheimnisvollem Ausschluß der elektronischen Medien. Diesmal sind sie dabei, denn - so meinen wir in der Literaturredaktion - kein Kritiker kritisiert für sich selber oder für die Wahrheit oder für die Literatur, auch sie sind für andere da, sollen sich mitteilen. Höhepunkt des

Treffens: Der vom Südwestfunk gestiftete 'Preis des Literaturmagazins'. Zehntausend Mark sind zu vergeben, an eine 'jüngere Autorin' oder an einen 'jüngeren Autor' .... Wir sortieren dabei die zehn 'jüngeren' Autoren aus, die am häufigsten genannt wurden und legen sie der in Baden-Baden versammelten Jury zur Wahl vor: Wiederum sollen sie sich unterhalten, sollen sie sich raufen, wer den Preis, wer die 10.000,- Mark verdient hat - und dann wird im ersten 'Literaturmagazin' des Herbstes der Südwestfunk in seiner Mäzenatenrolle sichtbar werden: Im Rahmen dieser Sendung wird der Preis verliehen, wird der Preisträger vorgestellt - keine elitäre Insider-Veranstaltung in hehren Akademien mehr, nein, alle können die Entscheidung nachprüfen. Vielleicht wird's ein Lehrstück, jedenfalls ein Versuch.«

Wer im Schwabenland noch so schön reden kann, findet natürlich das Ohr seines Programmdirektors, Felix Schmidt, auch wenn oder gerade weil er von der Schönschreibfront im Norden kommt: vom Spiegel. Aber gibt es denn überhaupt eine deutsche Literaturkritik, die zu atzen und zu beherbergen im Schwarzwald sich lohnt! Sind nicht diese 27 Kritiker, die alle vier Wochen die Bestenliste ausfüllen, schon so überfordert, daß sie nicht einmal mit dem Kreuzelschreiben nachkommen, geschweige denn mit dem Lesen (manchmal soll ein Telefonanruf beim Kritikerkollegen das beste Buch ergeben). Ja, und läßt sich denn im Fernsehen Literatur überhaupt kritisch beim Wort nehmen?

Nehmen wir das »Bücherjournal« des NDR. Es erscheint, meine ich mich zu erinnern, viermal im Ersten und vierzehntägig im Dritten Programm. Am 16.2.1978 besprach Dieter Zilligen den Romanessay »Die Reise« von Bernward Vesper und empfiehlt nach einer sehr einfühlenden wie verständnisvollen Darstellung des Lebenslaufs von Vesper (Vater eines Kindes mit der terroristischen Pfarrerstochter Ensslin und Sohn des Nazidichters Will Vesper) den Leser das Buch mit folgenden Worten: »Die Reise« ist ein schreckliches peinigendes, die Teilnahme des Lesers herausforderndes Buch. Hier wird mit erbitterndem Haß und mit unheilbarer Liebe zugleich - das gilt besonders für die Figur des autoritären Vaters - die Geschichte einer verstümmelten, verschütteten Kindheit und Jugend erzählt, der Aus- und Aufbruch einer Generation von Bürgern, Töchtern und Söhnen, in eine neue von allen Zwängen befreite Gesellschaft. Die Reise: ein Fragment, abgebrochen durch den Tod, Literatur und Antiliteratur in eins, mit halluzinatorisch hingefetzten Drogenvisionen, politischen Reflektionen und dazwischen eingeschoben - unvermittelt - Szenen eines längst untergegangenen Landlebens von fast schmerzhafter Schönheit.«

Das ist zwar ein ganz hübscher Waschzettel und Anreißer, aber keine Kritik, die so nicht auch in der Hitparade oder in den Ratschlägen für Kinogänger gesprochen werden könnte. Der Roman wird mit keiner Silbe beim Wort genommen, und doch beginnt er mit einem Satz, den zu erklären mehr bringt als das ganze Geschichtchennacherzählen: »Ich hatte Burton zuvor nicht gekannt, und hier werde ich ihn übrigens auch nicht mehr kennenlernen.«

Auch der Master of Ceremonies des ZDF, Reinhard Hoffmeister, macht Literaturkritik. In seiner als Literatur-Café inszenierten Talk Show 'Liters Tour' gibt er Tips und Anti-Tips. In 'Litera – Tour VIII` war sein Tip 'Ach, Du meine Güte' von Peter Ustinov und sein Anti-Tip 'Der Minus-Mann' von Sobota. Hoffmeister urteilt von der Person des Autors aus, so daß er bei einem so bekannten Mann wie Ustinov nur Etiketten braucht: »Ein All-round-man, einer, der schwer einzuordnen ist: Theaterautor ..., Komiker, ... Ein sehr ernsthafter Schauspieler, demnächst in Amerika als König Lear. Und viele sind der Ansicht, daß eigentlich seine Rolle bei der Unicef - beim Hilfswerk der Vereinten Nationen für Kinder - seine schönste Berufung ist. Rundum ein Mann, dessen Begabung wohl schon genial genannt werden kann.«

Bewunderung ist Hoffmeisters Maßstab für positive Kritik, Ekel und Abscheu sein Maßstab für den Verriß: »Sobota sozusagen als ein Markenzeichen für einen rüden Jargon, der im Blut, Sperma und Kot suhlt. Der Held des Buches, dieser Supermann, der zum Schluß wehleidige Ich-Erzähler, rühmt sich vielmehr seitenlang seiner Exzesse als Zuhälter und Verbrecher. Doch schon nach wenigen Seiten erkennt man, es geht ihm keineswegs um die Aufarbeitung eines verpfuschten Lebens, er stellt sich nicht die Frage, was ihn denn so unausweichlich in die Brutalität getrieben hat - dieser Sobota breitet genüßlich seine gewaltbestimmten und sexbesessenen Monstrositäten aus -Erinnerungen als Selbstbefriedigung.

Hoffmeister beschrieb den 'Minus-Mann` so, wie auch ein Pornofilm verrissen werden könnte, auf der Storyebene. Erst danach kommt Hoffmeister auch auf die Sprache zu sprechen, um aber nicht daran seine Kritik am Roman zu entfalten, sondern um vor der Sprache zu warnen: »Ich habe da noch eine Abschreckung parat: Große Partien dieses Buches sind in einem Wiener Unterwelt – Slang gesprochen und geschrieben, der für Hochdeutsche vollends unverständlich ist. Und ein Text, der hochtourig vorangetrieben wird, erstickt so etwa nach der vierten Vergewaltigung in Langeweile. Kurzurteil: scheußlich und Schlichtweg langweilig.«

Im Gegensatz zu Hoffmeister und Zilligen orientiert sich Jürgen Lodemann am Text, jedenfalls in Ratschlägen wie: »Ein Gespür für Texte, für Literatur kriegen wir kaum durch Bilder aus zweiter Hand, sondern nur durch sehr frühe scharfe Bilder aus erster Hand.« Durch Lesen und Vorlesen. Oder wenn er gegen das Verbot von Fried – Gedichten in bayerischen Lesebüchern erklärt: »Was sich da tun läßt? Lesen. Wir empfehlen lesen. Genau lesen.« Aber von diesem Gespür für Text ist auf dem Bildschirm nichts zu sehen, wenn Lodemann am 19.2.1978 mit Walser dessen neueste Novelle, 'Ein fliehendes Pferd', bespricht. Er tut es in dessen Wohnung, und so wird es zu einem Soap-Opera-Dialog. Walser im Großvaterstuhl und mit Zigarre, bewundert von der Kamera, lächelt geduldig zu Lodemanns Kritik an der neuen Novelle: »Sie ist - glaube ich -

das Witzigste und Intimste, was Sie seit langem geschrieben haben, und wie meisterhaft das außen und innen durchkomponiert ist, das erschließt sich einem erst dann, wenn man bei der zweiten Lektüre, dritten Lektüre immer noch amüsiert auf neue Anspielungen kommt. Der Marcel Reich-Ranicki hat schon von Walsers Glanzstück geschrieben und trotzdem wage ich die Behauptung, daß Ihre Erzählung am entscheidenden Punkt hinter früher Veröffentlichtes zurückfällt. In 'Jenseits der Liebe' las man noch was über die Ursachen, aus denen heraus einer sich in sich selbst zurückziehen kann oder muß ...In Ihren früheren Geschichten hatten die Helden ja wenigstens noch Erfahrungen als Geschäftsleute. Dieser ist in einem Schulsystem, in einem Kultusministerium, eingebaut. Da hätte er ja vielleicht ein paar Erfahrungen zitieren oder erinnern können - das wird nicht gemacht - da wird er uns nur als Leiche vorgestellt.«

Das ist Ideologiekritik, Kritik an mangelnder Sozialität, aber keine Kritik, die Literatur als Literatur nimmt und damit beim Wort und nicht mit Floskeln wie »meisterhaft außen und innen durchkomponiert«. Wahrscheinlich aber ist im Fernsehen Literatur gar nicht kritisch beim Wort zu nehmen. Wahrscheinlich ist das nur beim Schreiben und Lesen möglich. Beim Fernsehen bin ich streng an die sinnliche Gegenwart gefesselt, meine Phantasie verliert alle Freiheit, es entsteht und erhält sich eine fortwährende Unruhe in mir, ich muß immer beim Bildschirm bleiben, alles Zurücksehen, alles kritische Nachdenken ist mir versagt, weil ich einer fremden Gewalt folge. Lese ich den Buchtext, der mir nicht weglaufen kann, so kann ich ungleichen Schritt halten, ich kann nach meinem subjektiven Bedürfnis länger oder kürzer verweilen, kann Rückschritte machen oder Vorgriffe tun und behalte so eine ruhige Freiheit für Kritik. Zeitung, Zeitschrift und Buch sind also Medien, die allein schon aufgrund ihrer medialen Struktur Kritik, Aufklärung und Freiheit ermöglichen, die freilich immer wieder von den Eigentümern dieser Medien eingeschränkt wird. Aber Fernsehen ist ein Medium, das allein schon Freiheit wegnimmt, was zusammen mit seiner politischen Struktur zu totaler Bevormundung und Unterdrückung jeder Freiheit für Kritik führt. Literaturkritik im Fernsehen: das ist ein Widerspruch im Wort.

Wer also trotzdem für die Literatur und für das Lesen etwas Gutes im Fernsehen tun will, der sollte zuerst einmal - weil nicht sein darf, was nicht sein kann - die Literaturkritiker, Vorbeter und Vorleser rausschmeißen und zu einem Baden-Badener Lesertreffen einladen und einen Preis für den besten Leser stiften. Denn was beispielsweise Zilligen über Vespers 'Reise` von sich gibt, ich habe es geahnt. Neu wäre mir die Meinung von ehemaligen Freikorpskämpfern gewesen, die ja ähnlich wie die RAF eine Mörderbande ausgeflippter Bürgerkinder waren. Interessanter als Hoffmeisters Abscheu vor Sperma und Blut wären Zahlen über Atmung, Herztätigkeit und Hautwiderstand von Feministinnen beim Lesen des 'Minus-Mann'. Und was 50jährige Leser, vielleicht sogar Pferdemetzger über Walsers 'Fliehendes Pferd' zu lügen wüßten, wäre unterhaltsam genug, mich aus meinem Fernsehschlaf zu wecken. Das Kritikerpalaver der Herrn Lodemann, Walser & Cie.: Vergeßt es!

Literatur-Konkret Frühjahr 1978, S. 69

Rudi Bergmann

Anti-Maulkorb

Es war einmal einer, der hatte die berüchtigt-berühmte Kabarett- und nicht weniger Rock-Gruppe Floh de Cologne mitgegründet. Es war einmal der Tag gekommen, nach zehn Jahren im vergangenen Jahr 77, da schied er bei den Flöhen aus. Es war (auf-) einmal, also seit geraumer Zeit, der Plan entstanden, den geistigen Schmalz der vielen Jahre, dessen Wortverantwortlicher der oben genannte Gründer war, zu sammeln und zu verlegen.

Also machte sich der besagte Herr, Gerd Wollschon geheißen, nachdem gesammelt war, auf den Weg von Verlag zu Verlag zu Verlag zu Verlag zu ...

Und machte zumindest zwei erstaunliche Erfahrungen: die erste könnte da lauten -im Land der Dichter, Denker und Henker hat die Satire zumindest in den renommierten Verlagen und ihren Anstalten keinen angestammten Platz. Die zweite war noch ordinärer: in Ausnahmefällen, wenn die Namen der Autoren groß genug scheinen nach Meinung der Verlagshäuser, drückt man ein Auge zu und gewährt der Satire ein Mitfahrrecht. Als Trittbrettfahrerin.

Schnöde schlug der Kölner Wollschon die rheinische Weisheit aus: besser gefahren als gut gelaufen.

Also entschloß er sich, humorlos wie die Kölner nun einmal sind, gemeinsam mit dem angetrauten Weib Saskia, seinen satirischen Klugheiten ebenso wie der Satire überhaupt einen kleinen, aber warmen Platz im heiligen Kölle zu bieten. Sie gründeten einen Verlag, der, wie hätte es anders sein können, Satire – Verlag getauft wurde.

Es war einmal, so fangen alle Märchen an, selbst wenn sie der Wahrheit nahe kommen ... die Geburtsursache des Verlages ist keiner Satire wert, sie ist selber eine.

Erstes, fünftausendmal gedrucktes Ergebnis: das Sudel-Lexikon. Gesammeltes aus Gerd Wollschons Floh-de-Cologne-Zeiten. Der Alt- und im guten Sinne altkluge Kabarettist Werner Finck steuerte das Vorwort bei.

Zur Frankfurter Buchmesse 77 stellte sich der Verlag mit einer zweiten Veröffentlichung vor. Autor ein im Lande relativ unbekannter Dichter: Heinrich Heine.

Der Schauspieler Lutz Görner war ausgezogen, um den armen Heinrich in Form der Rezitation seinen westlichen Landsleuten näherzubringen. Unter dem heroischen Titel 'Die Wahl-Esel' gab Görner das Heinrich-Heine-Lesebuch heraus, mit einer klugem Einführung von Otto Schönfeld, der sich gleichermaßen beliebt wie verhaßt machte, als er im stürmischen 68er Jahr die Internationale Bürgerinitiative Heinrich – Heine-Universität Düsseldorf ins Leben rief.

Unschwer zu begründen warum Heine Aufnahme fand in die Wollschonsche Verlagsanstalt. Kaum ein anderer deutscher Dichter, der, obwohl es die meisten nicht wissen (wollen), ein Dichter der Deutschen mit Langzeitwirkung ist, war so unschicklich, so vergnüglich, so unterhaltsam, witzig, satirisch. Mit *Leise zieht durch mein Gemüt* hatte der Düsseldorfer Poet begonnen; enden sollte er und es mit dem Bekenntnis *Die Zukunft gehört den Kommunisten* ... Im französischen und mit angefressenem Rückenmark: wer sich mit den Kommunisten einläßt ...

Nicht weniger gesundheitsgefährdend ist das Leben der Eheleute Wollschon als Verleger. Die Bank befand die Eigentumswohnung und somit den Verlag als kreditwürdig. Die Multiplikation von (Bank-) Schulden und dem kaum flüssigen - da kaum vorhandenen - Geld ergab das Anfangskapital. Methode modernen Geschäftsgebarens: Von der Hand in den Mund.

Daß sie heute noch kein Geld im Sinne der Profitmaximierung verdienen, erstaunt nicht. Daß sie es verdienen wollen, ist nicht nur für sie, sondern ebenso für die Autoren wichtig, deren Manuskripte allzu häufig in anderen Verlagen unauffindbar verlegt wurden. Und natürlich soll und wird es weitergehen. Schon im Startloch der Auslieferung: Walter Kurowskis Karikaturen und Grafikband. Will man der Verlagsankündigung glauben (wer nicht mag, mag halt nicht), zählt Kuro(wski) zu den bekanntesten seiner Zunft.

Gemeinsam mit Reinhard Hippen, dem Leiter des Deutschen Kabarett-Archivs, gibt Gerd Wollschon das Satirische Jahrbuch Nummer 1 heraus. Ein unverzichtbares Buch für all jene, die glauben, etwas mit Satire zu tun haben zu müssen und sei es nur im Sinne einer Ablehnung. Wie breit der Verlag den Satire-Begriff definiert, ist dort in den Beiträgen von Angeloff über Bosch und Hackethal bis zu Henning Venske, Harmes Wader und Guido Zingerl nachzulesen und zu sehen.

Zur diesjährigen Buchmessenzeit erscheint dann pünktlich »Dreißig Jahre Hüsch« - man darf gespannt sein.

Fast Schlußwort und Verlagsmotto: Je weniger man sagen darf, um so mehr ist Satire gefragt oder: Die Zeichen der Zeit stehen auf Maulkorb.

So gesehen also keine schlechte Zeit für Satire und den Satire-Verlag. Obwohl die Heine-Warnung nicht achtlos in den restaurativen Himmel geschlagen werden sollte: *Solche Bücher läßt du drucken!/Teurer Freund, du bist verloren!/Willst du Geld und Ehren haben, /Mußt du dich gehörig ducken.*

Pinkus & Co.

Bibliografie für eine bessere Zukunft

Während die Wissenschaften und selbstverständlich auch Industrie und Technik ihre Bibliografien haben, gab es bis 1968 keine einzige, einigermaßen umfassende Bibliografie der Arbeiterbewegung, des Marxismus, der revolutionäre Befreiungsbewegung und der Dritten Welt. Bescheidene Versuche in den vorangegangenen Jahren waren immer wieder gescheitert.

Ende 1968 erschien die erste Ausgabe der Bibl. Information, verlegerisch betreut von der Europäischen Verlagsanstalt und dem Limmat Verlag Zürich, damals ein Teil der Buchhandlung Pinkus & Co., heute eine selbständige Machergenossenschaft. Die Redaktion wurde vom Leiter des Schweizerischen Sozialarchivs - eine der besten europäischen Bibliotheken über Sozialpolitik und Arbeiterbewegung - Dr. M. Tucek und Th. Pinkus besorgt.

Die ersten Nummern der BI enthielten auf 48 Seiten vorwiegend Titel in deutscher, teilweise auch in französischer und englischer Sprache. Später konnte durch die Mitarbeit von Bibliothekskollegen in Frankreich und dem Archivar des Instituto Gramsci in Rom der Informationsgehalt erheblich erweitert werden. Die BI erscheint in der Regel 4x jährlich. Die ersten 12 Nummern wurden in einem Sammelband herausgegeben, der rasch vergriffen war. Er enthielt einen Index (Doppelnummer 11/12), der in 1.000 Stichworten die bis dahin aufgenommenen Titel sofort auffindbar machte.

Leider war die Europäische Verlagsanstalt (EVA) nachher nicht mehr in der Lage, die BI mitzutragen. Sie wurde vom Limmat Verlag und der Pinkus Genossenschaft weitergeführt, wobei ein großer Teil der Arbeit ehrenamtlich geleistet wird. Das regelmäßige Erscheinen jedoch konnte sowohl aus arbeitstechnischen wie auch aus finanziellen Gründen nicht durchgehalten werden. In keinem Falle aber wollte man diese einzige Bibliografie der Arbeiterbewegung fallen lassen.

1972 übernahm die internationale Vereinigung der Institute zur Geschichte der Arbeiterbewegung IALHI in London das Patronat, d. h. die Herausgeberschaft der BI. Die bibliografischen Angaben wurden auch auf spanische Literatur erweitert, so daß nun die wichtigsten Publikationen in englischer, französischer, spanischer, deutscher und italienischer Sprache in der BI zu finden sind. Die der IALHI angeschlossenen Bibliotheken in England, Italien, Frankreich, BRD, Schweiz, Österreich und Skandinavien legen die BI in ihren Lesesälen auf und arbeiten zum Teil auch mit bibliografischen Angaben redaktionell mit.

Mit der Nr. 20 v.1970 wurde auf Veranlassung von Mitarbeitern der Bremer Universität versuchsweise die alphabetische Autorenliste durch eine Systematik ersetzt. Die Zusammenarbeit mit der Bremer Universität sollte sich dann recht bald erweitern, indem die BI in die dort geplante Datenbank der Arbeiterbewegung miteinbezogen wird. Mit einigen Korrekturen blieb die Systematik bis Nr. 25, 1977 erhalten. Kritiken aus Bibliothekar- und Buchhändlerkreisen und auch der zusätzliche Arbeitsaufwand veranlaßten aber die Redaktion, ab Nr. 26 die Systematik aufzugeben und wieder zum einheitlichen Autoren ABC mit einem Stichwort-Register zurückzukehren. In den 15 Nummern, die die Systematik aufweisen, war jeweils ein Namens-Register enthalten, das die Möglichkeit bot, den Autor sofort zu finden. Die Systematik selbst hat wenig Bedeutung für die Aufnahme in die Datenbank, die viel umfassendere Indizes benötigt.

Bis Anfang 1978 konnte die BI noch keine redaktionelle und technische Hilfe in Bremen erhalten. Erst jetzt, nach Erfüllung eines großen Forschungsauftrages zum Thema Datenbank der Arbeiterbewegung, dürfte die Möglichkeit bestehen, daß im Laufe des Jahres 1978 die bereits von allen betroffenen Gremien der Bremer Universität beschlossene Einbeziehung der BI in die Datenbank Wirklichkeit wird. Deren Funktionieren und die damit verbundene Erweiterung und Verbesserung der BI setzt aber die Mitarbeit der wissenschaftlich Interessierten Bibliothekare und Bibliographen der ganzen Welt voraus, damit tatsächlich die Datenbank der Bremer Universität und mit ihr die BI die einzigartige Aufgabe, die von niemandem sonst übernommen wurde, erfüllen kann.

Die Druckkosten werden wenigstens teilweise von den Einnahmen aus den Inseraten gedeckt. Alle übrigen Arbeiten und Unkosten gehen zu Lasten der Pinkus Genossenschaft, der Studienbibliothek zur Geschichte der Arbeiterbewegung in Zürich und des ehrenamtlichen Arbeitsaufwandes der Redaktion.

Es ist zu hoffen, daß in Zusammenarbeit mit Bremen und den beiden Bibliotheken in Zürich die Pinkus-Genossenschaft weiterhin in der Lage sein wird, die BI herauszugeben. Eine wichtige Hilfe sind die Verlage. Mit der Inseration der einschlägigen Literatur können sie den Benutzern und Beziehern der BI umfangereichere Informationen, als es nur die Aufnahme in die BI bieten kann, geben. Sie unterstützen aber zugleich die BI selbst, die immerhin mit größter Gewissenhaftigkeit und kostenlos alle in Frage kommenden Titel publiziert. Gerade Verlage, die nicht speziell in der

Thematik der BI profiliert sind, aber doch wichtige, einzelne Titel über die Arbeiterbewegung, den Marxismus und die revolutionäre Bewegung oder auch Frauenbewegung, die ebenfalls erfaßt wird, herausgeben, bietet die BI die Möglichkeit, ihre Publikation dort bekannt zu machen, wo sie das größte Interesse finden könnte.

Die BI kann durch jede gute Buchhandlung bezogen, in den Bibliotheken eingesehen und auch direkt bei der Pinkus Genossenschaft, Zürich 8025, Postfach, bestellt werden. Mit Ausnahme einiger vergriffenen Nummern sind auch die alten, bisher erschienen Nummern (pro Nr. Fr. 1.-) erhältlich.

Literatur-Konkret Frühjahr 1978, S. 71

Horst Toma□ er

□ Verlust hei□ t Kartoffelsalat□

Horst Toma□ er bittet den Autor eines Ratgeber Erfolg-Buches um gan□ pers□ nliche Hilfe

Dear Mr. Marc Gordon!

Der Ulrich Verlag zu Deggendorf im Niederbayerischen vermochte mir Ihre Anschrift nicht mitzuteilen. Auch Herr Bernd Neubacher von der »Publikations- und Pressegesellschaft mit beschränkter Haftung« zu Neuwied am Rhein sah sich außerstande, mir Aufschluß zu geben über Ihre Identität. So wende ich mich in meiner Not, die ich zu wenden bitte, in diesem Offenen Brief an ein Pseudonym, hinter dem sich doch ein lebendiger Mensch verbergen soll, wie mir Herr Neubacher ehrenwörtlich versicherte.

Listen, Mr. Gordon alias Somebody! Ich bin der 13.571 ste in Ihrer, in »Marc Gordons Millionaires Club Corporation«. Ich spare mir die 86 Deutschmarks für den 1.185 Gramm schweren Fahrplan nach Saus und Braus vom Munde ab. Ich erbrach die 47 Gramm gewichtige »Tresortasche« mit den »Finanzerfolgsregeln, Checkliste, Millionärskalender, Superliste und Musteraktie«. Denn, glauben Sie mir, ich vertraute Ihnen! Nicht im Traum dachte ich ans »Rückgaberecht« obschon mich Zweifel schüttelten. »Millionär in 91 Tagen«? vergeudete nicht Gott bei der Schöpfung schon sieben Tage? Freilich, wie dürftig dünkt in der Retrospektive des XX. Jahrhunderts des Unternehmens Deal: Ein einziger Kunde und der bei Mutter Natur in Kost und Logis, Flora statt Fleurop und Fauna statt Food (like iced broilers oder cattle, live), weder eine Rolltreppe in den Orkus noch Ferienappartements in Eden-City. War ich - Ihr Versprechen wägend - zeitweise versucht, Betrug! und Polizei! zu schreien, so unterdrückte schließlich die tiefinnen siedende Sehnsucht nach dem sorglosen Leben Skrupel und Vorurteil: Zu feige zum Bruch, unbegünstigt von größerem Erbgut, mit stupider Hand geschlagen bei jedwedem Glücksspiel und allmählich in den Fluten, die die haarenden Felle davontragen, versinkend, ergriff ich die Hand, die Sie, Mr. Gordon, mir im Insertionsteil der »Wirtschaftswoche« entgegengestreckt hatten.

Wissen Sie, Mr. Gordon, wie der Mensch ein Buch aufschlägt? Ich sag's Ihnen: Wie das Kind im Leib den Schoß der Mutter! Welch herzensguter Geist rührte mich da an, als ich eingangs der Widmung angesichtig wurde:

»Bambi, meiner wundervollen, tapferen Frau, ohne deren unerschütterlichen Glauben an den Erfolg dieses Buch nie entstanden wäre«. Ja, »Frauen sind das 'Brot der Erde'«. Sie sagen es, Mr. Gordon, auf Seite 553 dacapo. Bambi, das arme Tier: sie bemutterte und sie beschlief Sie, sie verbellte die Gerichtsvollzieher, während Sie »tausende und abertausende Fachartikel und Zeitschriften ... hunderte von Briefen ... buchstäblich zentnerweise Informationsmaterial in Ihren Kopf einspeisten und verdauten. Ich gestehe, mir schlug das Gewissen. Partizipierte ich nicht wie der Schmarotzer an Ihren »eigenen Verlusten und Lehrgeld«, das Sie »unwissenden Bankiers und betrügerischen Brokers« bezahlen mußten? Denn diese furchtbaren Erfahrungen gaben schließlich den »Anstoß, dieses - für einen Nichtschriftsteller umfangreiche Buch zu schreiben.« Doch dann erinnerte ich nicht nur, daß Ihr so altruistisch motivierter Millionärsfahrplan nicht nur bereits die dritte deutsche Auflage erlebt hat, sondern in weiteren 13 Sprachen Kasse macht. Von nun wollte ich Blatt für Blatt was für mein Geld haben. Und ich kriegte, wenn auch sowas:

»Nach statistischen Erhebungen gehören 75 Prozent aller Börsenteilnehmer zu den Verlierern und nur 25 Prozent zu den Gewinnern,« belehrten Sie mich und zitierten die intellektuell hochkarätige Lebensweisheit Andre Kostolanys, des »alten Hasen des internationalen Börsenparketts: 'Verlust bedeutet Würstchen und Kartoffelsalat, Gewinn dagegen Sekt und Kaviar'«.

Damit aber der Sekt, der sich bei Woolworth für 1,95 stapelt, fließen kann, reicht die Kenntnis des goldenen Gevierts (»Wissen -Information-Organisation-Geld«) nicht hin, man muß schon, sagten Sie, »tiefer eindringen in die Materie: Was geschieht, wenn es im US-Bundesstaat Maine während der Frühjahrsmonate lang anhaltend regnet? Wie wirkt sich die Sperrung der Benguela – Eisenbahn durch die Kommunisten Angolas aus? Was mußte man und sofort veranlassen, als die Nachricht vom Tod Stalins über den Ticker lief? Was ist zu beachten, wenn von Unruhen in Panama berichtet wird? Wer profitiert von einem Putsch in Ghana?« Auf jede dieser Fragen, versprachen Sie im Vorwort, wollten Sie Antwort geben, die ich »auch in Zukunft oftmals in bare Münze verwandeln könnte, ja sollte«.

»Wenn Sie wissen«, sagten Sie, »wie Sie sich als Teilnehmer am Börsengeschehen bei Krisen und Kriegen, Streiks, Todesfällen, Auf- und Abwertungen, Inflation und neuen Gesetzen, Skandalen und Katastrophen, Erfindungen und Entdeckungen zu verhalten haben, um den größtmöglichen Gewinn aus diesen Situationen zu ziehen, brauchen Sie dieses Buch wahrscheinlich nicht mehr. Wenn nicht, lesen Sie es in Ihrem eigenen Interesse um so intensiver«.

Nein, Mr. Gordon, ich wußte dieses nicht. Tue recht, lautete von jeher meine Lektion, und scheue niemand. Verstand ich richtig? Würde mich der Weg zur 1. Million dem Geruch von Blut nach über gleichviel Leichen führen? Sollte ich umschulen zum Aasfresser. Ich gestehe, ich schäumte erst, dann schämte ich mich, bis Sie mir sagten, daß »Raub, Mord, Betrug und Bestechung sowie Falschmünzerei schon seit Menschengedenken zum 'guten Ton' gehörten, nicht erst seit der Aera Watergate und Lockheed«.

Da zerstoben die Skrupel und war ich auch noch immer nicht fündig geworden mit einem konkreten Claim, so schürfte ich mich doch zu weiteren Wahrheiten durch: »Der ununterbrochene Kampf um Macht und Vorherrschaft - ob politisch oder wirtschaftlich geführt - hält die Welt Tag für Tag in Atem ... Die USA übernahmen aufgrund ihrer wirtschaftlichen und militärischen Stärke die Rolle des Weltpolizisten und des 'Dollar-Imperialisten', um einmal die harte Sprache der Kommunisten zu gebrauchen. Das große 'Spiel' hat vielfältige Formen, damals wie heute. Präsidentenmord und Umsturz im Sudan, in Ghana, Chile, Äthiopien, Brasilien, Bolivien, Peru, im Kongo und in Panama. 'Befreiungskriege' (was meinen Sie damit: ‚-`?) in Vietnam, Laos, Thailand, Kambodscha, Rhodesien, Namibia, Angola und Mozambique. Eine endlose Kette, die täglich verlängert wird.«

»Sieht es nun im wirtschaftlichen Bereich anders aus«, fragten Sie sich, coram publicos, um eine Antwort nicht verlegen: »Auch hier wird der Kampf mit harten Bandagen ausgefochten. Die Vorherrschaft um Gewürze und Textilien, Öl und Gold, Kupfer, Kautschuk, Telefon, Autos, Stahl und Eisenbahnen, die Fälle von Bestechungen, Mord, Erpressung, Betrug, Monopolen und Kartellen würden allein ein ganzes Buch füllen«.

Abonniert auf eine Presse, die nicht müde wird, die »freie Marktwirtschaft« als die aufs Menschengeschlecht ethisch zugeschnittene Produktions- und Lebensweise zu feiern, zu verteidigen, folgte ich leicht erschüttert diesen Zeilen: »Wer hat 'Interessen' zu verteidigen? Wer unterstützt wen und warum? Wer wünscht wen zum Teufel und Pest baldigen Tod an ‚den Hals?« Aber ich war schon wieder nicht mehr verblüfft, als Sie mir sagten: »Wir müssen mit diesen Gegebenheiten leben, ob wir wollen oder nicht«. Ja, warum auch nicht, läßt sich doch »aus den geschilderten Tatsachen erheblicher Gewinn ziehen«. Und »das allein wollen wir tun«.

Ihr historischer Exkurs ließ mich, verzeihen Sie, Mr. Gordon alias Somebody, kalt. Nur beim antiken Rom, dessen riesige Beamtenapparate Sie kritisieren, stolperte ich über diesen von Sorge diktierten aktuellen Bezug: »Wie lange wird es noch dauern, bis Enrico Berlinguer den Sessel von Giovanni Agnelli einnehmen wird?«

Ja, wie lange noch!

Hatte nicht das deutsche Kapital Hitler und seine Privatarmee gesponsert, damit er die lästige Arbeiterbewegung, ihre Parteien und Gewerkschaften zerschlagen sollte (von wegen »wer unterstützt wen und warum«)? Sie meinten, zwischen »Hitler und seinem (seinem!) Volk« habe nach '33 inniger Konnex geherrscht über, die »Schande von Versailles« über einen kleinen Weltkrieg »wiedergutzumachen«? So dilletantisch darf auch ein Spekulant nicht spekulieren, Mr. Gordon! Aber da Sie andernorts gewohnte Form zeigten (»Hätte nicht die Oktoberrevolution den Zaren-Herrschern ein Ende bereitet und eine neue Weltmacht hervorgebracht, würde heute Amerika die Welt gehören«), zweifelte ich nicht weiter an Ihrem Verstand, zumal Sie mir eindringlich erklärten, daß »Kriegswirtschaft Verknappung und Verknappung guter Gewinn für den wissenden Spekulanten heißt«. »Sagen Sie nicht«, sagten Sie mir - ich hatte gar nichts gesagt - »es sei unmoralisch so zu denken oder spekulativ zu handeln, denn wenn Sie diese sich bietenden Chancen nicht wahrnehmen, tun es andere! Unser Blick in die Geschichte hat es klar gezeigt. Und nehmen die Politiker auf Sie, auf Ihre sauer verdienten Ersparnisse Rücksicht, wenn Sie Kriegsanleihen auflegen, die nachher nicht mehr das Geld für Druck und Papier wert sind? Legen Sie Ihre Skrupel ab, sofort! Politiker und Bankiers haben diesen Schritt schon lange vor Ihnen getan.«

Auch wieder wahr.

Wo alles ein Geschäft ist, wie sollte die Kino-Kunst keins sein: Sie empfahlen den Exorzisten, den Paten und den Weißen Hai als Spekulationsobjekt. Allein der Film über den Fisch habe » 10 Millionen Dollar in wenigen Tagen« eingespielt, während das »Flammende Inferno« innerhalb von 39 Tagen 28 Millionen Dollar« in die Kasse der Produzenten getragen habe. »Millionär in 91 Tagen« kokettierten Sie. »Sie sehen, es kann viel schneller gehen«.

Was aber ist das »Flammende Inferno« Hollywoods gegen die Inszenierungen des Pentagons: »Während das gigantische Raumfahrtprogramm der Jahre 1957 bis 1969 ... die Luft- und Raumfahrtindustrie zu einem riesigen Apparat aufblähte, der 'Brot und Arbeit' hatte, lief gewissermaßen nebenher, der 'lukrative' Vietnam-Krieg Jahr für Jahr auf höheren Touren ... 3.700 abgeschossene Flugzeuge und 4.780 Hubschrauber, die vom Himmel gefallen waren, mußten ersetzt werden. Bei einer Hubschrauber – Abschußquote von fast 50 Prozent konnte man mit guten Aufträgen und Gewinnen der Hersteller rechnen, auch ohne ein wirtschaftswissenschaftliches Studium absolviert zu haben«.

»Krieg - der Schlüssel zum Reichtum«, begeisterten Sie sich auf Seite 502. »Eine feine Sache, das Salz in der Suppe des Spekulanten« feiern Sie das Abschlachten auf Seite 574. Und »das Geschäft des Jahrhunderts« kommentieren Sie in diesem Zusammenhang von Leben, Tod und Spekulation den Umstand, daß das »Lockheed«Gerät 'Starfighter' 170 mal ohne jede

Kriegshandlung vom Himmel fiel.« Ich spürte Ihre Erregung, als Sie Chairmann David S. Lewis von »General Dynamics« geistigen Auges beobachteten, wie er »frohen Herzens den Sekt entkorkte«. War doch die Nachricht eingelaufen, daß »seine Gesellschaft von der U. S. Air Force den Auftrag zur Lieferung von 650 Maschinen des Tys YF - 16 erhalten hatte«.

Und immer wieder Statistiken, Tabellen, die Fieberzyklen im Leben der Multis, wie mit heißer Nadel graviert die steil nach oben weisenden Kurven und wie von Eishauch begleitet die Linien ins Bodenlose. Oder bildete ich mir die Stürze der Allmächtigen von EXXON bis ITT nur ein?

Da, ich dachte schon längst nichts Gutes mehr, überraschten Sie mich doch noch mit meinesgleichen in Ihrer Welt-Anschauung, mit der Spezies der »sogen. 'Werktätigen', die nur als Masse global gesehen interessant ist« und die sich von der Unternehmerrasse nur dadurch unterscheidet, »daß sie entweder nicht den Mut, die notwendige Ausbildung oder das Kapital besitzt, um sich auf eigene Füße zu stellen«. Ohne die Masse der arbeitenden Menschen, die sich willig unterordnen, belehren Sie mich, »könnten weder Unternehmer noch Politiker bestehen, umgekehrt würde die Masse Mensch untergehen, hätte sie nicht die 'Führer' in Wirtschaft und Politik, die ihnen die Richtung anzeigen, in der es zu marschieren gilt.« Gewerkschaften, konzedierten Sie, »können hier eine durchaus nützliche Rolle für den Arbeitnehmer spielen, nicht aber, wenn sie durch kommunistischen Einfluß wie in Italien und Frankreich zu 'glänzen' versuchen.«

Verzeihen Sie, Mr. Gordon, ich habe Sie sicher über Gebühr (im Wert von, na, sagen wir 86 Mark) aufgehalten. Aber mich drängte, Ihnen so ausführlich zu zeigen, daß ich auf meiner Reise um Ihre Million in 91 Tagen so viel erlebte - und zum atemlosen Ende doch nur Bahnhof verstand.

Listen, Mr. Gordon. Mich läßt kühl, daß ein Mensch die Tage, die ihm ein gelungener Eisprung auf Erden gab, mit der Jagd nach blutigem Geld verbringt, daß er, am Schreibtisch sitzend, dem Gebrüll am Schlachthaus dieser »freien« Welt lauscht, sorgfältig errechnend den Profit aus jeder Tonne Mensch und Natur vernichtenden Herbinzids, jedem verschmorenden Hubschrauber, jeder zum Himmel fahrenden Besatzung, jeder Dürre und jedem Hurrikan.

Weder verschafft mir die Vorstellung, daß sich der Schoß ihrer kleinen »Bambi« einem an massenhaftem Mord und millionenfachem Elend schmarotzendem Freak öffnet, Grauen noch erschüttert mich der Irrsinn, daß Sie den Erlös dieses Buches, wie mir Herr Neubacher versicherte, zum Teil den Analphabeten der dritten und vierten Welt konzedieren wollen - denn: nichts Menschliches ist mir fremd! Müßig dünkt mich schließlich die Frage, in welche Hände dieser 900 Seiten starke Aufruf zur Gewalt gerät. Obwohl ich überlege: Sind es Ärzte, deren Beruf es ist, zu heilen? Sind es Anwälte des Rechts? Bankmanager, in deren Händen das vom Munde Abgesparte kleiner Leute -ruht? Nein, arbeitet ...

Nein, das Verdikt muß Sie mit aller Schärfe und allein deswegen treffen, weil Sie Ihre Kundschaft durch stillgelegte oder bereits in Besitz genommene Claims führen. Weil Sie nur auf die »großen« Männer und auf die »gemachten« Vermögen weisen, Ihre Leser aber mit dem Startkapital im Ungewissen und im Stich lassen. Einmal reichen »500 Mark« aus, dann wieder soll ich es dem Öl – Tycoon H. L. Hunt gleichtun und »mehrere Löcher (10 statt 1 Geschäft) bohren«, um »die größere Chance« zu haben, »Treffer zu landen«. Das Prinzip des Maschinengewehrs, welche Metapher! sei nicht anders: »Ein Schuß kann daneben gehen, von 100 werden aber immer so viele treffen, daß der Zweck erfüllt ist.« Reihe ich mich schon vor dem ersten Spekulationsschritt in die Schlange der Dummköpfe ein, denen - wie Kostolany sagt - Würstchen und Kartoffelsalat blühen, daß Sie mich so verhöhnen zu müssen glauben: »Wenn Sie einer Arbeit nachgehen, werden Sie nur die kostbaren Stunden der Freizeit für das Börsengeschäft opfern können. Versuchen Sie also so frühzeitig wie irgendmöglich, entweder einen Posten als Hausmeister anzunehmen, der Ihnen den größten Teil des Tages Freizeit gewährt; oder aber sich vom herkömmlichen Gelderwerb ganz zurückzuziehen und sich nur noch der Börse zu widmen.«

Ach, Mr. Gordon alias Somebody. Sie verhießen mir Manna und money und ich stehe auf schwankendem Grund wie vor, Bitteres im Mund.

Bat ich Sie eingangs, meine Not zu wenden?

So ergeht im Namen der 75, auf deren Rücken die 25 Sonne schauen, Order an Sie: Teilen Sie endetail, step by step, nomen est omen: »konkret« mit, wie sich 500 Mark, mein Startkapital in 91 Tagen verzweitausendfachen wird! Be my Broker, Mr. Gordon! Und seien Sie der üblichen Courtage bei solchem Deal gewiß.

Sincerly Yours

(Horst Tomayer)

Literatur-Konkret Frühjahr 1978, S. 74

Kommentierte Bibliografie

Belletristik

Bauer, Wolfgang, Die Sumpftänzer, Kiepenheuer & Witsch, DM 34,00

Auf fast 500 Seiten enthält dieser Band Dramen, Prosastücke und lyrische Texte dieses bewundernswert produktiven, chaotisch-realistischen Autors von 'Magic Afternoon' und somit viel Überflüssiges, aber auch verwegen Großartiges, häufig Anregendes und oft Ärgerliches, kurz: Das bisherige Lebenswerk eines Grazer Schriftstellers.

Bibliotheca Dracula, 2001, DM 39,90

In drei Bänden auf ungefähr 4.500 Seiten sind die schauerlichsten, tiefsinnigsten, absurdesten Dracularomane der Jahrhundertwende (u. a. von Shelly, Radcliffe, Lewis) vereinigt zu einem aberwitzigen Kompendium menschlicher Angstvorstellungen, ergänzt um Biografien der Autoren, Dokumente, eine Filmografie und eine Bibliografie.

Billinger, Karl, Schutzhäftling Nr. 880, Rogner & Bernhard, DM 11,90

Dieser Roman aus einem deutschen Konzentrationslager gehört zu den wichtigen Werken der Exilliteratur und unserer Geschichtsschreibung. Der autobiografische Bericht über das KZ Oranienburg erschien erstmals 1935 in Paris (also vor den olympischen Spielen!) und schildert erschütternd die Haftbedingungen, aber auch die verfluchte Zerstrittenheit der Linken über Hitlers Triumph hinaus.

Bukowski, Charles, Schlechte Verlierer, Maro Verlag, DM 12,00

Lesenswert allein schon des Vorworts wegen (Glenn Esterly/ROLLING STONE). Originalton Buk über das Schreiben: »Nicht daß ich besonders gut war, aber die anderen waren einfach so gottverdammt schlecht.«

Carvalho-Neto, Paulo de, Mein Onkel Atahualpa, Peter Hammer Verlag, DM 18,00

Burlesker, sarkastischer Indianerroman über Ecuador, verfaßt von einem Professor für Anthropologie und dennoch lustig.

Der wahre Butt, Diederichs, DM 14,80

Elf teils überraschende Fassungen eines Märchens, das besser ist als sein erst jüngst lädierter Ruf.

Feuchtwanger, Lion, Narrenweisheit oder Tod und Verklärung des Jean – Jacques Rousseau, S. Fischer, DM 28,00

Neuauflage der 1953 im Aufbau-Verlag erschienenen Romanbiografie über den demokratischanarchistisch-individualistisch-konservativ-revolutionären Philosophen, gleichzeitig große, vergnüglich zu lesende Literatur.

Horbelt, Rainer, Geschichten vom Herrn Hintze, Braun, DM 16,00

Die Karriere eines Faschisten und Kriegsgewinners in 26 Episoden pointiert erzählt: Porträt eines erfolgreichen Bundesbürgers, aufregend, widerlich gut gemacht.

Kersten, Paul, Der alltägliche Tod meines Vaters, Kiepenheuer & Witsch, DM 18,00

Durch den Tod des Vaters wird die Entfremdung zwischen ihm und seinem Sohn unwiderrufbar und somit erst wirklich bewußt. Ein realistisches, da authentisches Protokoll einer gestörten Beziehung.

Kotzwinkle, William, Fan Man, Rogner & Bernhard, DM 12,80

»Der erhabene Prinz des geheiligten Müllhaufens«, Horse Badorties sein Name, Komponist und Dirigent, eine Floptype mit Undergroundflair, sucht in New Yorks Lower East Side nach 15jährigen Mädchen für den Love-Chor der St. Nancy Kirche und nach Ventilatoren-Fans zur Untermalung desselben. Die Beschreibung dieses Schuttweltkatastrophaten gerät zu einer umgangssprachlichen Abfallorgie, die darin gipfelt, daß auf einer Seite rund 100mal die Anrede »Mann« gebraucht

wird. Auch die Vorschußlorbeeren, mit denen dieses Buch bedacht wurde, haben Schrottwert.

Müller-Waldeck, Gunnar (Hrsg.), In des Gartens dunkler Laube, Claassen, DM 19,80

Moritaten über Schlachten, Frauenschicksale, Mord- und Schauertaten, Liebeslust und -leid, überhaupt alles, was vom 15. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts die Volksseele erregte, wiedergegeben weniger zwecks literaturgeschichtlicher Einordnung als zum Vergnügen des Lesers auf DDR – Papier zu BRD-Preisen.

Pavese, Cesare, Der Teufel auf den Hügeln, Claassen, DM 16,00

Paveses Romane zählen immer noch zu den wichtigsten Werken der modernen italienischen Literatur. Im 'Teufel' wird die modische Zurückaufs-Land-Ideologie auf ihren existenziellen Ursprung zurückgeführt.

Roth, Gerhard, Winterreise, S. Fischer, DM 20,00

Sehr resignativer Roman der österreichischen Schule über die Abkehr eines Lehrers von der Welt und seinen Mitmenschen auf einer Winterreise nach Italien.

Schmidt-Hellerau, Cordelia, Männerleben, Beltz, DM 24,00

23 Erzählungen über die Erziehung und Situation des Mannes, über gesellschaftliche und Rollenzwänge. Das Überdecken von Versagerängsten wird so beschrieben, daß eine Solidarität der Frauen, die ähnlichen Zwängen unterliegen, als gerechtfertigte Forderung erscheint.

Schneider, Peter, Die Wette und andere Erzählungen, Rotbuch 186, ca. DM 8,00

Erster Kurzgeschichtenband Peter Schneiders, u. a. mit der 'Sache der Männlichkeit'.

Stiller, Niklas, Der Tod und das Flugzeug, Rowohlt, ca. DM 10,00

In einer Mischform aus wissenschaftlichem Essay und fiktiver Prosa beschreibt ein Arzt seine Arbeitswelt.

i

Timm, Uwe, Morgenga, Autorenedition, DM 32,00

Es ist Uwe Timms Verdienst, der Geschichte des deutschen Rassismus nachgegangen zu sein. Sein Roman beschreibt detailliert den Vernichtungskrieg der Deutschen gegen den Stamm der Hereros.

Turrini, Peter, Turrini-Lesebuch, Europaverlag, ca. DM 24,00

Turrini ist Fernsehzuschauern spätestens seit der 'Alpensaga' als realistischer, engagierter Volksstückautor bekannt. Der Band enthält neben Turrinis Theatertexten und Essays auch Zeugnisse ihrer Wirkung, Zeugnisse österreichischer Provinzialität.

Ziegler, Alexander, Kein Recht auf Liebe, Schweizer Verlagshaus AG, DM 28,00

Der Autor, der kein Klischee über Homosexuelle ausläßt. Im Drehbuch zur »Konsequenz« kann man das noch mal nachlesen. Die Aufsatzsammlung ist von einer quälenden Banalität. Und die Reportagen kann man vergessen.

Zopfi, Emil, Jede Minute kostet 33 Franken, Limmat, DM 14,50

'Jede Minute kostet 33 Franken' steht an der Wand eines Züricher Rechenzentrums, in dem Martin arbeitet. Minutenweise wird auch vor dem Leser die Entwicklung des aktiven Genossen Kern in der Studentenbewegung bis zum eingepaßten Computerfachmann abgespult. Anstoß dazu gibt das Ausbleiben des ehemaligen Mitgenossen und jetzigen Mitarbeiters Kopp, der in dieser Nacht nicht zur Arbeit kommt - ob durch einen Autounfall oder durch Flucht vor der endgültigen Einpassung in die Praktiken der ISC-Corporation (Waffenlieferung) bleibt ungelöst.

Zwerenz, Gerhard, Das Großelternkind, Beltz, DM 19,80

»... wir hatten alle drei nicht gewußt, daß wir arm waren. Wir Glücklichen.« (S.133) Diese und ähnliche Spaßigkeiten sind gar nicht lustig. Na gut: Ein neuer Zwerenz und nicht schlechter als die vorangegangenen, in einzelnen Episoden gar

brillant.

Lyrik

Fried, Erich, 100 Gedichte ohne Vaterland, Wagenbach, DM 7,00

Bekannte und neue Gedichte Erich Frieds, gleichzeitig in 7 westeuropäischen Sprachen veröffentlicht (Internationaler Verlegerpreis der Sieben).

Krämer, Renate, Auf dich ist Verlaß, Bläschke, DM 9,80

Meist kurze, lakonische oder verzweifelte, bittere Gedichte einer Autorin, die aus Halberstadt (DDR) stammt und in München lebt und gar nicht in das somit nahegelegte Schema paßt: »Komm, leg die Hände/ganz dicht zu mir./Mit den Innenseifen nach oben-/die sind so/hilflos und unverdrossen/ganz anders als dein Mund./Und wenn sie eingeschlafen sind,/mach' ich die Zigarette darin aus/und seh' dich ehrlich weinen.«

Schütt, Peter, Für wen? Für uns!, Atelier im Bauernhaus, DM 9,80

Einfach, ohne banal zu sein, parteilich statt unverbindlich, politisch auch in den Gefühlen sind diese Gedichte Peter Schutts. Für Bewunderer der gestrigen Herrschaftskultur mag diese Ahnung einer zukünftigen Volkskultur unbefriedigend sein. Aber das ist ihr Problem.

Literatur

Arnold, Heinz Ludwig (Hrsg.), Handbuch zur deutschen Arbeiterliteratur,

text + kritik, 2 Bde., DM 28,50

Während die Aufsätze nur zur Einführung dienen können und der Gruppe 61 wie dem Werkkreis eine zu große, der vorfaschistischen und DDR-Arbeiterliteratur eine zu geringe Bedeutung beimessen, ist die Bibliografie (interdisziplinär aufgebaut) mit 4.429 Angaben hervorragend erarbeitet und anschaffenswert für alle, die sich für Geschichte und Literatur der Arbeiterbewegung interessieren.

Drews, Jörg (Hrsg.), Literaturkritik -Medienkritik, Quelle & Meyer, DM 12,80

Schon das Vorwort ist lesenswert, meint doch Prof. Lämmert rechtfertigen zu müssen, daß Germanisten auch einmal über die mediale Vermittlung von Literatur in Funk und Fernsehen nachdenken. Darüberhinaus enthält der Band aber eine Vielzahl interessanter Fakten (auch ökonomische!) zur Literaturkritik.

Kröll, Friedhelm, Die Gruppe 47, Metzler, DM 35,00

Literatursoziologische Untersuchung der Gruppe 47, sehr wissenschaftlich, genau, umfassend, gut geeignet als Grundlage kritischer Analyse.

Schäfer, Martin, Science Fiction als Ideologiekritik, Metzler, DM 45,00

Kritische Untersuchung der SF-Literatur in den USA zwischen 1940 und 1955, ein wichtiger Beitrag zu dem Bemühen, die Träume des Menschen nicht kampflos dem Gegner zu überlassen. Als Dissertation leider nicht überarbeitet, entsprechend schwierig zu lesen.

Stollmann, Rainer, Ästhetisierung der Politik, Metzler, ca. DM 39,00

Wie kam der Faschismus in die Köpfe und Gefühle der Menschen? An verschiedenen Beispielen (Arbeiterdichtung, Massenromanen etc.) zeigt Stollmann die Auflösung von Politik in falschem Schein.

Walter, Hans Albert, Deutsche Exilliteratur 1933-1950, Bd. 4: Exilpresse, Metzler, ca. DM 68,00

So erfreulich die Tatsache ist, daß nun Walters 'Exilliteratur' in einem neuen Verlag weitererscheinen kann, so ärgerlich ist der Preis. Warum eigentlich gibt es Subventionen für Milch und Stahl, aber nicht für ein derart wichtiges Buch?

Wischmann, Christine, Die mexikanische Fotonovela, B. Heymann, DM 38,00

Der Fotoroman ist in Südeuropa und Lateinamerika die auflagenstärkste Belletristikgattung; ihre Funktion entspricht den hiesigen Groschenromanen. Wischmanns Untersuchung ist nicht nur für Fotonovelaspezialisten lesenwert, zumal sie über die Gattungsanalyse hinaus auch den Begriff der 'Kultur der Armut' kritisch überprüft.

Frauen

Alexander, Elisabeth, Die törichte Jungfrau, Braun, DM 28,00

Der autobiografische Roman einer Frau des Jahrgangs 32. In Fragmenten werden sehr subjektiv in der 3. Person Erinnerungen und Reflexionen über katholische, proletarische, antikörperliche Erziehung auf fast 400 Seiten angerissen. Entwicklung und Bezug zur Gegenwart werden spärlich wiederum in Reflexionen über sich und über Männer angedeutet. »Denken, neugierig sein, Gedächtnis haben, und die Welt gehört euch«, und das ohne eine Einordnung ins gesellschaftspolitische Umfeld, nur unter dem Einfluß des Empfindens und der Vagina?

Atkinson, Ti-Grace', Amazonen-Odysse, Frauenoffensive, ca. DM 14,50

Ein Klassiker der neuen Frauenbewegung, geschrieben von einer Frau, die sich mit Mafia-Boß Jogi Colombo anfreundete, um die Methoden und Strukturen einer mächtigen Minderheitenorganisation kennenzulernen.

Brownmiller, Susan, Gegen unseren Willen, S. Fischer, DM 28,00

Das Buch ist ebenso gut gemeint wie unzulänglich: Die Autorin dokumentiert ungezählte Vergewaltigungen, ohne daß es ihr gelingt, die Ursachen für eine Vergewaltigung deutlich zu machen. Entsprechend hilflos plädiert sie für höhere Strafen und wird vollends banal in der Analyse: Sie vermutet, daß die Angst vor Vergewaltigung die Institution Ehe habe entstehen lassen

Kollontai, Alexandra, Die neue Moral und die Arbeiterklasse, Verlag Frauenpolitik, DM 9,00

Dieser Text, 1918 entstanden, ist einer der wichtigsten Beiträge zum Thema 'Feminismus und Sozialismus`, hier ergänzt um Monika Israels Aufsatz über die Probleme der Frauenemanzipation im nachrevolutionären Rußland: Utopie und Deformation.

Kossode, Blandena Lee, Die Frau in Afrika, List, DM 32,00

Diese wohl umfangreichste Materialsammlung über die Situation der Frau in Afrika aus nichteuropäischer Perspektive läßt über die geschlechtsspezifischen Gemeinsamkeiten hinaus wichtige Unterschiede zur weißen Frau im sozioökonomischen Bereich erkennen.

Michel, Louise, Erinnerungen, Verlag Frauenpolitik, DM 18,00

Louise Michel - die Frau, die sich das Menschenrecht gekommen hat, Revolutionär zu sein! Die Ungeheuerlichkeit dieses Ereignisses macht die Faszination und Aktualität ihrer Memoiren aus. Das Buch, nach erst fast hundert Jahren 1976 in Frankreich zum zweitenmal veröffentlicht, ist Dokumentation und spannende, manchmal fast lyrische Berichterstattung.

Reschke, Karin, Texte zum Anfassen, Frauenbuchverlag, DM 12,80

Das Buch hält, was der Titel verspricht: Kaum verquere Theorie, keine Weinerlichkeit, wenig Mythen, dafür handfeste Geschichten (unterschiedlicher Qualität), Lustiges, Verrücktes (und damit erst wahr gewordenes).

Wir Frauen 79, Pahl-Rugenstein, ca. DM 7,00

Der Kalender wird u. a. enthalten: Hinweise auf die Rechte der Frau am Arbeitsplatz; auf Filme, Platten, Bücher; Anschriften der Gruppen der Demokratischen Fraueninitiative, der Pro Familia-Beratungsstellen, Abtreibungskliniken; Frauenporträts, Texte, Lieder, Gedichte - und dies sicher nicht auf rosarotem Papier.

Kunst

Bachmann, Gideon, Bewegte Bilder, Beltz, DM 12,00

Bachmann erklärt an einfachen Beispielen in simpler Sprache filmische Ausdrucksmittel, berichtet über die Entstehungsgeschichte des Films, skizziert eine Filmgeschichte (ohne fasch. Film), manchmal ein wenig naiv.

Benzig, Brigitta, Studien über Ethno – Art, B. Heymann, DM 32,00

Benzig überwindet die Reduzierung 'primitiver Kunst' auf Exotik und pittoresken Schein, indem sie ihre Bedingtheit durch Umwelt, Funktion und als Ware analysiert.

Bohnen, Uli und Dirk Backgis (Hrsg.), Franz W. Seiwert, Karin Kramer Verlag, DM 30,00

Seiwert, ein bedeutender Künstler der 20er Jahre, war ein linksradikaler (aus dem Katholizismus kommender) Kritiker des Bolschewismus, der dennoch an Münzenbergs IAH mitarbeitete. Der Band enthält neben vielen Werkabbildungen die veröffentlichten Schriften Seiwerts, seine unveröffentlichten Briefe sowie den vollständigen Nachdruck des Organs der 'Gruppe progressive Künstler Köln', 'a bis z', die freilich so progressiv waren, daß sich in der letzten Ausgabe vom Februar 33 nur wüste KPD-Beschimpfungen finden. Doch Seiwert war ein sehr guter Maler, und das Buch ist sehr schön gemacht.

Daumier, Honoré, Das lithographische Werk in 2 Bänden, Rogner + Bernhard, DM 98,00

Kämpfend, spottend, moralisierend hat dieser Künstler die Fressen der herrschenden Klasse aufgeschrieben, als sie noch jung und doch schon so verkommen war. Damit die Rückschau nicht zum Ergötzen allein gerät, hat Herausgeber Klaus Schrenk die Blätter nach politischen Themenkreisen geordnet. Der den Bänden vorangestellte Essay von Charles Baudelaire ist allen Fotomonteuren und engagierten Künstlern als Bremsklotz vor die platte Umsetzung ihrer richtigen Gedanken empfohlen.

Dückers, Alexander, Georg Grosz, Propyläen, DM 148,00

Der Band wird erstmals das druckgrafische Gesamtwerk vorstellen (400 Blätter), freilich zu einem horrenden Preis: Sozialkritische Kunst für die Bücherablagen der Verspotteten.

Jungheinrich, Hans-Klaus und Luca Lombardi, Musik im Übergang, Damnitz Verlag, DM 24,00

Darstellungen aktueller Probleme einer fortschrittlichen Musikpraxis in kapitalistischen und sozialistischen Ländern mit Beiträgen u. a. über Henze, Eisler, Entwicklungen und Projekte in der BRD, Italien, der DDR und die Vermittlung zwischen musikalischer Hochkultur und Massenpraxis im Sozialismus

Nau, Peter, Zur Kritik des Politischen Films, DuMont, DM 26,80

Am Beispiel von sechs Filmanalysen zeigt Nau in diesem sehr schön gestalteten Buch, mit welchen filmischen Mitteln die politische Dimension eines Films verwirklicht werden kann.

Pflaum, Hans Günter u. Helmut Prinzler, Film in der **Bundesrepublik Deutschland, Hanser, DM 19,80**

Neben einer Geschichte des 'neuen deutschen Films' enthält das Buch eine Liste mit biografischen Angaben, Filmografien und Anschriften von 100 Filmemachern in der BRD, ein Sachwörterbuch sowie eine Bibliografie zum Thema Film.

Salz der Erde, Oberbaum, DM 19,80

Bereits im Sommer 77 erschienen, doch immer noch viel zu wenig gelesen: Materialien (Dokumente, Kritiken, Informationen, Fotos) und das Drehbuch zu einem der großartigsten Werke der Filmgeschichte. Biberuran selbst, einer der ' 10 von Hollywood`, die wegen ihrer demokratischen Gesinnung und wegen 'Mißachtung des Kongresses` ins Gefängnis mußten, berichtet über die Entstehung des Films und die Versuche, ihn zu verhindern, über Schwarze Listen und Berufsverbote, politische Unterdrückung und soziale Diskriminierung in den USA der 50er Jahre: Modell Amerika, Vision bundesrepublikanischer Zukunft?

Solle, Gert, Die Geschichte des Design in Deutschland von 1870 bis heute, Du Mont, DM 28,00

Meines Wissens der erste Versuch, von Einzelstudien abgesehen, einen designgeschichtlichen Überblick über die »Entwicklung einer industriellen Produktkultur« in Deutschland seit 1870 zu geben. Auch wenn der Autor nicht bei einem stilgeschichtlichen Ansatz stehenbleiben will, sondern die industrielle Produktwelt als Ausdruck der gesellschaftlichen Verhältnisse auffaßt, bleiben Grundfragen, wie die nach dem Verhältnis Künstler - Industrie, ungeklärt. Bemüht, eine Systematik anzubieten, verzichtet Solle auf gründliche, konfrontierende Untersuchungen einzelner Produkte und bleibt so eine historische Konkretion der Haugschen Warenästhetik schuldig.

Gesellschaft

Armanski, Gerhard, Die kostbarsten Tage des Jahres, Rotbuch 181, ca. DM 8,00

Armanski untersucht den Massentourismus und seine Auswirkungen auf die heimgesuchten Länder und auf die Urlauber selbst.

Berlin u. a., Was verschweigt Fest?, Pahl-Rugenstein, DM 9,80

Auch wenn in der BRD der Antifaschismus nie zum gesellschaftlichen Grundkonsens gehört hat, muß die Hitlerwelle der letzten Monate alarmieren als ein Symptom für die gegenwärtigen gesellschaftlichen Entwicklungstendenzen in diesem Land. Am Beispiel des Hitler-Films von Fest untersuchen die Autoren nicht nur dessen historische Verfälschungen auch mit dem Mittel der Filmästhetik, sondern vor allem die Resonanz des Films und seine Funktion. In einer dokumentarischen Anhang sind Besprechungen und Stellungnahmen aus den verschiedensten politischen Lagern abgedruckt.

Berlinguer, Enrico, Die internationale Politik der italienischen Kommunisten, Klett-Cotta, DM 18,00

Reden und Schriften Berlinguers lassen erkennen, wie stark dessen Vorstellungen eines sozialistischen Westeuropas die Programmatik der KPI bestimme.

Bolzat u. a., Ein deutscher Herbst, Verlag Neue Kritik, DM 11,80

Eine verschenkte Möglichkeit. Zwar versichert der Verlag: »Das Buch versucht angesichts der schwindelhaften televisionären Luftkriegskommandos der einen wie der anderen, auf der Erde zu bleiben«, aber auf der Erde (und in vielen Köpfen) herrscht das Chaos. So wird die Dokumentation und Analyse des Ausnahmezustandes in der BRD nach der Schleyer-Entführung zu einem wirren Sammelsurium von Zitatfetzen, persönlichen Bekenntnissen und abstrusen politischen Theorien.

Bruckner, Peter, Versuch, uns und anderen die Bundesrepublik zu erklären, Wagenbach, DM 6,50

Wieviel mehr als die Embleme wurden 1945 beseitigt? Hat die Arbeiterklasse versagt oder war sie gar nicht in der Lage, obrigkeitsstaatliche Vorstellungen im politischen Leben zu beseitigen? Bruckners Thesen und Fragestellungen machen neugierig.

Bosch, Gerhard, Arbeitsplatzverlust, Campus, DM 24,00

Bosch untersucht am Beispiel eines stillgelegten Röhrenwerkes die sozialen Folgen einer Betriebssschließung für die Arbeiter.

Cless, Olaf, Sozialismusforschung in der BRD, Pahl-Rugenstein, DM 14,80

Die »wissenschaftliche« Auseinandersetzung mit dem realen Sozialismus basiert häufig auf ideologischen und theoretischen Prämissen und Denkmodellen, die jeglicher Erkenntnismöglichkeit Schranken setzen. Cless beschreibt und analysiert dieses Phänomen am Beispiel zahlreicher Veröffentlichungen und weist nach, was mancher schon geahnt hat: Die Anerkennung der DDR als Gegenstand unvoreingenommener Forschung steht noch aus.

Collins, Joseph u. Frances Moore – Lappé, Vom Mythos des Hungers, S. Fischer, DM 28,00

Niemand, so meinen die Autoren, müßte hungern, wäre nur das Prinzip der Selbstversorgung in jedem Land der Erde realisiert. Nicht Umverteilung also sei die Lösung des Hungerproblems, sondern Nutzbarmachung der jeweils eigenen

Ressourcen. Das klingt irgendwie bekannt ...

De Michelis, Marco, Die sowjetische Stadt, VSA, DM 22,00

Zwischen 1925 und 37 wurden in der SU 354 neue Städte gebaut, wobei westeuropäische Architekten kaum wiederholbare Experimentiermöglichkeiten erhielten. Da die Autoren nicht nur (italienische) Dozenten für Architektur, sondern auch Kommunisten sind, beschränkt sich ihr Buch nicht auf Projektbeschreibungen.

Ein anderes Deutschland, Oberbaum, ca. DM 25,00

Nach Engelmanns 'Anti-Geschichtsbuch' ein erneuter Versuch, Geschichte im Interesse und zum Nutzen der Beherrschten zu vermitteln. Dokumente der Unterdrückung und des Widerstandes vom Beginn des 16. Jahrhunderts bis in die Tage des Russel-Tribunals.

Heller, Agnes, Philosophie des linken Radikalismus, VSA, DM 16,00

»Das Sollen der Philosophie hat zum Wollen der Menschen zu werden. Die radikale Philosophie radikaler Bewegungen zu werden, sie muß 'in die Massen eindringen'. « Und wie? Im Mai erscheint das Buch!

Holz/Sandkühler, Betr.: Gramsci, Pahl-Rugenstein, DM 14,80

Holz und Sandkühler überprüfen die bisherige Gramsci-Rezeption in der BRD, stellen Leben und Werk des Gründers der KPI vor und untersuchen seinen Einfluß auf die Theorie von Revolution, Staat, Klasse, Partei sowie sein Verhältnis zu Togliatti.

Guldenpfennig, Sven, Gewerkschaftliche Sportpolitik, Pahl-Rugenstein, DM 14,80

Entwurf eines langfristigen Forschungsprogramms für die Ausarbeitung einer historisch – materialistischen Sportpolitologie.

Holdt, Jacob, Bilder aus dem schwarzen Amerika, S. Fischer, DM 36,00

Faszinierende, sehr subjektive Fotoreportage gegen soziale Ungerechtigkeit und Unterdrückung in den USA.

Kamenkov, Vera, Unter uns war Krieg, Rotbuch 180, ca. DM 7,00

Bericht über das Leben ausländischer Arbeiter in Berlin, erzählt von einer Jugoslawin, die wegen der Anschuldigung, ihren Sohn getötet zu haben, im Gefängnis sitzt.

Landefeld, Beate u. a., Der Streik, Weltkreis, DM 7,80

Eine erste Darstellung und Analyse des bundesweiten Studentenstreiks, gut dokumentiert und nützlich gerade für jene Kommilitonen, die diesmal noch einfach zu Hause geblieben waren.

Levinson, Charles, Wodka Cola, Rowohlt, DM 24,00

Ein intelligentes Buch, in dem - was wichtiger ist - viel Wissenswertes über die wirtschaftliche Zusammenarbeit zwischen Ost und West zusammengetragen wurde. Das Buch hat seinen Wert dieser Detailinformationen wegen, die wachhalten mögen auf dem Weg zur Entspannung.

Lichnowsky, Mechthilde, Der Kampf mit dem Fachmann, Matthes & Seitz, DM 12,80

Mechtilde Lichnowsky, von der Karl Kraus sagte, sie habe mehr Geist als sämtliche deutsche Schriftsteller zusammen, schildert und analysiert mit Witz das Verhältnis zwischen Fachmann und Laien. Ein Lesevergnügen, das auch einige Erkenntnisse vermittelt.

Maase, Kaspar, Arbeitszeit-Freizeit – Freizeitpolitik, Informationsbericht 27 des IMSF, DM 8,00

Eine realistische Analyse der Freizeitpolitik in der BRD mit umfangreichem Tabellenteil über tatsächlich geleistete Arbeitsstunden sowie Nacht-, Schicht- und Teilzeitarbeit.

Mandel, Ernest, Revolutionäre Strategien im 20. Jahrhundert, Europaverlag, DM 35,00

Sammlung politischer Essays des mit Einreiseverbot belegten Trotzkisten und PEN-Mitgliedes aus den vergangenen 15 Jahren, u. a. über Trotzki, Luxemburg, die chinesische Kulturrevolution, den Mai 68. Mandels Arbeiten erweisen sich dabei erneut als provokativ-anregend auch für jene, die seine ideologischen Besonderheiten nicht teilen.

Marxistische Stalinismus-Kritik, VSA, DM 12,00

Guiseppe Boffa, Journalist, politischer Kommentator der Unit'a und Gilles Martinet, Sekretär der (französischen) sozialistischen Partei, diskutieren die sozioökonomischen Wurzeln, Entwicklungsphasen , und Erscheinungsformen des Stalinismus.

Moreau, Pierre-Francois, Marx und Spinoza, VSA, DM 14,80

Spinoza, noch unbekannter und ungelesener als Hegel, Feuerbach und andere vormarxistische Philosophen, muß erst noch entdeckt werden von der Linken. Moreau gibt eine marxistische Einführung in das philosophische Werk.

Mutius, Bernhard von, Die Rosa Luxemburg-Legende, Bd. 1, Verlag Marxistische Blätter, ca. DM 11,50

Ein gelungener Versuch, die Rosa-Luxemburg – Legende, die sich um den Ausspruch rankte, »Die Freiheit ist immer die Freiheit der Andersdenkenden«, zu zerstören und etwas von dem schöpferischen Marxismus einer großen Revolutionärin und von ihrem Mut aus den staubigen Büchern zu lösen und der Theorie und Praxis zugänglich zu machen.

Niederhauser, Rolf, Das Ende der bloßen Vermutung, Luchterhand, DM 26,00

Die Geschichte einer Genossenschaftsgründung, Bericht über das Leben und Arbeiten im Kollektiv und über Mitglieder, denen allen zumindest gemeinsam ist die Suche nach der Identität und damit nach Parteilichkeit. Ein außergewöhnliches Buch.

Ostrowsky/Geister, Südafrika, Pahl-Rugenstein, DM 12,80

Entstehung und Struktur des rassistischen Systems in Südafrika lassen die Interessen der führenden Mächte Westeuropas und der USA an dieser Zwingburg des Kolonialismus deutlich werden. Doch dieses sehr informative und aktuelle Buch beschränkt sich nicht auf die Zustandsanalyse. Die Darstellung des Befreiungskampfes und ergänzende Angaben zur Solidarität haben Aufforderungscharakter.

Raddatz, Fritz J. (Hrsg.), Warum ich Marxist bin, Kindler, ca. DM 10,80

Unter den vielen Autoren dieses Bandes (u. a. Dutschke, Guttuso, Havemann, Henze, Kroetz, Mandel) vermißt man nur Fritz J. Raddatz selbst. Dann wäre das Buch erst so richtig spannend geworden.

Rauten E. A., Vom Umgang mit Wörtern, Weismann Verlag, DM 8,80

Ein Sprachbuch für Zeitungsleser, entstanden aus einer UZ-Analyse, erweitert zu einer spannenden Untersuchung über die Bedeutung von Wörtern, Floskeln und Maschen für die Verhinderung rationaler Rezeption.

Reulecke, Jürgen u. Wolfhard Weber (Hrsg.), Fabrik-Familie-Feierabend, Peter Hammer Verlag, ca. DM 30,00

Die 'Beiträge zur Sozialgeschichte des Alltags im Industriezeitalter' vermeiden die nichtnachvollziehbare Analyse fremder Lebensbedingungen, -erfahrungen, sondern vermitteln an Beispielen wie 'Kommunikationsstruktur im Umfeld eines Fußballvereins` oder 'Das Fest der Bergleute' konkret Informationen über Denk – und Verhaltensweisen der Unter- und Mittelschicht.

Röhmer, Peter, Entstehung, Rechtsform und Funktion des kapitalistischen Privateigentums, Pahl-Rugenstein, DM 14,80

Die Aneignung von Wissen, gar marxistischer Erkenntnis, ist nicht nur teuer, sondern auch mühsam. Wer bereit ist, auf 320 Seiten neben dem Text auch noch 435 Anmerkungen zu lesen, wird das »innerste Geheimnis, die verborgene Grundlage der ganzen gesellschaftlichen Konstruktion und daher auch der politischen Form der Souveränitäts- und

Abhängigkeitsverhältnisse« (Marx) zu entschlüsseln wissen. Nur: Kann man sich lustvoll solcher Qual aussetzen? Nötig wäre für dieses und ungezählte gleich wichtige Bücher ein neuer Typ von Wissenschaftler: der Vermittler. Er erst könnte die Relevanz einer solchen wissenschaftlichen Arbeit wirksam werden lassen.

Russel, Bertrand, Philosophie des Abendlandes, Europaverlag, DM 70,00

Vielen nur mehr als Namensgeber aufsehenerregender Tribunale bekannt, erweist sich Rassel in seinem philosophiegeschichtlichen Hauptwerk als ebenso faszinierender wie verständlicher Geschichts- und Geschichtenschreiber der westlichen Philosophie. Ein Buch zum Ausleihen.

Sandkühler, Hans Jörg (Hrsg.), Die Wissenschaft der Erkenntnis und die Erkenntnis der Wissenschaft, Metzler, ca. DM 59,00

Vorträge des ersten 'Bremer Symposiums' über die bestmögliche Nutzung der wissenschaftlichen Methoden und Erkenntnisse, die Schaffung optimaler rechtlicher und wirtschaftlicher Voraussetzungen für wissenschaftliches Arbeiten, u. a. von Bahr, Tomberg, Vollmer, Holz.

Schumacher, Joachim, Die Angst vor dem Chaos, Syndikat, ca. DM 20,00

Schuhmachers 1937 in einem Pariser Emigrantenverlag erschienenes Buch über das Chaos (»Das älteste Geschwätz der Welt«) ist von beklemmender Aktualität.

Trentin, Bruno, Arbeiterdemokratie, VSA, DM 16,00

Trentin, führender Funktionär der kommunistischen Gewerkschaft Italiens, begründet in mehreren Aufsätzen seine Vorstellungen von wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Strukturumwälzungen mittels neuer Formen der Basisbeteiligung.

Geschichte

Auf den Barrikaden von Paris, Elefanten Press, ca. DM 22,00

Ein neuer Typ von Geschichtsbuch, hervorragend illustriert, ohne grafische Mätzchen umbrochen, zu einem vernünftigen Preis. Hier: Die Geschichte der Kommune mit einer ausgezeichneten historischen/ideengeschichtlichen Einführung, mit Beiträgen von Hiepe und Neumann über das erste Zusammentreffen von Proletariat und Fotografie, mit Überlegungen zur Kunst und Karikatur ... Kurz (und ohne Rücksicht auf den Anzeigenkunden): Wer die Bände der Elefanten Press noch nicht entdeckt hat, sollte dies schleunigst nachholen. Es gibt kaum Besseres.

Brunner, Otto, Sozialgeschichte Europas im Mittelalter, Vandenhoeck, DM 9,80

Beste nicht-marxistische Beschreibung von Staat und Gesellschaft im Mittelalter, lesbar und anschaulich.

Crankshaw, Winterpalast, List, DM 36,00

Crankshaws Schilderung des Unterganges der Zarendynastie ist ein gutes Beispiel dafür, daß Bestseller anderswo (in England wochenlang Nr. 1) durchaus lesenwert und gar nicht banal sein können.

Fricke, Dieter, Die deutsche Arbeiterbewegung 1869 bis 1914, deb, DM 24,00

Reichhaltige Materialsammlung mit vielen Tabellen über die deutsche Arbeiterbewegung im wilhelminischen Kaiserreich, ebenso gewinnbringend wie mühsam zu lesen.

Geiss, Imanuel, Das Deutsche Reich und die Vorgeschichte des Ersten Weltkriegs/Das Deutsche Reich und der Erste Weltkrieg, 2 Bde, Hauser, je ca. DM 14,80

Geiss, Fischer-Schüler und engagierter Vertreter der ernsthaft nicht mehr bezweifelten These von der deutschen Kriegsschuld, vermag Geschichte lesbar und reizvoll zu vermitteln. Ein Buch, mit dem man Gymnasial-Geschichtslehrer immer noch provozieren kann.

Hermann, Horst, Ketzer in Deutschland, Kiepenheuer & Witsch, DM 34,00

Geschichte der Störenfriede und Systemveränderer, dargestellt am Sonderfall des religiösen Abweichlertums, der religiösen Minorität.

Langkau-Alex, Ursula, Volksfront für Deutschland, Syndikat, DM 48,00

Detaillierte Darstellung der Vorgeschichte und Gründung des 'Ausschusses zur Vorbereitung einer deutschen Volksfront' in Paris, 1936.

Poppinga, Onno u. a., Ostfriesland -Biographien aus dem Widerstand, Syndikat, DM 14,00

Ein wichtiger, beispielhafter Beitrag über demokratische Traditionen in unserem Land, über den Widerstand des kleinen Mannes aus einer Provinz, die ansonsten nur mehr für blöde Witze herhalten muß.

Pospiech, Friedrich, Julius Motteler -der 'rote Feldpostmeister', Informationszentrum 'Hans Rueß', Sirnauer Straße 18, 73 Esslingen, DM 7,80

Literarisch wertlose, doch ungemein faktenreiche Biografie eines der maßgeblichen Mitgestalter der Gewerkschaftsbewegung im Deutschen Reich.

Reulecke, Jürgen (Hrsg.), Die deutsche Stadt im Industriezeitalter, Peter Hammer Verlag, DM 18,00

Stadtentwicklung und Kapitalismus an einzelnen Beispielen (z. B. Frankfurt) und Erscheinungsformen (z. B. Wachstum/Eingemeindungen) aufgezeigt und analysiert.

Schoenberger, Gerhard, Der gelbe Stern, Bertelsmann, DM 29,80

Schoenbergers bereits 1960 erschienene Bilddokumentation über die Verfolgung, Vernichtung der Juden wird neu aufgelegt zu einem Zeitpunkt, in dem wir gerade dabei sind, die faschistische Vergangenheit unseres Volkes mit Hilfe eines FAZ-Herausgebers zu 'bewältigen'. Eigentlich unpassend, dieses Buch.

Spanien 1936-37, un ano de las brigades internacionales, deb, DM 29,80

Nachdruck (mit beigelegter deutscher Übersetzung) des von Luigi Longo 1937 herausgegebenen Bildbandes. Außergewöhnlich in Format (25x40cm) und Wiedergabequalität (kein Museumsexemplar diente als Druckvorlage, sondern ein über Krieg und Faschismus gerettetes Album) irritiert der Band zunächst. Seine grafische Gestaltung befriedigt kaum mittelmäßige Ansprüche, doch entstand dieser Band wenige hundert Meter von der Front entfernt in einem halbzerstörten Gebäude. Was unvollkommen und ärgerlich scheint auf den ersten Blick, erweist sich schließlich als ein Dokument des Optimismus, des Mutes und der Tapferkeit.

Steiner, Herbert, Karl Marx in Wien, Europaverlag, ca. DM 43,00

Verlauf und Scheitern der 48er Revolution in Wien, an der Ende August/Anfang September 1848 Karl Marx beteiligt war.

Pädagogik

Brück, Horst, Die Angst des Lehrers, Rowohlt, DM 24,00

Lehrer, die unter und in der Schule leiden, werden kaum die Zeit und Ruhe finden, diese zu umfangreich dokumentierte Dissertation zu lesen. Das ist schade, denn Brücks durchaus verständlich geschriebene Arbeit über die Rolle des Lehrers in der Konfrontation mit seinen Schülern gibt viele Anhaltspunkte, das eigene Lehrer-/Erziehungsverhalten zu reflektieren.

Kinder spielen Geschichte, Aspekte ästhetischer Erziehung 11, Bezug: Weimann, 2 Bde., DM 34,00

Gut illustrierte, fundierte, praxisbezogene Hinweise für einen neuen, spannenden, vergnüglichen Geschichtsunterricht am Beispiel der Entwicklung Münchens.

Wortmann, Raoul, Heim, Knast und dann?, Campus, ca. DM 24,00

Erfahrungen aus einem Jugendwohnkollektiv, dessen erzieherische Programmatik sich nicht an einem antiautoritären Laissez faire, sondern an der Verbindlichkeit des gesamten Kollektivs orientiert.

Mannoni, Maud, Ein Ort zum Leben, Syndikat, DM 28,00

Bericht über das Projekt 'Botmeuil', eine Erziehungseinrichtung für systemgestörte Kinder in der Nähe von Paris.

Schefer-Vietor, Gustava, Arbeiterkinder an der Gesamtschule, Campus, ca. DM 19,80

Ergebnisse einer schriftlichen Befragung, von Gruppendiskussionen und Elterninterviews an einer hessischen Gesamtschule über das Bewußtsein von Arbeiterkindern: Entfernung gegenüber der eigenen sozialen Schicht - Solidarität mit der Herkunftsgruppe?

Psychologie

Braun, Karl-Heinz, Einführung in die Politische Psychologie, Pahl-Rugenstein, DM 12,00

Braun begründet u. a., warum unter den Bedingungen antagonistischer Klassengesellschaften die einzelne Persönlichkeit sich nur dann zum entfalteten individuellen Subjekt entwickeln kann, wenn sie Teil der organisierten politischen Bewegung ist.

Gmelin, Otto F., Mama ist ein Elefant, dva, DM 18,00

»Glaubt nicht, die Psychologen wüßten mehr als ihr! «, sagt Gmelin in seinem Buch und fordert Eltern und Leser zur »fröhlichen Wissenschaft unter Laien der praktischen Vernunft« auf. Darunter versteht er den gemeinsamen »creativen Zeichennachmittag«, bei dem den Eltern die Möglichkeit gegeben wird, mittels der von den Kindern dargestellten Familiensituationen in der Psyche ihrer Kinder herumzuschnüffeln, um dann vielleicht gar eine dilletantische Heimtherapie daraus zu entwickeln.

Holzkamp, Klaus, Gesellschaftlichkeit des Individuums, Pahl-Rugenstein, DM 12,00

Der Band enthält alle wichtigen Einzelaufsätze Holzkamps aus den Jahren 74 bis 77. Zentrales Thema aller Arbeiten ist die Alternative des Menschen zwischen seinem Ausgeliefertsein an aktuellen Daseinsumstände oder der subjekthaftaktiven Mitgestaltung seiner gesellschaftlichen Lebensbedingungen unter bürgerlichen Verhältnissen.

Panizza, Oskar, Die kriminelle Psychose, Matthes & Seitz, DM 12,80

Oskar Panizzas unverschämte 'Psichopatia criminalis` zur 'Diagnose der politischen Gehirnerkrankung' läßt erkennen, warum dieser von Andre Breton so hoch geschätzte Schriftsteller in Deutschland verfemt blieb. (Das Buch enthält daneben noch Panizzas Schriften 'Genie und Wahnsinn', 'Der Illusionismus und die Rettung der Persönlichkeit`, 'Christus in psicho-patologischer Beleuchtung' und 'Imperjalja'.)

Pearce, Joseph Chilton, Die magische Welt des Kindes, Diederichs, ca. DM 29,80

Pearce's Arbeit über die Entwicklung des Denkens bei Kindern gehört zu den Büchern, die ihrer einfachen Darstellungsweise wegen vielen Pädagogen und Psychologen nur ein müdes Lächeln entlocken und dennoch wichtig und nützlich sind: Ratgeber auf dem Niveau und nicht in der Sprache moderner wissenschaftlicher Erkenntnis.